ANGLIA

ZEITSCHRIFT FÜR ENGLISCHE PHILOLOGIE

herausgegeben von
HERMANN M. FLASDIECK

BAND 55

1931

Unveränderter Nachdruck

1964

MAX NIEMEYER VERLAG / TÜBINGEN
AKADEMISCHE DRUCK- u. VERLAGSANSTALT
GRAZ / AUSTRIA

Ein Teil dieser Auflage erscheint im Verlag
Johnson Reprint Corporation, New York – London

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria

Printed in Austria
16.64 /55

BAND-INHALT.

'INNERE SPRACHFORM'.

W. Leopold hat Language V (1929), S. 254 ff. über den Begriff der „inneren Sprachform" („inner form") gehandelt und ihn gegenüber dem seit Humboldt fortwährend schwankenden Gebrauch dieses Ausdrucks fester zu umgrenzen gesucht. Er geht mit Recht von der neuen Auffassung von Marty und Funke über die syntaktische Funktion aus, die den Prozefs des Sprechens in einem der wichtigsten Punkte geklärt haben. Die Ausführungen Leopolds sind äufserst klar und werden gewifs dazu beitragen, die neue Lehre von Marty-Funke weiter zu verbreiten. Er bedient sich dabei zweier Termini, die er neu geprägt hat, nämlich „bridge-form" und „bridge-meaning", und die sehr geeignet scheinen, den Begriff der syntaktischen Funktion schärfer zu erfassen. Jedoch in einem Punkte, der mir nicht unwesentlich erscheint, bedarf es noch der weiteren Klärung. Es handelt sich um das zeitliche Verhältnis, in welchem die Bedeutung („meaning"), d. h. der Inhalt des vom Sprechenden Gewollten, zu der von ihm gewählten Sprachform („form"), d. h. den sprachlichen Ausdrucksmitteln, steht.

Man hat gesagt, das Sprechen ist eine Funktion wie Essen, Trinken usw. Das trifft aber nur zu, wenn man blofs das Artikulatorische dabei im Auge hat, d. h. die Erzeugung der Laute und Lautverbindungen, die physische Funktion. Dieser geht aber eine seelische bzw. geistige Funktion unmittelbar voraus, und zwar eine zweifache:

1. Das Denken, Fühlen, Wollen des Sprechenden vor dem eigentlichen Sprechakt: die seelische Funktion.[1]
2. Die Wahl der Ausdrucksmittel, um sich anderen verständlich zu machen (Mitteilung): die syntaktische Funktion.

[1]) Vgl. Verf., Hoops-Festschrift S. 66 f.

Die beiden Funktionen sind nicht gleichzeitig, sondern die erstere geht der zweiten voraus. Das zeigt sich oft schon darin, daſs der Sprechende stutzt, ehe er den gewollten Ausdruck gefunden hat. Wir suchen oft nach dem entsprechenden Ausdruck oder ringen gar damit. Selbst im besten Falle, d. h. wenn die sprachliche Äuſserung mit der gewollten Bedeutung scheinbar gleichzeitig, blitzartig erfolgt, ist doch anzunehmen, daſs die seelische Funktion vorausgegangen ist. Nur da, wo der Sprechende sich über das Gedachte, Gefühlte, Gewollte noch im unklaren ist, liegt die Möglichkeit vor, daſs die syntaktische Funktion, wenn auch nur zum Teil, gleichzeitig eintritt. Es ist zwar im allgemeinen richtig, wenn gesagt wird: Erst die syntaktische Funktion gibt der Rede die vom Sprechenden gewollte Bedeutung. Aber damit ist noch nicht erwiesen, daſs die seelische Funktion mit der syntaktischen immer gleichzeitig erfolgt. Auch ist die syntaktische Funktion gewiſs nicht in allen Fällen eine genaue Entsprechung der gewollten Bedeutung (seelische Funktion). Die syntaktische Funktion hinkt oft nach. Wir spüren dies nicht selten, indem wir nachträglich bessern oder Gewolltes nachholen.

Die drei Funktionen verlaufen also in der Regel zeitlich wie folgt: 1. die seelische Funktion, 2. die syntaktische Funktion, 3. die artikulatorische Funktion.

Die seelische Funktion wirkt sich vermittelst der syntaktischen Funktion in doppelter Weise aus:

1. Werden die vorhandenen, d. h. erlernten Ausdrucksformen als ausreichend (angemessen, übereinstimmend) für das, was der Sprechende sagen will, empfunden, so ändert er nichts an dem überlieferten und erlernten Sprachgut. Er wirtschaftet mit dem Überkommenen, dem Traditionellen. Die Tradition spielt besonders in den Kultursprachen eine sehr groſse Rolle.

2. Im anderen Falle schafft der Sprechende sich durch das Band der begrifflichen Assoziation eine „Brücke" („bridge") für die von ihm gewollte Bedeutung („meaning").

Dies kann, wie Leopold im Anschluſs an Marty-Funke zeigt, auf mehrfache Art geschehen:

a) Durch eine schon vorhandene, aber der gewollten Bedeutung nicht adäquate Ausdrucksform als Brücke

für die neue Bedeutung („bridge-form"); d. h. die alte Form erhält im Zusammenhang der Rede eine neue Bedeutung, die zunächst nur okkasionell ist, später aber usuell werden kann: z. B. *he will come* als bloſses Futurum; nicht mehr „er will kommen", sondern „er wird kommen".

b) Durch eine schon vorhandene Bedeutung, die bloſs gedanklich als „Brücke" assoziativ zu einer anderen gleichfalls schon vorhandenen Bedeutung hinzutritt, aber durch die Verbindung (Verschmelzung) beider im Zusammenhang der Rede eine neue Bedeutung erzeugt (okkasionell, später auch usuell); z. B. *Er arbeitet schwer* (*„hard"*); *eine schwere* (*„strong"*) *Zigarre.*

c) Durch Assoziierung einer alten Bedeutung (*„fat"*) mit einer neuen Form (*„adipose tissue"*)

Demnach scheint es mir am zweckmäſsigsten, den Terminus „innere Sprachform" („inner form") einzig und allein für die syntaktische Funktion zu verwenden, wobei die seelische und artikulatorische Funktion ausgeschlossen sind. Damit sind hoffentlich alle Undeutlichkeiten und Miſsverständnisse beseitigt.

GÖTTINGEN. LORENZ MORSBACH.

ON *ANGLO-SAXON* AS A TECHNICAL TERM.

It is well known that *Anglo-Saxon* as a technical term has several distinct meanings, the chief of which are (1) world English, (2) pre-English, (3) plain English and (4) Old English.[1] But nobody, so far as I know, has called attention to the striking peculiarity in its use which this paper was written to signalize. I will begin with two quotations from the excellent *History of the English Language* of the late T. R. Lounsbury. The first reads as follows (ed. of 1894, p. 28):

> In this work Anglo-Saxon will be used to mark a period in the history of the English language extending from 450 to 1150, . . . As an equivalent phrase, "English of the Anglo-Saxon period" will be used.

Here Lounsbury uses *Anglo-Saxon* in the sense 'Old English'. In the second quotation, however, taken from the same work (pp. 67 f.), we find a different point of view:

> It was in the fourteenth century that the forces which give stability and credit to a language began first to operate powerfully upon the speech employed by the great body of the people. It was in the latter half of that century that English literature, in the strict sense of the word literature, properly begins.

Obviously Lounsbury does not reckon *Beowulf* as part of English literature. In other words, his *Anglo-Saxon*, when applied to the language, means 'Old English', but when applied to the literature means 'pre-English'. A like distinction is that of Professor Legouis, although he differs from Lounsbury in being most reluctant to admit that the English language existed before the Norman Conquest. After discussing this linguistic point at some length, he continues:

> However it may be with the English language, . . . Anglo-Saxon literature cannot be an integral part of English literature. It has

[1]) See my discussion in the *Review of English Studies*, V (1929), 173 ff.

> rightly no other relation to English literature than the life of his father or mother has to the life of the hero of a biography. It is the prologue rather than the first chapter of the book.[1])

Along with this distinction between language and literature goes a kindred distinction between language and people. Thus, Professor Luick in his great *Grammatik* calls the English people of Saxon times, not *Engländer* but *Angelsachsen*, while he calls their language *Altenglisch.*[2])

We have to do, then, with a distinction between the language, on the one hand, and all other aspects of the national life, on the other. This curious distinction is applied to the Saxon period only, but there it is applied with astonishing frequency, and has impressed itself deeply on Anglistic terminology. It is reflected strikingly in the common practice of calling the written monuments of the Saxon period *Anglo-Saxon*, while giving the name *English* (or *Old English*) to the language in which these monuments are written. Thus, we read constantly of the "Anglo-Saxon *Genesis*" and the "Anglo-Saxon *Chronicle*", while *Beowulf* is referred to as an "Anglo-Saxon epic" and its author as an "Anglo-Saxon poet" It is interesting to see that Shakspere, who in *Macbeth* refers often to the English of Saxon times, knows nothing of this distinction. Edward the Confessor is an Englishman to him, and Edward's court is the English court pure and simple.[3]) Our distinction belongs, indeed, to recent times, and is an odd by-product of modern scholarship. I hasten to add, however, that many writers of today prefer (for obvious logical and esthetic reasons) to be consistent, and when writing of Saxon times use either *Anglo-Saxon* or (*Old*) *English* exclusively, whether the reference is to the speech or not.

---

[1]) E. Legouis and L. Cazamian, *History of English Literature*, Vol. I, *The Middle Ages and the Renascence* (New York, 1926), p. 3.

[2]) K. Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache* I (Leipzig 1914), p. 22. It may be added that the distinction which Luick draws between *Engländer* and *Angelsachse* is not the ordinary one in current German usage. The average German of today takes *Engländer* to mean 'Englishman', whereas his *Angelsachse* seems usually to mean 'person who belongs to the English-speaking world' and is applied freely to the inhabitants of England, Scotland, the United States, Canada, Australia and the other parts of present Anglo-Saxondom.

[3]) See *Macbeth* III vi 26; V ii 1; V iii 8; V iii 18; V iii 56.

The influence of the distinction under discussion is best studied in the terminology of writers who seem not to bother their heads about such matters. I therefore took the trouble to go through a recent book the author of which obviously has no interest whatever in terms. I refer to the *Habilitationsschrift* of Dr. E. A. Philippson, *Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen* (Leipzig 1929). In this monograph the Saxon period of English history is specifically referred to 406 times. Of these 406 references, 165 are to the language, which is called (*Alt*)*englisch* 117 times (five times without the *alt-*) and *Angelsächsisch* 48 times. Dr. Philippson's method of choosing a term is to write down, in each instance, the first term that comes into his head. Evidently, then, when he is writing of the language the term (*Old*) *English* comes first into his head more than twice as often as *Anglo-Saxon*. When he writes of the literature, however, his head does not work the same way. The total number of references in his book to writings, writers, passages, literature, tradition, etc. of the Saxon period is 88. In these, *Anglo-Saxon* appears 57 times, (*Old*) *English* 26 times, *Saxon* 5 times. Here, then, *Anglo-Saxon* comes first into his head over twice as often as (*Old*) *English* — just the opposite of what we found in the linguistic field. The English people of the Saxon period are referred to 72 times; they are called *Angelsachsen* 70 times, and *Engländer* only twice! Comment is needless. Under the head 'beliefs, customs and the like' I have noted 34 occurrences of *Anglo-Saxon* against 11 of (*Old*) *English*, a difference in frequency of more than 3 to 1. Finally, under the head 'miscellaneous' I find 21 occurrences of *Anglo-Saxon* to 15 of *English*. If Dr. Philippson's case is typical of those who make no conscious effort toward consistency in terminology (and I believe it is typical enough for practical purposes), then we may conclude that an Anglicist who is not term-conscious will be likely to say *Old English* when he is talking about the language of the pre-Norman period, but *Anglo-Saxon* otherwise.

By way of control I have also gone through an article by Julia Keays-Young in the *Review of English Studies*, vol. VI (1930), pp. 271—283. In this article the language of Saxon England is named twice (besides one mention of the

West Saxon dialect); in both cases it is called *Old English*. The same term appears once with reference to a charter. The term *Saxon* is used once, with reference to a mote. *Anglo-Saxon* occurs 11 times; the references are to charters, literature, architecture, the country, the people, etc. The author obviously differs from Dr. Philippson only in that she is more consistent in applying *Old English* to the language and *Anglo-Saxon* to everything else.

Mr. Aldo Ricci has lately referred to "that deadly idea, now happily on its way to oblivion, that English literature began after the Conquest."[1]) I agree with him that the idea is deadly, but I cannot see that it is on its way to oblivion. We need not infer, it is true, when we find a given writer using the distinction under discussion, that he believes English literature to have begun only after the Norman Conquest. He may avoid calling *Beowulf* an (Old) English poem for some other reason, or for no reason at all. But the *general* practice of denying the name *English* to the literature of Saxon times obviously has its roots in a feeling that this name is not properly given to that literature, and so long as the practice is widespread the feeling must be reckoned widespread too.

---

[1]) *Review of English Studies*, V (1929), p. 1.

BALTIMORE, U. S. A. KEMP MALONE.

ANGLO-SAXON LEXICOGRAPHY.

In the last volume of *Anglia* (LIV, 8—25) Mr. Willard publishes a valuable collection of unrecorded or rare Anglo-Saxon words. The number of words hitherto recorded only from poetical texts but used in the prose of the Vercelli Homilies, teaches us to be careful in drawing conclusions as to the nature of words. The author will excuse me for making a few remarks with respect to some of his entries.

An instance of *ārēceleāsian* was recorded by me in *Engl. Stud.* LIV, p. 347.

There is no noun *ēhta* in the sentence quoted on p. 11: *þīn* is the genitive singular of the personal pronoun dependent on the infinitive *ēhtan.*

On the curious *gefēanness* I have commented in *Engl. Stud.* LIII, 354.

The form *forgifen* need not be given separately. The first and most common meaning of *forȝiefan* is *to give, grant, concede, allow.*

For *geondbrǣdan* I refer the author to Lindelöf's edition of the Lambeth Psalter, 50, 9, note.

It is always difficult to decide whether we ought to read: *of āwearp* or *ofāwearp.* Taking into account the great number of such compounds I think Mr. Willard is fully justified in assuming the compound. Cf. *ofāniman* (*Engl. Stud.* LIII, 357); *ofācennan* (Herrig's Archiv, 134, 277); *ofādrīfan* (*Engl. Stud.* XLI, 325), etc.

Ofergemet is perhaps simply *ofer gemet*; cp. *Anglia*, Beiblatt XXXI, 283.

Oferhealdan; cp. *Modern Language Review* XLIII, 102.

For *ondrysenlīc*(*e*) cp. *Dialoge Gregors des Grofsen*, p. 59, 21 and Hecht's *Einleitung*, p. 164, especially note 3; Gonser's *Guthlac*, p. 128, and *Chrodegang*, p. 36, 15.

Onyrneð, p. 18, must certainly be read *on yrneð*; this is proved by the sense of the full quotation in voce *sǣflōd*, which has its normal meaning of 'flow of the sea, flood-tide'.

Unforhtlēasness. The translator or the scribe made a sad muddle over his rendering of 'pavore', 'timore'. Perhaps he meant *forhtlīcness.* The Ms. has *forhtleasnysse*, which is exactly what is not wanted.

Utālǣdan occurs in the Laws (v. Liebermann, *Wörterbuch*, 231), and in the Vespasian Psalter.

AMSTERDAM. A. E. H. SWAEN.

WEL UND *WELL* IM ORRMULUM.

Neben den bahnbrechenden Erkenntnissen über den Einfluſs der Funktion auf den Sprachkörper ist einer der wichtigsten Fortschritte der modernen Sprachwissenschaft die systematische Inangriffnahme der Untersuchung des Einflusses des Satzrhythmus auf die Lautentwicklung. Der erste Gegenstand solcher Untersuchungen muſs ja die gegenwärtig gesprochene Sprache sein, da nur die gesprochene Sprache die Überfülle der Beobachtungsmöglichkeiten gibt, die die Ausbildung einer wissenschaftlichen Methode für derartige Forschungen ermöglicht. Aber die Zeit ist bereits abzusehen, da sich die Forschung die Aufgabe stellen muſs, das, was sie über das Verhältnis von Satzrhythmus und Lautentwicklung an den modernen Sprachen festgestellt hat, für die Erforschung der früheren Perioden auszuwerten. Dabei wird vor allem auch die Frage erörtert werden müssen, ob die alten Handschriften in ihren Schreibungen satzphonetische Gegebenheiten in irgendeiner Weise widerspiegeln, d. h. insbesondere, ob Schreibungen, die uns bisher als Ausnahmen erschienen, satzphonetisch zu erklären sind.[1]) Die Doppelschreibungen in den alten Handschriften gewinnen dadurch ein neues Interesse, und man wird es nicht ungerechtfertigt finden, wenn im folgenden einer Dublette eine so eingehende Untersuchung gewidmet wird.

In den folgenden Ausführungen sind satzphonetische Gesichtspunkte, die sich auf die, wenn ich so sagen darf, primitiveren Gegebenheiten des Satzrhythmus beziehen, an mehreren Stellen berücksichtigt worden, ein Eingehen auf Probleme, die bei der Ergänzung der Satzphonetik durch die Schallanalyse zutage treten, ist jedoch vermieden worden,

[1]) Daſs das in vielen Mss., u. a. auch im Orrmulum-Ms., der Fall sei, ist bekanntlich von Sievers bereits behauptet worden. (Abh. sächs. Akad. d. Wissenschaften, phil. hist. Klasse XL, 1928, Nr. 1, besonders S. 3, 20, 37.)

und das vor allem deshalb, weil der Verfasser das Gefühl hat, noch nicht genügend in diese Gebiete eingearbeitet zu sein, um es wagen zu können, eigene Urteile vorzutragen. Die Veröffentlichung der folgenden Studie bis zu einem Zeitpunkt hinauszuschieben, da diese Einschränkung nicht mehr nötig wäre, schien aber auch nicht ratsam, zumal die Gefahr besteht, dafs der Wert der hier dargebotenen mit rein philologischen Methoden arbeitenden Untersuchungen[1]) in mancher Hinsicht eher gemindert als gehoben werden könnte, wenn sie als Stütze für einen positiven oder negativen Standpunkt gegenüber der Schallanalyse vorgebracht würden.

1.
Die bisher geäufserten Ansichten über *wel* und *well* im Orrmulum.

Das Nebeneinander der Schreibungen *wel* und *well* im Orrmulum hat schon öfters Anlafs zu Erörterungen gegeben. Kluge äufsert die Vermutung, eine statistisch genaue Untersuchung des Orrmulum werde wohl das Resultat zutage bringen, dafs *well* überwiegend Senkungsform und *wel* überwiegend Hebungsform sei.[2]) Ob er dabei tatsächlich Hebung und Senkung im Vers im Auge hatte, ist aus seiner kurzen Bemerkung nicht ganz klar ersichtlich[3]), jedenfalls fafst Holthausen Kluges Angaben in diesem Sinn auf und weist dagegen nach, dafs auch in der Verssenkung *wel* bedeutend häufiger zu belegen ist als *well*, während *well* allerdings fast aus-

---

[1]) Insofern geht die Methode, die ich bei meinen sprachgeschichtlichen Untersuchungen anwende, allerdings mit der Methode der Schallanalytiker, wie sie z. B. Fritz Karg im Vorwort zu seinen „Syntaktischen Studien“ beschreibt, parallel, als auch ich, ebenso wie sie, den Wortzettel fast ganz ausschalte, den Wortgruppenzettel meist nur zur Gewinnung eines ersten Überblickes verwerte und mich in Fällen besonderer Wichtigkeit sogar nicht einmal auf Satzzettel verlasse, sondern alle problematischen Belege mehrmals im Text selbst nachschlage. Auch zusammenhängendes Lesen von gröfseren Textabschnitten auf ein bestimmtes Problem hin hat mich bisweilen weiter geführt. Zu dieser Methode bin ich in Weiterführung von Ratschlägen gekommen, die mir Wilhelm Horn schon vor mehreren Jahren vom Ideenkreis seiner Funktionsstudien aus gegeben hat.

[2]) Zeitschr. für deutsche Wortforschung II (1902), S. 46.

[3]) Zu beachten ist, dafs man 1902 die metrischen Fachausdrücke noch nicht so häufig auf die Verhältnisse der gewöhnlichen Rede bezog.

schließlich in der Verssenkung zu belegen ist. Er kommt zu dem für die Erforschung des vorliegenden Problems äußerst wichtigen Ergebnis, daß es, wenn man den wirklichen Unterschied zwischen den beiden Formen erkennen will, nicht so sehr auf die Stellung des Wortes im Verse ankommt als auf die Bedeutung, und daß *wel* ganz überwiegend die Form des selbständigen Adverbiums ist, *well* dagegen die des bloß steigernden, Adjektiven und Adverbien vorgesetzten Adverbiums[1]), eine Erklärung, die besonders deshalb sehr einleuchtend erscheint, weil der von H. erwiesene Bedeutungsunterschied bei der Wiedergabe des Orrminschen *wel* und *well* im Ne. dadurch zum Ausdruck kommt, daß man *well* fast immer mit *very* wiedergeben kann, während man *wel* meist mit *well* oder *much* wiedergeben muß. Allerdings mußte H. neben 42 der von ihm aufgestellten Regel entsprechenden Belegen für *well* 12 Belege anerkennen, bei denen *wel* stand, obwohl man nach seiner Meinung *well* erwarten sollte, und 6 Belege, bei denen das zunächst auffällige *wel* durch eine Sonderregel erklärt werden mußte. Im ganzen war demnach die Zahl der Sonderfälle und Ausnahmen mit *wel* statt *well* fast halb so groß wie die Zahl der H.'s Hauptregel entsprechenden Belege für *well.*[2])

Kluge und Holthausen setzen als selbstverständlich voraus, daß das Nebeneinander der Schreibungen *wel* und *well* ein Nebeneinander der Aussprachen *wēl* und *wĕl(l)* anzeigt. Eine andere Ansicht vertritt Sievers, der sich zu dieser Frage in einer Bemerkung äußert, die er, „im Augenblick fern von allen literarischen Hilfsmitteln, nur in der Form einer beleglosen Behauptung vortragen kann". Er erkennt dabei an, was H. über den funktionellen Unterschied von Orrmins *wel* und *well* sagt, faßt aber *wel* nicht als *wēl* auf, sondern als ungedehntes falltoniges *`wĕl*; *well* erklärt er im Gegensatz dazu als steigtoniges *´wĕl.* Nach Steigton habe der Konsonant eine leichte Verstärkung erfahren.[3])

---

[1]) Anglia Beiblatt XIII, 16 ff.

[2]) Über die wenigen Ausnahmen für *well* statt *wel* vgl. S. 34 Anm. 3.

[3]) PBB. 51, 304 f. — Vor Kluge und Holthausen hat übrigens schon Morsbach eine Ansicht über Orrmins *wel* und *well* geäußert, die zwar sehr allgemein gehalten ist, aber doch zeigt, daß M. auf dem richtigen Weg war. Er sagt: „Orrm hat *wel* in betonter und *well* in unbetonter Satz-

Eingehende Untersuchungen haben mir gezeigt, daſs die Grunderkenntnis Holthausens, derzufolge Orrmins *wel* und *well* bedeutungsmäſsig geschieden sind, als durchaus richtig anzuerkennen ist; sie haben mich jedoch dazu geführt, H.'s Hauptregel durch eine nicht unerhebliche Ergänzung zu erweitern und seine Nebenregel fallen zu lassen. Auch in der Frage der Quantität des Orrminschen *wel* haben mich meine Nachforschungen zu einem, wie mir scheint, klar begründeten Standpunkt geführt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen bringen die folgenden Abschnitte.

2.

Der Bedeutungsunterschied zwischen proklitischem *wel* und *well* im Orrmulum.

Mein Interesse für das Orrminsche *wel*[1]) wurde zuerst durch die vielen Ausnahmen, welche bei Holthausens Erklärungsversuch bestehen blieben, wachgerufen, und gelegentlich eines Aufenthaltes in Oxford untersuchte ich die Hs. des O. daraufhin, ob nicht etwa alle diese Ausnahmen nur in Fehlern der Ausgabe begründet seien.[2]) Dabei stellte sich heraus, daſs die Hs. tatsächlich in mehreren Fällen, die gröſstenteils schon in Holms Kollation berücksichtigt sind[3]), die Schreibung bot, die man nach H.s Regel erwarten muſste, und zwar an folgenden Stellen:

V. 4861 lies: well (so Hs. = Ausgabe = Holm; anders Kölbing)
V. 6558 lies: wel (Holm)
V. 6869 lies: wel (Holm)

---

stellung." (L. Morsbach, Über den Ursprung der neuenglischen Schrift sprache, Heilbronn 1888, S. 18). Die Angaben von ten Brink, Anglia I, 542 (1878) gründen sich auf zu wenig und darum zufälliges Material. (Vgl. z. B. *well mikell* V. 7248.)

[1]) Es wird sich im Lauf dieser Abhandlung öfters als notwendig erweisen, von dem Wort *wel* in ganz allgemeinem Sinn zu reden, ohne an eine bestimmte Aussprache (*wēl, wĕl*) oder Schreibung (*wel, well, weel* usw.) zu denken. Falls in solchen Fällen die Möglichkeit eines Miſsverständnisses vorliegt, schreibe ich *wel(l)* oder *wĕ̄l*, sonst einfach *wel.*

[2]) Meine Zeit reichte nur dazu aus, Holthausens Ausnahmen nachzuschlagen, nicht aber, alle Belege für *wel* und *well* zu kontrollieren.

[3]) Sigurd Holm, Corrections and Additions in the Ormulum Manuscript, Diss. Uppsala 1922, S. XVIII ff.

V. 16048 lies: wel (so Hs. = White; anders White-Holt; Holm schweigt)
V. 16832 lies: well (Holm)
V. 19555 lies: wel (Holm)

Bei V. 6704 stand ursprünglich *'wel.'*. Ein über dem Punkt eingefügter Vertikalstrich scheint ein zweites *l* bezeichnen zu sollen, doch läſst sich nicht entscheiden, von welcher Hand er stammt.[1])

Bei allen übrigen Belegen, die nach Holthausens Hauptregel als Sonderfälle oder Ausnahmen zu betrachten waren, bestätigte meine Prüfung jedoch die Lesart der Ausgabe. Als ich die verbleibenden Ausnahmen zusammenstellte, ergab sich aber, daſs mit einer Ausnahme alle Belege für *wel* vor einer zwei- oder mehrgliedrigen Wortgruppe (z. B. **wel mikell Godess follc* V. 16832) wegfielen, daſs also *wel* in fast allen übrig bleibenden Belegen nur mit einem alleinstehenden Adjektiv oder Adverb verbunden war. Der einzig verbleibende Beleg für *wel* vor einer mehrgliedrigen Wortgruppe lautete:

7 ta wass wel hallf feorþe ȝer
þatt comm na reȝȝn onn eorþe. V. 8621—22.

Auf die Bedeutung, die *wel* an dieser Stelle hat, will ich später genauer eingehen. Aber soviel ist ohne weiteres klar, daſs hier nicht das „bloſs steigernde, Adjektiven und Adverbien vorgesetzte" Adverb (= *very*) vorliegt, und daſs man diesen Beleg nicht mit den Belegen für *well* auf eine Stufe stellen kann. Es ergab sich also die Tatsache, daſs im Orrmulum vor mehrgliedrigen Fügungen als einfach steigerndes, Adjektiven oder Adverbien vorgesetztes Adverb nie *wel*, sondern (neben anderen Steigerungsadverbien) nur *well* belegt ist.[2])

---

[1]) Bei der Prüfung von Effers Belegstellen für *ȝe(o)rne-ȝe(o)rrne* (Anglia VII, Anz.) wurde ich auf den Beleg **wel ȝerrne* in V. 17962 aufmerksam. Nach meiner Kollation ist jedoch *well ȝerrne* zu lesen. (White und White-Holt haben *wel ȝerrne*, Kölbing bemerkt nichts, trotzdem führt Holthausen den Beleg nicht unter seinen Ausnahmen an; Holm bemerkt nichts.)

[2]) Der Einfachheit halber werde ich im weiteren Verlauf der Untersuchung statt des Ausdrucks *Adjektiven und Adverbien vorgesetzt* den Ausdruck *proklitisch* gebrauchen. Das *bloſs steigernde, Adjektiven und Adverbien vorgesetzte Adverb* nenne ich *proklitisch intensivierendes Adverb* oder *proklitisches Intensivum*. Das von H. als *selbständig* bezeichnete Adverb (Typus *he knew him well*) will ich präziser *adverbales Adverb* nennen. (Natürlich kann der Ausdruck *proklitisch* daneben auch für das vor Zahl-

So schien es zunächst, als ob im Orrmulum eine Unterscheidung zwischen proklitisch intensivierendem *wel* und *well*[1]) nach rein satzphonetischen Gesichtspunkten durchgeführt sei. Dafs ein Wort vor einer mehrgliedrigen Gruppe anders (kürzer?) ausgesprochen wird als vor einem einzelnen Wort, ist ja vom Standpunkt moderner phonetischer Erkenntnisse aus sehr einleuchtend, aber es schien mir nötig, die Angelegenheit ganz eingehend zu untersuchen, ehe ich Orrmin eine so hervorragende Beobachtungsgabe für satzphonetische Vorgänge zuschrieb, wie sie die Annahme, ein so feiner, rein satzphonetisch bedingter, Unterschied sei von ihm beobachtet und in seiner Schreibung berücksichtigt worden, voraussetzt. Ich unternahm es deshalb, alle Belege für *well* aus V. 1—6000 des Orrmulum zusammenzustellen und erhielt unter Hinzunahme des Holthausenschen Materials das folgende Bild von der Verteilung von *wel* und *well* im Orrmulum:

wel 1. adverbal gebraucht (sehr häufig belegt; in V. 1—6000 eine Ausnahme für *well*).

2. proklitisch vor einzelstehenden Wörtern verwendet (in V. 1—6000 5 Belege; in dieser Stellung ist auch *well* belegt).

well 1. proklitisch vor einzelstehenden Wörtern verwendet (in V. 1—6000 3 sichere Belege[2]); in dieser Stellung vielfach auch *wel*).

2. proklitisch vor zweigliedrigen Wortfügungen verwendet (in V. 1—6000 13 Belege[3]); in dieser Stellung im ganzen Orrmulum nur einmal, an der S. 14 zitierten Stelle, *wel*).

---

wörtern u. ä. stehende Adverb gebraucht werden, den Ausdruck *proklitisch intensivierend* wende ich in diesem Fall jedoch nicht an.

[1]) Um Mifsverständnissen vorzubeugen, sei folgendes bemerkt. Ist bei meiner Ausdrucksweise die Beziehung von „proklitisch" oder „proklitisch intensivierend" auf zwei folgende Formen (*wel* und *well*) möglich, so ist diese Beziehung vorzunehmen. In anderen Fällen rede ich von „adverbalem und proklitischem *wel*" oder von „adverbalem *wel*" und „proklitischem *well.*"

[2]) *Well fæwe* V. 424; *well offte* V. 3785; *well ȝeorne* V. 4028.

[3]) *Well swiþe* . . . V. 788, 3809, 3915, 4858, 4861, 4886, 4889; *well swiþe wel* V. 1929; *well swiþe wel tocweme* V. 1495; *well mikell* (*flocc, fresst* u. ä.) V. 841, 2737, 3463, 3718.

Aufser den oben gezählten Belegen für *well* fand ich noch die beiden folgenden: *well glade 7 bliþe* V. 793 und *well swiþe offdredde* V. 3813 (beidemal Prädikatsnomen). Man kann hier im Zweifel sein, ob das *well* einem einzelnen Wort oder einer mehrgliedrigen Fügung beigeordnet ist. So glaubte ich, diese beiden Belege nicht einfach der Gruppe *well* 1 zuordnen zu dürfen.

Aus der oben gegebenen Zusammenstellung geht hervor, dafs in der Tat ein ganz entschiedenes Übergewicht für *well* vor mehrgliedrigen Fügungen vorliegt, andererseits lassen sich aber drei klare Belege für *well* vor einzelstehenden Begriffen nicht übersehen. Parallelbelege, die ich in anderen Teilen des O. fand, zeigten mir, dafs es sich in diesen drei Fällen nicht um Schreibfehler handeln kann; denn *well* ist auch sonst vor einzelnen Wörtern belegt und zwar in mehreren Fällen mehrmals vor demselben Wort in eingliedriger Fügung, in anderen Fällen vor Wörtern, vor denen *well* auch in mehrgliedriger Fügung belegt ist.[1])

Auch die Regel, dafs *well* als Verstärkung von mehrgliedrigen Ausdrücken, *wel* bei adverbaler Verwendung und als Verstärkung von einzelnen Wörtern gebraucht werde, könnte also die Verteilung von *wel* und *well* im O. nicht restlos aufklären. Es mufste deshalb nach einer anderen Unterscheidungsmöglichkeit gesucht werden, und die Frage mufste aufgeworfen werden, ob sich proklitisches *wel* und *well* etwa in ihrer Bedeutung unterscheiden.

Well wird von Holthausen als „einfach steigerndes Adverb" bezeichnet. Damit ist noch nicht gesagt, welchen Platz dieses Wort in der Bedeutungsskala der steigernden Adverbia einnimmt, denn die Parallele der modernen Sprachen — z. B. deutsches *sehr, recht, ganz, gar* usw. — legt es nahe, zum mindesten mit der Möglichkeit zu rechnen, dafs auch zwischen Orrmins *swiþe, full, rihht, well* usw. Bedeutungsunterschiede irgendwelcher Art be-

[1]) Folgende Belege stehen mir noch zur Verfügung: *well neh* (= fast) V. 18871, 18875; *well ʒe(o)r(r)ne* V. 9072, 12640, 18376; *well mikell* V. 7248; *well fēle (fele)* V. 15503, 16589. In anderen Teilen des O., die ich nicht auf diese Frage hin durchgelesen habe, sind weitere Belege dieser Art anzusetzen. Im ganzen O. rechne ich mit 15—18 Belegen dieser Art.

standen.[1]) Die Ansetzung einer besonderen Bedeutungsnuance von *well* gegenüber *full* und *swiþe* wird weiter dadurch nahegelegt, dafs *well* in der Hauptsache nur vor einer bestimmten Gruppe von Wörtern belegt ist, die das gemeinsam haben, dafs sie in irgend einer Weise Mafsbegriffe bezeichnen. Wie aus der oben gegebenen Zusammenstellung der Belegstellen hervorgeht, ist *well* in der Mehrzahl der Fälle vor *swiþe* belegt und mit deutschem *gar* zu übersetzen. Dies ist an sich noch kein Beweis dafür, dafs es auch in den anderen Fällen ebenso zu beurteilen ist. Doch scheint mir manches dafür zu sprechen, dafs *well* im O. allgemein, wenn es auch deutschem *gar* nicht direkt entspricht, doch ebenso wie dieses eine gewisse, vielleicht nicht besonders starke Nuance des Staunens zum Ausdruck bringen soll, oder wenigstens beim Hörer ein solches Gefühl erwecken soll. Ich möchte es, von der Fügung *well neh* abgesehen[2]), in den Fällen, wo es nicht vor *swiþe* steht, im Deutschen am liebsten mit stark betontem *sehr* wiedergeben.[3])

Diese Ansetzung einer Bedeutungsnuance in der Richtung auf den Begriff *gar* kann ich zunächst nur als Vermutung aussprechen. Ich hoffe, auf die Bedeutungsunterschiede bei den Steigerungsadverbien später einmal unter Heranziehung von genügend Material aus anderen Texten ausführlicher eingehen zu können, denn nur auf breiter Basis haben solche Untersuchungen Aussicht auf Erfolg. Für die Erfassung des Bedeutungsunterschiedes zwischen proklitischem *wel* und *well* ist die Frage des Bedeutungsunterschiedes zwischen *well* einer-

[1]) E. Borst setzt in seiner im übrigen recht wertvollen Studie „Die Gradadv. im Engl." (Angl. Forsch. X, 1902) *full, swithe, right* und *well* als gleichbedeutend an, indem er darauf hinweist, dafs diese Wörter im Orrmulum vor denselben Begriffen belegt sind (Borst S. 68). Er begeht dabei aber einen methodischen Fehler, was man daran erkennen kann, dafs auch im Deutschen *sehr, recht, ganz, gar, ziemlich* trotz verschiedener Bedeutung in weitem Umfang vor denselben Begriffen gebraucht werden können. Von Wert wäre es, wenn umgekehrt festgestellt würde, welche Gradadverbien in gewissen Perioden vor bestimmten Begriffen unmöglich sind (z. B. *sehr* vor *tot*).

[2]) *full neh* und *well neh* stehen in möglicherweise beabsichtigtem Wechsel in V. 18867 ff.

[3]) Bei den Begriffen, vor denen *well* hauptsächlich belegt ist (vgl. oben S. 15[2]), 15[3]), 16[1])), liegt Ausdruck des Staunens, bzw. der Wunsch, dasselbe zu erregen, besonders nahe.

seits und *full* und *swiþe* andererseits jedoch nicht von besonderer Wichtigkeit, und ich konnte deshalb auf eine eingehendere Untersuchung dieses Problems vorläufig verzichten. Für die folgenden Untersuchungen ist nur nötig zu wissen, daſs Orrmins *well* der Bedeutung von *full* und *swiþe* äuſserst nahe steht und sicher in allen Fällen durch ne. *very* wiedergegeben werden kann.[1]) Und diese Ansetzung scheint kaum anfechtbar zu sein. *Well* ist also jedenfalls reines Intensivum („einfach steigerndes Adverb"), und es ist vor allem wichtig festzustellen, daſs ein irgendwie apperzipierbarer Nebenklang qualitativer Art — von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes her — in Orrmins *well* nicht mehr hineingelegt werden kann.[2]) Ein Versuch, eine solche Bedeutung an den S. 15f. angegebenen Belegstellen für *well* im Orrmulum hineinzuinterpretieren, stöſst auf den Widerstand des Sprachgefühls, welches eine solche Interpretation in den meisten Fällen als ganz offensichtlich gesucht ablehnt.

Zur Erforschung der Bedeutung des proklitisch gebrauchten *wel* empfiehlt es sich, zunächst einmal diejenigen Wörter genauer zu betrachten, vor denen es belegt ist. Proklitisches *wel* ist, von dem Beleg *wel hallf feorþe ȝer* und von den auf Fehlern der Ausgabe beruhenden Belegangaben abgesehen, nach Holthausen im ganzen Orrmulum 15 mal belegt, davon 5 mal vor *tocweme*, 4 mal vor *wurrþ, wurrþi*, 2 mal vor *sene*, 2 mal vor *mare*, 1 mal vor *rihhtwise* und 1 mal vor *offte*, es kommt also auffallend häufig vor bestimmten Wörtern vor, und es ist deshalb nachzuprüfen, ob das Auftreten von proklitischem *wel* etwa in dem Charakter der ihm folgenden Wörter begründet ist.[3])

Sene ist Verbaladjektiv und bezeichnet die Möglichkeit der in dem Verbum *seon* ausgedrückten Handlung. Nun wird aber der Zusammenhang zwischen den Adjektiven, die die

---

[1]) Von 2—3 Ausnahmen, wo es, wohl versehentlich, in adverbaler Stellung steht, natürlich abgesehen.

[2]) Ich verwende hier bewuſst den psychologischen Fachausdruck. Für die jenseits der Apperzeption liegenden Bewuſstseinssphären möchte ich Assoziationen zwischen diesem *well* und dem adverbalen *wel* nicht unbedingt ableugnen.

[3]) Die Belege für proklitisches *wel* gibt Holthausen a. a. O. mit Zeilenangaben.

Möglichkeit einer Handlung ausdrücken (im Deutschen vielfach Adj. auf *-bar*) und den zugehörigen Verben auch in den modernen Sprachen meist noch so stark empfunden, dafs diese Adjektiva im allgemeinen nur durch die bei den zugehörigen Verben üblichen qualitativ bestimmenden Adverbia näher bestimmt werden können.[1]) Selbst bei *visible* ist die Verbindung *clearly visible* im modernen Englisch gebräuchlicher als die Verbindung *very visible*, obwohl zu dem Verbaladjektiv kein etymologisch entsprechendes Verbum existiert.[2]) Unter der Voraussetzung, dafs *well* ne. *very* ganz oder annähernd entspricht, ist demnach *well* vor *sene* durchaus nicht die Form, die wir erwarten. Die Fügung *wẹl sene* ist vielmehr als *gut sichtbar, deutlich sichtbar* aufzufassen und durchaus nicht auffällig.

In der Fügung *wel mare* steht *wel* vor einem Komparativ. Hier ist zu beachten, dafs es weder im Neuenglischen noch im Deutschen, Französischen oder Lateinischen üblich ist, die Komparative und Superlative mit denselben Adverbien zu steigern, mit denen reine Intensivierung der Positive zum Ausdruck gebracht wird.[3]) Diese Erscheinung läfst sich vielleicht dadurch begründen, dafs man darauf hinweist, dafs im Sprachbewufstsein irgendwie die Idee lebendig ist, als ob die Verbindung von Begriffen mit *sehr, très, very* eigentlich den höchsten Punkt der Steigerung dieser Begriffe zum Ausdruck bringen sollte.[4]) Verbindung mit dem Komparativ bedingte in diesem Sinn einen Widerspruch, Verbindung mit dem Superlativ einen Pleonasmus. Aber wie man diese Erscheinung auch erklärt[5]), die Tatsache, dafs die Begriffe *sehr* (*gar*), *very, très* vor dem Komparativ nicht gebräuchlich sind, bleibt bestehen, und unter der Voraussetzung, dafs Orrmins

---

[1]) Also: leicht erreichbar, gut begehbar, leicht drehbar, gut sichtbar, nicht: sehr erreichbar usw., auch nicht: gar erreichbar usw. — Dafs hier allerdings keine ausnahmslos geltende Regel vorliegt, zeigen Belege wie die folgenden: *a very manageable horse, a very lovable creature.*

[2]) Mr. Douglas Yates, M. A., Dr. phil. hatte die Freundlichkeit, mich in dieser Frage und an einigen anderen Stellen dieses Aufsatzes zu beraten.

[3]) Für andere Sprachen habe ich diese Frage nicht untersucht.

[4]) Diese Idee kann auch eine Rolle spielen, obwohl diese Begriffe in der Tat nur selten den höchsten Punkt der Steigerung bezeichnen.

[5]) Die oben vorgeschlagene psychologische Erklärung läfst sich wahrscheinlich durch sprachgeschichtliche Erwägungen ergänzen.

well reines Intensivum ist, wäre das Auftreten dieses Wortes vor *mare* äufserst auffallend.[1])

Die übrigen Adjektiva und Adverbia, vor denen *wel* auftritt, haben, mit Ausnahme von *offte*, das gemeinsam, dafs sie der ethischen Begriffssphäre angehören, oder wenigstens in einem Sinn gebraucht sind, der dieser Sphäre nahesteht. Mit einer Ausnahme ist es deshalb bei allen diesen Belegen möglich, die volle Bedeutung des adverbalen *wel* oder wenigstens eine Bedeutung, die dieser nahesteht, einzusetzen, ohne dafs eine solche Interpretation den Eindruck des Gesuchten erweckt.[2]) Besonders in einem Beleg wird der Sinn des Satzes bedeutend besser, wenn man *wel* mit der ganz ursprünglichen, qualitativen Bedeutung einsetzt. Dieser Beleg findet sich in folgendem Zusammenhang:

Forr mann maȝȝ findenn i þiss lif
  Bitwenenn uss inoȝhe
Þatt ledenn hemm swa dærneliȝ
  Biforenn menness eȝhne,
Þatt mann hemm hallt for góde menn
  7 forr full wel rihhtwise,
7 sinndenn þohh biforenn Godd
  Unngode 7 unnrihhtwise;[3])

Diese Stelle hat ja auch Sinn, wenn man *full wel* mit *äufserst* übersetzt. Aber viel pointierter wird der Sinn, wenn man *wel* als *im rechten Sinn, richtig* auffafst. Denn im Grunde handelt es sich doch an dieser Stelle nicht so sehr um die Quantität der Rechtschaffenheit als um die Frage, ob diese Tugend echt ist, also um die Qualität der Rechtschaffenheit. Der Gegensatz zu erheuchelter Rechtschaffenheit ist nicht grofse Rechtschaffenheit, sondern richtige Rechtschaffenheit.

Bei den anderen Belegen für proklitisches *wel* wird der Sinn durch Einsetzung der vollen Bedeutung nicht in dieser offensichtlichen Weise gebessert, aber diese Einsetzung macht nirgends Schwierigkeiten aufser bei der Fügung *wel offte* und bei der Fügung *wel mare*, bei der aber, wie oben gezeigt

---

[1]) Über die Bedeutung von *wel* vor *mare* vgl. S. 28.

[2]) Um sich die volle Bedeutung durch Übertragung ins Deutsche zu verdeutlichen, wird man Wendungen wie *auf rechte Art, im rechten Sinn, richtig, mit Recht* zu Hilfe nehmen.

[3]) Orrm. V. 383 ff., vgl. auch die dort folgenden Verse.

wurde, auch das reine Intensivum sehr auffällig wäre.[1]) Die Untersuchung des Charakters der Wörter, vor denen die Formen *wel* und *well* in proklitischer Stellung belegt sind, zeitigt demnach das Ergebnis, dafs bei den *well*-Belegen rein steigernde Bedeutung immer am Platz ist, eine qualitative Bedeutung des Intensivums aber ohne Spitzfindigkeit nicht eingesetzt werden kann, dafs dagegen bei den *wel*-Belegen rein steigernde Bedeutung im Sinn von *sehr* in zwei Fällen (*wel sene, wel mare*, je zwei Belege) im Vergleich zu anderen Sprachen und Sprachperioden sehr unwahrscheinlich ist, dafs eine vollere Bedeutung des proklitischen *wel* aber in einem Fall (*wel sene*, 2 Belege) durch Vergleich mit anderen Spracheinheiten sehr nahegelegt wird und in allen Fällen, mit Ausnahme von *wel mare* und *wel offte*, ebenfalls möglich ist, einmal sogar mit einer bedeutenden Verbesserung des Sinnes.[2])

Es scheint deshalb kaum zweifelhaft zu sein, dafs der Unterschied zwischen proklitischem *wel* und *well* darin liegt, dafs proklitisches *wel* der ursprünglichen Bedeutung des adverbalen *wel* näher steht als proklitisches *well*.[3]) Bei pro-

---

[1]) Die Begriffe, vor denen *wel* belegt ist, lassen mit Ausnahme der oben besprochenen Fälle (*sene* und *mare*) alle auch das Hinzutreten des reinen Intensivums (ne. *very*, nhd. *sehr*) zu, aber das ist natürlich durchaus kein Beweis dafür, dafs jedes Adverb, welches vor diesen Begriffen steht, reines Intensivum sein mufs. Auch Übersetzung mit deutschem *gar* wäre in den meisten Fällen möglich, ist aber nirgends notwendig. In 4 Belegen wäre Übersetzung mit deutschem *gar* jedoch nicht möglich, da *wel* mit *swiþe* oder *full* gesteigert ist. (*All þwerrt ut wel tocweme* V. 13663, könnte man zur Not mit *in jeder Hinsicht gar angenehm* wiedergeben.)

[2]) Dafs *wel* in einer Bedeutung, die der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes jedenfalls näher steht als das rein intensivierende *sehr*, grade bei *tocweme* und *wurrþ, wurrþi* besonders am Platz ist, zeigen die folgenden Parallelen. Die einzige Verbindung, in der proklitisches *waila* bei Ulfilas belegt ist, ist nach Streitbergs Glossar zweimal belegtes *waila andanems* (für griechisch *εὐπρόσδεκτος*). Im Ne. ist nach dem NED. proklitisches *well* nur noch bei vier Adjektiven belegt (aufserdem vor einigen Adverbien). Unter diesen vier Adjektiven befinden sich *worth* und *worthy*. Wenn dieses ne. proklitische *well* auch nicht mehr die volle Bedeutung hat, so hat es doch noch eine qualitative Note und ist nicht gleichwertig mit *very*. Im Gotischen wird man proklitisches *waila* = *sehr* kaum ansetzen wollen. — Vgl. auch deutsches *wohl würdig*.

[3]) In dieser relativen Form müfste auch derjenige diesen Satz anerkennen, der auch in Orrmins *well* noch einen fühlbaren qualitativen Nebenklang hineininterpretieren wollte.

klitischem *well* habe ich angenommen, daſs die ursprüngliche qualitative Bedeutung gänzlich geschwunden ist. Wird man nun bei proklitischem *wel* annehmen, daſs die volle Bedeutung noch völlig ungeschwächt vorliegt?

Bei solchen semasiologischen Studien müssen wir zur Erhellung des Materials aus den älteren Sprachperioden immer wieder die modernen Sprachen zum Vergleich heranziehen, da wir in den heute gesprochenen Sprachen die Verhältnisse viel besser übersehen können. Aus der Betrachtung der modernen Sprachen erhalten wir in unserem Fall die wichtige Erkenntnis, daſs z. B. auch deutsches proklitisches *furchtbar* in den meisten Fällen von einem des Deutschen nicht völlig Kundigen, der nur nach der jeweiligen Umgebung, in der er dieses Wort findet, urteilte, als qualitativ bestimmend interpretiert werden könnte[1]), obwohl es in Wirklichkeit meist nur als Intensivum verwendet ist. Diese Tatsache zeigt uns, daſs dadurch, daſs oben festgestellt wurde, daſs die volle Bedeutung in fast allen *wel*-Belegen möglich ist, nicht gesagt ist, daſs sie wirklich einzusetzen ist. In den Belegen, in denen *wel* mit dem folgenden Wort eine feste Verbindung eingegangen ist (*wel tocweme, wel wurrþ*[2])), ist vielmehr durchaus mit der Möglichkeit zu rechnen, daſs sich die Bedeutung des *wel* schon mehr oder weniger abgeschliffen hatte, und daſs *wel* vielleicht in der Hauptsache nur noch Intensivierung des ihm folgenden Begriffs zum Ausdruck brachte. Dies bedeutet aber durchaus nicht, daſs *wel* in diesen Fällen nur den Begriff des rein steigernden *sehr* zum Ausdruck brachte.

Man muſs sich hier eine sprachpsychologische Tatsache klarmachen, die ich am Unterschied zwischen deutschem *sehr* und *furchtbar* entwickeln will. Wenn ich sage: *es ist furchtbar kalt*, so bedeutet das im allgemeinen nur: *es ist sehr kalt*. Wenn es aber wirklich einmal zu einer Rekordkälte kommt, dann gewinnt dieses *furchtbar* plötzlich einen ganz anderen Klang. Es kann z. B. sein, daſs ich einem Freund auf der Straſse begegne und ihm ganz obenhin sage: *es ist furchtbar*

---

[1]) Besonders in von Gebildeten geschriebenen Abhandlungen — und zu dieser Gattung ist trotz des Metrums auch das O. zu rechnen — wird man Verbindung von *furchtbar* mit positiven Begriffen selten finden.

[2]) Vgl. Bosworth-Toller, Ags. Dictionary (1898), S. 1185 f. (*wel-gecwéme* und *wel-weorþ*).

kalt heute, ohne mir bei dem Wort *furchtbar* zunächst besonders viel vorzustellen, dafs mir aber dann einige Minuten später bewufst wird, dafs ich in der Tat das vollkommen richtige Wort gebraucht habe, dafs es eben *Furcht-bar* kalt ist. Das sonst abgeblafste Adverb *furchtbar* wird mit einemmal bildhaft. Diese Möglichkeit der Bildhaftwerdung des im allgemeinen abgeblafst gebrauchten Begriffs besteht bei *sehr* heute nicht mehr, bei *furchtbar, richtig* und ähnlichen Adverbien besteht sie noch, und diese Tatsache bedingt einen starken Unterschied zwischen *sehr* auf der einen Seite und den Intensivierungsadverbien, zu denen noch Adjektiva mit voller Bedeutung vorhanden sind, auf der anderen Seite. Dieser Unterschied scheint mir auch stark genug zu sein, um die Divergenz in der lautlichen Entwicklung des proklitischen *wel(l)* in Orrmins Dialekt zu erklären. Bei *well*, welches nach meiner Auffassung nur noch qualitativ neutrale Gradbedeutung hatte, war Bildhaftwerden der ursprünglichen qualitativen Bedeutung nicht mehr möglich; in diesem Gebrauch ging deshalb die Assoziation mit dem selbständigen Adverb verloren, und das proklitische Adverb in dieser Bedeutung konnte seine eigene lautliche Entwicklung nehmen. Proklitisches *wel* dagegen war, selbst wenn es in manchen Wendungen sehr viel von seiner qualitativen Bedeutung verloren hatte, durch die Möglichkeit der Bildhaftwerdung immer noch mit starken Banden der Assoziation mit dem selbständigen *wel* verbunden. Auch unter der Annahme, dafs proklitisches *wel* nicht mehr die ganz volle Bedeutung hatte, läfst sich deshalb die Tatsache, dafs es sich in seiner Lautentwicklung nicht vom adverbalen *wel* trennte, dadurch erklären, dafs es mit dem adverbalen *wel* noch assoziativ verbunden war.[1])

Unter diesen Umständen möchte ich die Frage, ob Orrmins proklitisches *wel* noch die volle Bedeutung hat, die sein adverbales *wel* im allgemeinen zum Ausdruck bringt, nicht unbedingt entscheiden und die beiden Möglichkeiten offen lassen, dafs Orrmins proklitisches *wel* (mit Ausnahme von *wel mare, wel offte*) entweder noch die ganz volle Bedeutung hatte oder eine schon etwas abgeschwächte Bedeutung, die aber der des

[1]) Diese Annahme ist um so leichter möglich, als auch adverbales *wel* schon im Ae. in manchen Verbindungen seine qualitative Bedeutung fast ganz verloren hatte. Vgl. NED. Art. *well* (Adv.), bes. 12, 13.

adverbalen *wel* noch so nahe stand, daſs die assoziative Verbindung nicht verloren gegangen war.[1])

Der im vorhergehenden herausgearbeitete Bedeutungsunterschied zwischen proklitischem *wel* und *well* läſst sich noch durch verschiedene Tatsachen und Erwägungen stützen, von denen ich einige im folgenden besprechen will.

1. Die Annahme, daſs sich proklitisches *wel* von proklitischem *well* dadurch unterscheidet, daſs es adverbalem *wel* in seiner Bedeutung näher steht, läſst sich auch in folgender Gedankenfolge begründen. Wir haben im Orrmulum folgende drei Typen:

I. he cnew him wel, II. ȝho wass wel wurrþ, III. well mikell flocc.

Belege wie *well ȝerrne* zeigen, daſs die Stellung im Satz für sich allein keine Handhabe zur genauen Unterscheidung aller drei Typen bietet. Es muſs also ein Bedeutungsunterschied vorliegen, und irgendwo muſs im Hinblick auf die Bedeutung ein starker Trennungsstrich eingefügt werden. Diesen wird man vernünftigerweise dahin legen, wo er durch die Orthographie bezeichnet ist, wenn keine besonderen Gründe dagegen sprechen. Da sich *wel* in Typus II als der Bedeutung von *wel* in Typus I nahestehend auffassen läſst, liegt ein solches Hindernis nicht vor. Der Trennungsstrich ist also zwischen Typus II und Typus III anzusetzen.[2])

2. Die engere Verwandtschaft des proklitischen *wel* mit dem adverbalen kommt unter anderem auch dadurch zum Ausdruck, daſs das proklitische *wel* ebenso wie das adverbale mit *full* und *swiþe* gesteigert wird, während *well* keine anderen Intensiva vor sich zu dulden scheint. Eine besondere Stütze erhalten meine oben gegebenen Ausführungen weiter durch das Vorhandensein der zweimal belegten Fügung *well swiþe wel tocweme.*[3]) Wenn man proklitisches *well* und *wel* in ernst-

[1]) Für die letztere Möglichkeit ist auch die S. 28 gegebene Erklärung von *wel mare* von Belang.

[2]) Ich will hier bemerken, daſs mir das Problem nicht auf diesem Weg, sondern auf dem oben dargelegten Weg vom Charakter der dem *wel* folgenden Wörter aus klar geworden ist. Ich lasse diese an sich einfachere Gedankenführung erst hier anhangsweise folgen, weil man sonst Verdacht schöpfen könnte, der Charakter von *tocweme* usw. sei dieser Gedankenführung zulieb nicht ganz unbefangen gedeutet worden.

[3]) V. 1495 und 7960; vgl. adverbales *well swiþe wel* V. 1929.

hafter Rede so nahe nebeneinander gebrauchen konnte, so spricht das doch sehr stark dafür, daſs die beiden Formen nicht mehr als gleichbedeutend empfunden wurden. Wenn man auch proklitisches *wel* als qualitativ völlig neutrales Intensivum auffassen wollte, so hätte man in dieser Fügung drei reine Intensiva hintereinander, eine syntaktische Verbindung, die in ernsthafter Rede weder im Deutschen noch im Neuenglischen möglich ist. Faſst man *wel* an diesen Belegstellen als *richtig* auf, so macht die Erklärung dieser Fügung kaum noch Schwierigkeiten.

3. Die Ansetzung einer volleren Bedeutung des proklitischen *wel* wird weiter durch Belege aus früheren Texten gestützt. Mit derselben Exaktheit wie im O. kann man ja das hier behandelte Problem nicht nach rückwärts verfolgen, da Orrmins sorgfältige orthographische Scheidung von *wel* und *well*, soviel bis jetzt bekannt ist, in früheren Texten keine Parallele hat. Finden sich in älteren Texten Belege für proklitisches *wel* in der Bedeutung von qualitativ neutralem *sehr* (*gar*), so kann man deshalb immer Vorstufe zu Orrmins *well* ansetzen, ohne zunächst eine Gewähr dafür zu haben, daſs dieses *wel* auch nach der Aussprache des Verfassers als Vorstufe zu O.s *well* aufzufassen wäre. Nach den Angaben des New English Dictionary und des Bosworth-Tollerschen ae. Wörterbuchs scheint es nun allerdings so, als ob sich die Belege für proklitisches *wel* im Ae. in der Hauptsache in solche einteilen lieſsen, in denen sich *wel* mit guten Gründen als Vorstufe zu Orrmins *well* auffassen läſst (besonders vor Begriffen wie *mikel, feole* etc.), und in solche, bei denen eine vollere Bedeutung des *wel* leicht verständlich wäre. Eine eingehendere Untersuchung dieser Frage wird vielleicht noch interessantes Material zu Tage fördern.[1])

Sehr wichtig sind natürlich solche ae. und frühme. Belege, in denen *wel* steht, während das reine Intensivum im Zusammenhang unmöglich wäre. Von groſser Bedeutung ist hier der einzige Beleg für proklitisches *wel*, den ich in den jüngeren Teilen der Sachsenchronik (anno 1122 ff.), also in einem Text, der dem O. zeitlich und räumlich besonders nahesteht, finden

[1]) Eindrücke auf Grund von Auswahlbelegen in Wörterbüchern können nach meiner Erfahrung allerdings leicht zu Irrtümern führen und sind nur als Ausgangspunkte für weitere Forschungen zu werten.

konnte. Er lautet: *Aer he wære wel ded, þa wære þær coren twa papes.*[1]) Bei dem Begriff *tot* ist der Begriff *sehr* nicht möglich. Es ist deshalb das Nächstliegende, auch hier eine Bedeutung des proklitischen *wel* anzusetzen, die der des adverbalen *wel* noch näher steht. Wir werden diese Stelle am besten mit „*Ehe er richtig tot war, . . .*“ wiedergeben.

Man wundert sich vielleicht, daſs *wel* hier vor einem negativen Begriff steht, während eine solche Verbindung im O. nicht belegt ist. Daſs eine diesem Belege parallele Fügung im O. nicht begegnet, ist aber durchaus verständlich. Der Satz der Chronik klang sicher, ebenso wie unsere Übersetzung, etwas burschikos, und ähnliche Fügungen paſsten deshalb nicht in den getragenen Stil des Orrmulum.

Ein groſser Teil der Belege für proklitisches *wel* in den Wörterbüchern verweist auf Stellen mit *wel cristene. Sehr* vor *christlich* erweckt im heutigen Deutschen einen scherzhaft-ironischen Eindruck, denn *christlich* kann man nicht nach dem Schema *lang, länger, am längsten* steigern, und man kann die Beobachtung machen, daſs vor Begriffen, zu denen sich keine Komparative bilden lassen, *sehr* nur selten auftritt. Der Sinn der in den Wörterbüchern zitierten Stellen mit *wel cristene* wird am besten, wenn man *wel* mit *richtig* oder *vollkommen* übersetzt. So ist auch *wel cristene* in der Übersetzung der Stelle Beda, Kirchengeschichte IV, 2 in der Ausgabe der E. E. T. S. mit *thoroughly christian* übersetzt.[2]) Für die Stelle aus Wulfstan (ed. Napier) 39/15: *for þam he ne bið wel cristen, þe þæt geleornjan nele*, schlage ich als Übersetzung vor: *Wer das* (= *das Vaterunser*) *nicht lernen will, ist kein rechter Christ.*

Auch bei dem Beleg *Seo leo, þeah hie wel tam se . . . heo forȝit sona hire niwan taman* (Ælfr. Boethius XXV) gibt *richtig zahm, gründlich zahm* einen besseren Sinn als *sehr zahm.* Zudem spricht die Tatsache, daſs auf derselben Seite im selben Sinn *wel atemede* gebraucht ist, stark dafür, daſs *wel* hier im Sinn des adverbalen Adverbs gebraucht ist.

Die volle Bedeutung des proklitischen *wel* gibt auch in dem folgenden Beleg einen besser pointierten Sinn. Im 17. Kapitel der *Cura pastoralis* findet sich die folgende Stelle:

---

[1]) Chronik, ed. Plummer, S. 260, Zeile 17.

[2]) E. E. T. S. 95—96, S. 259, Z. 21.

Wel hine segð (recð) se þe conn wel stræc beon & ahafen wið þa unryhtwisan & wið þa scyldgan & wel emn wið oðre men, & he hiene na betran ne deð.[1])

Die Priester sollten nach Gregors Meinung gar nicht *sehr* streng und *sehr* milde sein[2]), und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, Alfred habe diesen Gedanken in seiner Übersetzung von sich aus zugefügt. Das ganze 17. Kapitel handelt vielmehr davon, wie der Priester in rechter Weise streng und in rechter Weise milde sein muſs, und diesen Gedanken will der Übersetzer offenbar auch in der Gegenüberstellung von *wel stræc* und *wel emn* zum Ausdruck bringen.

Nicht uninteressant ist es auch, daſs möglicherweise proklitisch gefühltes *wel* in der stärkeren Bedeutung im Ae. mit *swiþe* verstärkt belegt ist. In den *Leechdoms* findet sich der folgende Beleg: *ȝedo ealle þa wyrta swiþe wel clæne.*[3]) In der Übersetzung der Ausgabe ist diese Stelle wiedergegeben mit: *make all the worts thoroughly well clean.* Ich würde sagen: „Mache alle diese Kräuter sehr *sorgfältig* sauber.“ Offenbar handelt es sich also auch in diesem Beleg um eine Vorstufe des Orrminschen proklitischen *wel*, einerlei, ob man das *wel* an dieser Stelle bereits als proklitisch oder als in einer Übergangsstellung zwischen adverbalem und proklitischem Gebrauch verwendet auffaſst.

Alle diese Belege zusammengenommen zeigen, daſs proklitisches *wel* mit qualitativer Färbung im Orrmulum nicht allein steht, sondern schon in den früheren Perioden des Englischen Vorstufen hat. Die oben begründete Unterscheidung zwischen Orrmins proklitischem *wel* und *well* wird demnach noch durch eine ganze Reihe von Tatsachen und Erwägungen gestützt.

Nachdem die Scheidung zwischen proklitischem *wel* und *well* für die Mehrzahl der Fälle nun soweit klargestellt ist, ist es möglich, auch die Sonderfälle näher ins Auge zu fassen. Als einfacher Schreibfehler von *wel* für *well* ist wohl der Beleg *wel offte* in V. 13885 aufzufassen. Denn vor *offte* ist

---

[1]) Cura past., ed. Sweet, E. E. T. S. 45, 50 (1909), S. 112, Z. 22 ff. Die lateinische Vorlage zu dieser Stelle lautet: Bene hanc regit, qui scit per illam super culpas erigi, & scit cum illa ceteris æqualitate componi.

[2]) Vgl. Stellen in diesem Kapitel sowie u. a. auch in Kap. 41.

[3]) Leechd. II, 336, 5 f.

sonst mehrmals *well* belegt[1]), einmal in ganz ähnlicher Umgebung wie in V. 13885.

Das zweimal belegte *wel mare* unterscheidet sich insofern von den anderen *wel*-Belegen, als *wel* an beiden Belegstellen bei unbefangener Betrachtung als qualitativ neutral aufgefaſst wird. Ein bloſser Schreibfehler für *well* ist aber auch sehr unwahrscheinlich, da *well* vor dem Komparativ, wie oben ausgeführt, äuſserst auffallend wäre (abgesehen davon, daſs *wel mare* zweimal belegt ist). Dieser Tatbestand kann nur so erklärt werden, daſs *wel* hier auch eine starke Bedeutungssenkung durchgemacht hat, jedoch nicht in derselben Richtung, wie das Orrminsche *well.* Daſs die Bedeutungssenkung von einem Begriff der Art von *wel* zum Komparativintensivum möglich ist, können wir im Deutschen nachfühlen, wo *richtig* vor dem Komparativ zwar nicht gebräuchlich ist, aber doch als sinnvoll aufgefaſst wird. Daſs dieses *wel* vor *mare* nicht die Lautentwicklung des *well* mitmachte, hängt möglicherweise damit zusammen, daſs die Entwicklung von *wel* zum Komparativsteigerungsadverb erst einsetzte, nachdem *wel* und *well* schon lautlich geschieden waren. Aber auch davon abgesehen, ist aus den oben dargelegten Gründen nicht anzunehmen, daſs sich dieselbe Lautung in der Bedeutung *sehr* (oder *gar*) und als Steigerungsadverb für Komparative herausgebildet oder länger gehalten hätte.[2])

Den Beleg *wel hallf feorþe ȝer* habe ich oben zunächst beiseite gestellt, da es ohne weiteres klar war, daſs H.s Regel für *well* diesen Beleg nicht berührte. Nun fragt es sich, ob sich auch dieser Beleg in das bisher aufgestellte Gebäude der Scheidung von *wel* und *well* sinnvoll einordnen läſst.

Das Oxforder Wörterbuch gibt für den Typus *wel* vor bestimmten Zahlen unter *well* Adv. 17 nur die Bedeutung: "denoting fulness of the number, distance etc."[3]) Meinem Sprachgefühl läuft es jedoch bei vielen Belegen, die das NED. an

---

[1]) Ded. 62, 228, Hom. V. 3784.

[2]) Daſs *wel* vor dem Komparativ gebraucht werden kann, ist in gewissem Sinn auch für die Frage von Belang, ob *wel* vor *tocweme* etc. die volle Bedeutung hat. Ich habe bei Besprechung dieser Frage nur in der Anmerkung auf *wel mare* verwiesen, weil man hier doch Sonderentwicklung annehmen könnte. Vgl. S. 22 ff.

[3]) Zum folgenden vgl. Nachtrag S. 56.

dieser Stelle bringt, besonders bei solchen aus späterer Zeit, zuwider, *well* als Bezeichnung der Vollständigkeit aufzufassen. Besonders schwierig scheint mir diese Auffassung dann, wenn dem Zahlbegriff ein *or more* u. ä. folgt, wie in folgendem Beleg:

> And þer ben oþer canes þat . . . han so longe rotes | at duren wel a IIIJ quarteres of a furlong ore more.[1])

Aus dem *or more* sieht man, daſs der Sprecher dieses Satzes offensichtlich unsicher über die Länge der Wurzeln ist. So wäre es sonderbar, wenn er dem Gedanken Ausdruck geben wollte: *Sie maſsen genau vier Viertel Furlong oder mehr.* Auch wenn man *wel* hier mit *gut* übersetzt, wird der Sinn nicht viel besser. Denn in dem Satz: *Sie maſsen gut vier Viertel Furlong oder mehr*, wäre derselbe Gedanke (nämlich *mehr als vier Viertel Furlong*) zweimal zum Ausdruck gebracht und dazu noch mit *oder* verbunden. Ich glaube deshalb, daſs die Verfasser von spätme. Glossaren recht haben, wenn sie, wie z. B. Skeat in seinem Chaucer-Glossar, für *wel* vor bestimmten Zahlbegriffen die Bedeutung *about, ungefähr* angeben.

Auf das Ae. möchte ich die Bedeutung *wel* vor Zahlen = *ungefähr* nun allerdings nicht ohne weiteres übertragen und zwar aus folgenden Gründen. Im Englischen ist nach dem NED. alleinstehendes *wel* niemals in der im Deutschen so häufigen potentialen Bedeutung üblich gewesen, die z. B. in dem Satz: „Herr A. ist nicht gekommen, er ist wohl krank“ zum Ausdruck kommt.[2]) *wel* vor Zahlen im Sinn von *ungefähr* kann sich also auch nicht von diesem Typus her entwickelt haben. Es ist deshalb anzunehmen, daſs sich die Bedeutung *wel hondred men* = *ungefähr 100 Leute* aus der Bedeutung *gut 100 Leute* durch Abschwächung entwickelt hat. Zu irgendeiner Zeit wird deshalb *wel hondred men* = *gut 100 Leute* anzusetzen sein, und die Belege, die ich aus dem Ae. kenne, scheinen in der Tat auf diese Bedeutung zu verweisen. So besonders der Beleg

> for þan þe ic gesett häbbe of þisum feóver bôcum vel feóvertig lârspella on Engliscum gereorde and sumne eácan þär tô.[3])

---

[1]) Maundeville, E. E. T. S. 153, S. 126, Z. 37f.; zitiert NED.

[2]) Der Typus 9b des NED. kommt dieser Bedeutung am nächsten, doch scheint *wel* hier nicht deutschem *wohl* in oben bezeichnetem Sinn zu entsprechen.

[3]) Älfric, De vet. et de novo Test. S. 13—14; zit. NED

Ich halte hier die Übersetzung *volle vierzig Predigten . . . und noch einige dazu* für die beste.[1]) Ob daneben im Ae. auch schon die abgeschwächte Bedeutung üblich war, kann erst nach eingehenderen Untersuchungen, die insbesondere etwa vorhandene lateinische Quellen zum Vergleich heranziehen müssen, entschieden werden. Jedenfalls ist aber *wel* vor Zahlen in der Bedeutung „denoting fulness of the number" im Ae. sehr wahrscheinlich.

Eine besondere Erklärung verlangt der im NED. gegebene Chaucerbeleg, den ich an dieser Stelle schon um seiner literarhistorischen Bedeutung willen nicht unerörtert lassen möchte, obwohl eine endgültige Erklärung nur auf Grund einer gröſseren Materialsammlung möglich wäre. Dieser Beleg lautet:

At nyght was come into that hostelrye
Wel nyne and twenty in a compaignye
Of sondry folk . . .[2])

Da die Glieder dieser *compaignye* im weiteren Verlauf des Prologs einzeln aufgeführt werden, kann man die hier gegebene Gesamtzahl nachzählen, und man ist erstaunt zu finden, daſs nach dem Bericht des Prologs an jenem Abend nicht 29, sondern 30 Leute ankamen, wenigstens, wenn man der Überlieferung von V. 164 entsprechend drei Nonnenpriester zählt.[3])

Soll man nun aus diesem Sachverhalt schlieſsen, *wel* bedeute an dieser Stelle, wie das soeben für das Ae. vermutet wurde, *gut?* Ich halte diese scheinbar einfache Lösung für unmöglich, denn es würde wohl zu allen Zeiten einen ebenso lächerlichen Eindruck gemacht haben wie heutzutage, wenn jemand von *gut 29 Leuten* gesprochen hätte, wo er *30* meinte, und auch als eine Konzession an die Versnotwendigkeiten scheint mir eine solche Ausdrucksweise bei Chaucer nicht wahrscheinlich. Ebenso scheint es mir unmöglich, die Bedeutung, die *ungefähr* vor runden Zahlen hat, nämlich *vielleicht die angegebene Zahl, mit derselben Wahrscheinlichkeit aber auch etwas mehr oder etwas weniger*, in der Sprache eines gebildeten

---

[1]) Aus dem Zusammenhang geht hervor, daſs die Zahl *vierzig* in allegorischer Beziehung zur Zahl *vier* der Evangelien steht. Deshalb ist auch die Übersetzung *richtig, entsprechend* in Betracht zu ziehen.

[2]) C. T. Prolog, V. 23 ff.

[3]) Natürlich dürfen Dichter und Wirt nicht mitgezählt werden.

Mannes und geschickten Dichters vor einer Zahl wie 29 anzusetzen. Ich glaube deshalb, daſs Chaucer an dieser Stelle tatsächlich der Meinung war, es sei seinen weiteren Plänen entsprechend, daſs an diesem Abend eine Gesellschaft von 29 Pilgern in der Tabard Inn angekommen sei[1]), und zwar sehe ich die folgenden Möglichkeiten, diese Annahme mit den weiteren Angaben, die die C. T. über die Zahl der Pilger machen, zu vereinigen, bzw. die bestehenden Diskrepanzen in der Art von Chaucers künstlerischem Schaffen zu erklären.[2])

Aus allen möglichen Tatsachen geht hervor, daſs Chaucer, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht schon vorhandene Erzählungen im Rahmen der Canterburygeschichten verbinden wollte, sondern daſs er schon ziemlich zu Anfang seiner Arbeit an den C. T. den Rahmen ersann und die meisten seiner Stoffe erst mit Rücksicht auf diesen Rahmen auswählte.[3]) Keinesfalls scheint anzunehmen zu sein, daſs ihm bei Abfassung des Prologs schon die Themen der über hundert Geschichten vorlagen, die er in seine Erzählung einflechten wollte. Unter dieser Voraussetzung ist aber anzunehmen, daſs er zunächst eine runde Zahl im Auge hatte, daſs er also zunächst nicht 4 mal 31 sondern 4 mal 30 Geschichten plante.[4]) Ich nehme deshalb an, daſs seine Rechnung bei der Niederschrift von Vers 23 ff. einfach die war: Auſser dem Wirt (als Unparteiischem) brauche ich 30 Pilger, also ohne den Dichter 29. Und bei dieser Gesamtzahl von 29 Pilgern, dem Dichter und dem Wirt scheint Chaucer auch bei seiner weiteren

---

[1]) Ich kann Prolog V. 19 ff. nur so auffassen, daſs sich die 29 Pilger schon vorher zusammengefunden hatten und so schon als „geschlossene Gesellschaft" ankamen. Anders in Walzels Handbuch, Lieferung 133, S. 128.

[2]) Ich nehme an, daſs Chaucerspezialisten in der Lage sein werden, meine im folgenden gegebenen Ausführungen zu ergänzen oder vielleicht auch in manchen Punkten zu berichtigen. Hier konnte natürlich nur die bekannteste Chaucerliteratur berücksichtigt werden.

[3]) Ich erinnere an folgende Tatsachen: 1. Die C. T. sind Fragment; 2. die *Reves Tale* ist z. B. die Antwort auf die *Milleres Tale*; — vgl. u. a. auch J. Koch, Chaucers C. T. 1915, S. 4 f.

[4]) Ich rechne hier damit, daſs es Chaucers erster Plan war, daſs jeder der Pilger dem Vorschlag des Wirtes entsprechend (Prol. 790 ff.) 2 mal 2 Geschichten erzählen sollte. Man könnte nun allerdings annehmen, Ch. habe von vornherein die Absicht gehabt, die Abmachung zwischen Wirt und Pilgerschar — vielleicht in scherzhafter Weise — später wieder umändern zu lassen. Ich halte das nicht für wahrscheinlich, will aber doch anmerken, daſs auch in diesem Fall anzunehmen wäre, daſs Ch. doch zunächst an eine runde Zahl von Geschichten (2 mal 30 oder 1 mal 30) gedacht hätte. [Vgl. hierzu Düring, Chaucers Werke III (1886), S. 405: „Der Vorschlag des lustigen Reisemarschalls braucht sich aber keineswegs mit dem Programm des Dichters zu decken."]

Arbeit geblieben zu sein.[1]) Nur hat er sich wahrscheinlich erst später überlegt, daſs er den *chanouns yeman* zur gröſseren Belebung der Erzählung erst später zu der Gesellschaft stoſsen lassen wollte. Möglicherweise hatte er in seinem ersten Entwurf diesen *chanouns yeman* im Prolog mit aufgeführt, oder es war dort vielleicht eine andere Person aufgeführt, die später diesem *yeman* zulieb gestrichen wurde.[2])

Setzen wir statt des *chanouns yeman* eine Person x in den Prolog ein, so erhalten wir zunächst auſser dem Dichter und dem Wirt sogar 31 Pilger. Die Zahl 29 kommt jedoch heraus, wenn man statt drei Nonnenpriestern nur einen einsetzt. Zu dieser Ansetzung gibt auſser der Beobachtung, daſs sonst von jedem Spezialberuf nur je ein Vertreter genannt ist, vor allem die Stelle ein Recht, an der der Nonnenpriester als *the Nonnes preest* eingeführt wird.[3]) Wären mehrere in der Gesellschaft gewesen, so hätte das an dieser Stelle doch durch Anwendung des unbestimmten Artikels oder des Indefinitpronomens zum Ausdruck kommen müssen. Die Stelle Prolog V. 164 ist unter diesen Umständen als verderbt anzusetzen[4]), oder es ist anzunehmen, daſs Chaucer an dieser Stelle einfach nicht an die Gesamtzahl dachte und das schrieb, was ihm im Hinblick auf Reim und Inhalt im Augenblick am besten paſste.[5])

Die hier angestellten literarischen Erwägungen stützen demnach die Ansicht, daſs Chaucer bei der Niederschrift der oben abgedruckten Stelle die Zahl 29 weder erweitern noch einschränken wollte, sondern daſs er in diesem Augenblick der Meinung war, nach dem Plan seiner Dichtung sei an

---

[1]) Von dem sporadischen Auftreten des Kanonikers ist hier natürlich abzusehen.

[2]) Möglich ist natürlich auch, daſs Ch. von vornherein beabsichtigte, den *chanouns yeman* erst später zu der Gesellschaft stoſsen zu lassen, daſs er aber beim Niederschreiben von Prol. V. 24 nicht an dieses Vorhaben dachte.

[3]) C. T. B 3999.

[4]) Neben anderen rechnen z. B. Kaluza und Koch in ihren textkritischen Anmerkungen mit dieser Möglichkeit.

[5]) Zum Thema: „Dichter und Kopfrechnen“ vgl. u. a. verschiedene Aufsätze in GRM. XII, sowie auch besonders die von W. Horn, Archiv 145, 217 zitierte Äuſserung Goethes über Widersprüche bei Shakespeare. — Zum ganzen Fragenkomplex der Zahl der Pilger vgl. die Anmerkungen zu V. 24, 164 und 542 ff. in den Ausgaben von Skeat (mir nur in der Aufl. von 1894 zugänglich) und Manly, sowie Hammond, Bibliography, S. 254 f. Nirgends finde ich jedoch an diesen Stellen erwähnt, daſs auch die Einsetzung von einem Nonnenpriester an Stelle von dreien für sich allein noch nicht genügt, die übrigen Angaben des Prologs mit V. 24 in Übereinstimmung zu bringen; man faſst es vielmehr gern so auf, als ob der Dichter in der Zahl dieser 29 Pilger enthalten sei, obwohl das in klarem Widerspruch zum Wortlaut des Prologs steht.

diesem Abend eine Gesellschaft von genau 29 Pilgern in der Tabard Inn angelangt. Unter dieser Voraussetzung scheint es mir am wahrscheinlichsten, daſs *wel* an dieser Stelle weder *gut* noch *ungefähr* bedeutet[1]), sondern, soweit es nicht überhaupt als Flickwort ohne besondere Bedeutung aufzufassen ist, in der Hauptsache Träger eines Affektes ist, etwa in der Bedeutung *nicht weniger als*[2]) — nur in einem viel blasseren Sinn. Diese Bedeutung könnte dadurch aufgekommen sein, daſs *wel* im Sinn des deutschen *gut* häufig vor hohen Zahlen gebraucht wurde und sicher vielfach auch in affektischer Rede, wenn der Sprecher einen besonderen Nachdruck auf die Gröſse der Zahl legen wollte. Wir haben im Deutschen ein Wörtchen mit ganz ähnlicher Bedeutung, nämlich *schier*, und Hertzberg war sicher von gutem Gefühl geleitet, wenn er *wel* an der oben zitierten Stelle mit *schier* übersetzte.

Nach diesem Ausblick auf die Bedeutung, die *wel* vor bestimmten Zahlen in anderen Texten hat, kehre ich zur Besprechung des Belegs *wel hallf feorþe ȝer* in Orrmulum V. 8621 zurück. Ob an dieser Stelle, der einzigen, an welcher *wel* vor einem bestimmten Zahlbegriff im O. belegt ist, noch die volle Bedeutung oder schon eine abgeschwächte anzusetzen ist, scheint zunächst nicht ganz sicher. Die Quellen zu dieser Stelle sind bekannt, doch sind sie leider nicht eindeutig. Es handelt sich in diesen Versen um die mehr als dreijährige Trockenheit, die zur Zeit des Elias eintrat. Aus 1. Könige XVIII

---

[1]) Als nicht ganz ausgeschlossen bezeichnen möchte ich es allerdings, daſs *wel* vor 29 vielleicht die Bedeutung haben könnte, die bei deutschem *ungefähr* in statistischen Untersuchungen möglich ist. Angenommen, es hat jemand im Orrmulum 611 Belege für *wel* gefunden, er ist sich nicht ganz sicher, ob er sich nicht verzählt hat, hält aber ein Nachzählen für unnötig, da es belanglos ist, ob ein Beleg mehr oder weniger herauskommt, so wird dieser Forscher vielleicht vor *611* ein *ungefähr* einfügen. Dieses hat aber dann nicht denselben Sinn wie *ungefähr* vor *600* (s. o.!), sondern es bedeutet *wahrscheinlich 611, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daſs 1—2 Einheiten zuzuzählen oder abzuzählen sind.* In diesem Sinn könnte vielleicht auch Chaucer an unserer Stelle durch die Zufügung des *wel* haben ausdrücken wollen: „ich glaube, es waren 29, aber mir als Dichter kommt es nicht so genau auf Zahlen an, wenn ich mich verzählt haben sollte, bitte ich das nicht übel zu nehmen.“ Wahrscheinlicher erscheint mir jedoch die oben gegebene Erklärung.

[2]) Aber nur in der affektischen Bedeutung dieses Ausdrucks, nicht im Sinn von *nicht weniger als, nämlich mehr.*

geht nur hervor, dafs die Dürre länger als drei Jahre dauerte. Von dort her wäre also mit der Bedeutung *ungefähr dreieinhalb Jahre* zu rechnen. Nun müssen wir aber voraussetzen, dafs Orrmin wufste, dafs es im Neuen Testament zweimal heifst, zur Zeit des Elias habe es drei Jahre und sechs Monate nicht geregnet.[1]) Setzen wir deshalb *wel* an dieser Stelle als *ungefähr* an, so bedeutet das, dafs O. die Behauptung des N. T. korrigierte. Wenn es sich auch nur um eine Kleinigkeit handelt, so scheint es mir doch gewagt, Orrmin eine solche Kühnheit zuzutrauen.[2])

Auch von der oben durchgeführten Scheidung der übrigen Belege für *wel* und *well* aus müssen wir eine verhältnismäfsig volle Bedeutung dieses *wel* vor bestimmten Zahlbegriffen erwarten. Andernfalls sollten wir die Schreibung *well* erwarten. Ich möchte deshalb *wel hallf feorþe ȝer* am liebsten als *volle dreieinhalb Jahre* auffassen; die Bedeutung *schier dreieinhalb Jahre* würde allerdings ebenfalls gut in den Zusammenhang passen.

wel hätte demnach wie in der Fügung *wel mare* so auch in diesem Fall seine qualitative Bedeutung so gut wie ganz verloren und wäre nur noch Mafsbegriff, aber nicht Gradbegriff im Sinne von *sehr.* Dafs ein Wort mit ursprünglich qualitativer Bedeutung in dieser Art ohne Änderung der Lautung zur reinen Mafsbezeichnung verwendet werden kann, obwohl in anderen Fügungen die volle Bedeutung noch lebendig ist, zeigt z. B. die deutsche Wendung *gut vierzehn Tage.*

Mit Ausnahme von *wel offte* und zwei bis drei offenbaren Schreibfehlern für adverbales *well* statt *wel*[3]) sind so alle

---

[1]) Luk. IV, 25; Jak. V, 17. — Ich will demnächst nachweisen, dafs O. einen Kommentar sehr häufig benutzte, in welchem bei Besprechung von 1. Kön. XVIII die Dauer der Dürre als drei Jahre und sechs Monate angegeben war.

[2]) Man bedenke, dafs das Evangelium für Orrmin das Buch ist, von dem er öfters sagt: þatt þwerrt ut nohht ne leȝheþþ (vgl. besonders V. 313 ff.). — Ich darf hier vielleicht erwähnen, dafs ich anfangs der Meinung war, *wel* vor Zahlwörtern bedeute im Me. allgemein *ungefähr*, und dafs ich schon damals Anstofs daran nahm, dafs O. ja dann die Angabe des N. T. verbessere. Die Annahme einer so grofsen Achtung vor dem Wort der Bibel, insbesondere des N. T., ist also nicht erst ad hoc aufgestellt worden.

[3]) V. 2319 und V. 18341, sowie vielleicht auch V. 6704. Sollte in V. 6704 ein zweites *l* vom Autor selbst nachgetragen sein, so wäre das

Belege für *wel* und *well* in V. 1—6000 des Orrmulum sowie die Holthausenschen Ausnahmen aus dem ganzen Orrmulum erklärt. Wie ich oben ausführte, gab den Anlaſs zu diesen Untersuchungen die Beobachtung, daſs *wel*, von dem Beleg *wel hallf feorþe ȝer* abgesehen, niemals vor mehrgliedrigen Fügungen belegt war. Eine Unterscheidung von proklitischem *wel* und *well* lieſs sich auf diese Beobachtung jedoch nicht aufbauen, da sich herausstellte, daſs *well* auch vor eingliedrigen Fügungen belegt ist. Proklitisches *wel* und *well* ist unterdessen nach anderen Gesichtspunkten geschieden worden. Nun drängt sich aber die Frage auf, ob diese erste Beobachtung nur auf Zufall beruhte, oder ob sich ein einleuchtender Grund dafür finden läſst, daſs *wel* niemals vor attributiven Adjektiven belegt ist. Diese Erscheinung ist sehr erklärlich, wenn man darüber nachdenkt, wie das Hinzutreten von Adverbien zu Adjektiven und anderen Adverbien zu erklären ist. Offenbar haben doch bei dieser Entwicklung Analogien wie *er verdient gelobt zu werden* : *er ist würdig gelobt zu werden* — *er verdient wohl gelobt zu werden* : *er ist wohl würdig gelobt zu werden* eine ganz hervorragende Rolle gespielt. Unter dieser Voraussetzung ist aber die attributive Stellung des Adjektivs diejenige, die erst in zweiter Linie für Hinzutreten von Adverbien in Frage kommt. Schon aus rein theoretischen Erwägungen heraus ist es deshalb verständlich, daſs neu aufkommende proklitische Adverbia zunächst nur vor anderen Adverbien und vor prädikativen Adjektiven auftreten. Daſs die Frage, attributive oder prädikative Stellung des Adjektivs, beim Hinzutreten von Adverbien zu Adjektiven eine Rolle spielt, und zwar in dem Sinn, daſs prädikative Stellung bevorzugt wird, ist zudem, wenn auch für eine andere Sprache und Zeit, empirisch nachgewiesen. Schiepek stellt für die Egerländer Mundart fest: „Auch das Adverb ist neben dem prädikativen Adjektiv (und Partizip) heimischer als neben dem attributiven.“ [1]) Daſs *wel* im Orrmulum niemals vor attributiven Adjektiven belegt ist, ist

äuſserst auffällig. Es ist deshalb eher mit der Möglichkeit zu rechnen, daſs der Vertikalstrich von einem späteren Schreiber stammt, dem die Feinheiten der Orthographie Orrmins fremd waren.

[1]) Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart, 1899, S. 394; vgl. auch ebenda S. 390f. — Ob sich diese Tendenz in der Art auswirkt, daſs die Adverbia vor attributiven Adjektiven nur seltener belegt sind, oder ob

deshalb nicht als zufällig zu betrachten[1]), und man wird diese Beobachtung in die Regel über *wel* und *well* im O. mit aufnehmen müssen. Diese Regel möchte ich nun auf Grund von allen im vorhergehenden angestellten Erwägungen, zunächst allerdings noch ohne Rücksicht auf den klanglichen Wert der beiden Schreibungen, folgendermaſsen fassen:

> *wel* ist im Orrmulum die Form des adverbalen Adverbiums. Vor einer bestimmten Gruppe von Wörtern kann es jedoch (in derselben Schreibung) auch proklitisch in seiner vollen Bedeutung oder in einer Bedeutung, in der die assoziative Verbindung mit dem adverbalen Adverb noch nicht verloren gegangen ist, gebraucht werden, jedoch nie vor attributiven Adjektiven. *wel* ist weiter vor dem Komparativ *mare* und einmal vor einem bestimmten Zahlbegriff belegt.
>
> *well* wird nur proklitisch gebraucht und ist zur Bedeutung eines qualitativ neutralen Intensivierungsadverbs herabgesunken.[2])

---

bestimmte Adverbia (wie *wel* in O.) vor attributiven Adjektiven nie belegt sind, sagt Schiepek nicht.

[1]) Man beachte auch, daſs in den Belegen für ae. proklitisches *wel* im NED. und bei Bosworth-Toller *wel* vorzugsweise vor Adverbien und vor Adjektiven in prädikativer Stellung belegt ist, soweit nicht die qualitativ neutrale Bedeutung in Betracht kommt. — Auch die Tatsache, daſs *wel* — nicht nur das qualitative — häufig vor nachgestellten Adjektiven belegt ist, ist zu beachten.

[2]) Ich brauche wohl nicht ausführlicher darzutun, wie sehr dieses Ergebnis auf dem Hauptergebnis von Holthausens scharfsichtiger Deutung aufbaut. H.s Nebenregel wird jedoch durch diese Regel überholt. H. meinte, an die Stelle von Adjektiven und Adverbien vorausgehendem *well* trete *wel*, wenn es selbst gesteigert sei. *wel* ist zwar sechsmal selbst gesteigert belegt, und zwar einmal vor *rihhtwise*, einmal vor *sene* und viermal vor *tocweme* (Belege bei H. a. a. O.), aber die Belege für ungesteigertes *wel tocweme* in V. 1581 und ungesteigertes *wel sene* in V. 13791 zeigen deutlich, daſs nicht die nochmalige Steigerung des *wel*, sondern der Charakter der dem *wel* folgenden Wörter der Grund zur Anwendung der einfachen Schreibung des Konsonanten ist. — Andererseits scheint das Orrminsche *well* allerdings das mit dem deutschen *gar* gemeinsam zu haben, daſs es nicht durch andere Adverbia gesteigert werden kann. Holthausen hat also auch hier eine gute Beobachtung gemacht, nur hat er nicht den richtigen Schluſs aus dieser Beobachtung gezogen, z. T. sicher deshalb, weil ihm die Fehler der ihm vorliegenden Ausgabe den Blick für die wahre Scheidung des proklitischen *wel* und *well* versperrten.

3.
Der lautliche Unterschied zwischen *wel* und *well* im Orrmulum.

Dafs die Verteilung der Schreibungen *wel* und *well* im Orrmulum nicht auf Zufall beruht, sondern dafs die beiden Schreibungen zwei verschiedene Aussprachen des Wortes widerspiegeln, konnte schon auf Grund der Ausführungen Holthausens kaum bezweifelt werden, und diese Annahme ist nun nach den Ergebnissen meiner Untersuchungen noch besser begründet. Es fragt sich jedoch, worin der Unterschied in der Aussprache dieser beiden Formen liegt, ob die Schreibung *wel* auf lange Aussprache des *e* und die Schreibung *well* auf Kürze hinweist, wie Holthausen und andere meinten, oder ob der Ansicht von Sievers zu folgen ist, welcher auf Grund der Klangprobe behauptet, Orrmin kenne kein gedehntes *wēl*, und *wel* sei als falltoniges, *well* als steigtoniges *wĕl* auffassen.[1])

Wenn diese Ansicht von Sievers allgemeine Anerkennung fände, so müfste sie eine durchgreifende Umstellung der Forschung über die me. Vokalquantitäten nach sich ziehen. Denn wenn auch viele Gelehrte der Auffassung sind, Orrmins Konsonantenverdoppelung bezeichne nicht direkt Vokalkürze, sondern zunächst Konsonantenlänge, so ist es doch allgemeiner Gebrauch, indirekt die Konsonantenverdoppelung Orrmins als Zeichen für Vokalkürze und einfache Schreibung des silbenschliefsenden Konsonanten als Zeichen für Vokallänge aufzufassen, unter der Voraussetzung, dafs in Orrmins Dialekt nach kurzen Vokalen Konsonanten etwas gedehnt worden seien.[2]) Wenn Orrmins *wel* tatsächlich als *wĕl* zu lesen wäre, so müfste man ähnliche Verhältnisse auch bei anderen Wörtern mit einfachem Konsonanten erwarten, und alle Ansichten über me. Vokalquantitäten, die sich auf Orrmins Schreibungen gründen, wären in Frage gestellt. Eine eingehende Diskussion der von Sievers vorgetragenen Behauptung ist deshalb von gröfster Wichtigkeit, und ich habe aus diesem Grunde versucht, die Frage der Quantität von Orrmins *wel* durch Heranziehung von Material aus anderen me. Texten zu beleuchten.

---

[1]) Vgl. Holthausen a. a. O. und Sievers, PBB., a. a. O.

[2]) Die letztere Regel gibt Jordan, Me. Gramm. S. 37.

Alle Probleme, die sich mir bei diesen Untersuchungen für andere Texte auftaten, mit Hilfe eigener erschöpfender Materialsammlungen endgültig zu lösen, lag nicht in meiner Absicht, doch fand ich, daſs die schon vorhandene Literatur uns, wenn wir sie mit Kritik benutzen, Mittel an die Hand gibt, die für das Ausgangsproblem wichtigen Teilprobleme zu lösen.

Holthausen, für welchen ja Länge des *wel* nicht zweifelhaft war, hat das Problem der Quantität des Orrminschen *wel* darum auch nicht in den Zusammenhang der Entwicklung des *wel* in anderen me. Texten gestellt, und auch von anderer Seite sind bis jetzt keine Schritte in dieser Richtung unternommen worden. Bearbeiter anderer Texte verweisen gelegentlich auf Orrmins *wel* und *well*, aber von den mir bekannt gewordenen Verweisen stammt der eine schon aus der Zeit vor der Veröffentlichung von Holthausens Entdeckung[1]), beim andern ist diese Entdeckung offenbar übersehen worden.[2])

Festgestellt hat man allerdings bereits, daſs die überlieferten Entsprechungen des ne. *well* im Got. und Ahd. allem Anschein nach kurz zu lesen sind (Holthausen), und daſs im Neuenglischen ein mundartlicher Gegensatz zwischen *wĕl* und *wīl* besteht.[3]) Dieses *wīl* weist darauf hin, daſs zu Ausgang der me. Zeit oder spätestens um 1700 eine Aussprache *wēl* vorhanden war.[4]) Auf Grund dieser Gegebenheiten muſs man annehmen, daſs das Wort zwischen der urgermanischen Zeit und der Zeit um 1700 irgendwann und in irgendwelchen Gebieten gedehnt worden ist, wenn man nicht mit H. schon für das Urgermanische neben der gesicherten kurzen Form eine lange Form ansetzen will.[5]) Die Annahme von langem *wel* (**wēila*) für das Urgermanische und Altenglische ist möglich, aber bis jetzt konnte noch keine in den alten Texten begründete Stütze für den Beweis dieser Theorie beigebracht werden. Auch ich sehe keine Möglichkeit, die Annahme von

---

[1]) Ten Brink, Anglia I (1878).

[2]) Langhans, Anglia XLV, 260.

[3]) Vgl. u. a. Wright, Dialect Dictionary, Art. *well.*

[4]) Vgl. W. Horn, Histor. Ne. Gramm. S. 60. Auf die Frage der Qualität des langen *e*-Lautes in *wēl* gehe ich hier und auch in der folgenden Untersuchung nicht ein.

[5]) Holthausen setzt die Langform als Hauptform, die Kurzform als Nebenform an.

langem *wel* im Ae. wahrscheinlicher zu machen. Doch glaube ich, Unterlagen gefunden zu haben, die eine Rückverlegung des terminus ante quem für die Form *wel* bis ins dreizehnte Jahrhundert durchaus nahelegen. Da mehr oder minder häufige lange Aussprache von *wel*, auch auf außerkentischem Boden, für die spätere Zeit allgemein anerkannt wird, das Vorhandensein eines außerkentischen langen *wel* in früherer Zeit jedoch bestritten wird, halte ich eine rückwärts schreitende Art der Untersuchung für das Gegebene und werfe zunächst einen Blick auf die Verhältnisse bei Chaucer.

Daſs Chaucer ein langes *wel* überhaupt kannte, wird wohl allgemein anerkannt, verschieden sind jedoch die Ansichten über die Häufigkeit der langen Form. Am skeptischsten gegen die Form *wēl* ist wohl ten Brink, wenn er sagt: „außerhalb des Reimes würde ich bei Chaucer stets *wel* schreiben.“[1]) Aber auch V. Langhans, welcher sich in Anglia XLV eingehend mit dem Reimvokal *e* bei Chaucer befaſst hat, scheint *wēl* nicht für eine besonders häufige Form in der gewöhnlichen Rede Chaucers zu halten. Er sagt: „Zu einer bleibenden Länge brachte es das Wort nicht, es konnte in schneller Rede *well*, in langsamer getragener, an markierten Stellen des Satzes *wēl* lauten. Eine solche Stelle war der Endreim, daher sich denn hier die Dehnung am deutlichsten zeigt.“[2]) Schon aus diesen Zitaten sehen wir, daſs sowohl ten Brink als auch Langhans bestrebt sind, bei der Übertragung der Reimergebnisse auf die Verhältnisse der gewöhnlichen Rede die Sachlage zugunsten der im Reim seltener belegten kürzeren Form zu verschieben, während man doch sonst die Reimverbindung als Hauptkriterium der Chaucerschen Aussprache behandelt. Denn in der Tat ist *wĕ̄l* in Chaucers Reimen nur ganz selten belegt.[3])

---

[1]) Anglia I (1878), S. 543. Mit *wel* meint ten Brink im Gegensatz zu *weel wĕ̄l.*

[2]) V. Langhans, Der Reimvokal *E* bei Chaucer, Anglia XLV (1921), S. 260; auf S. 262 sagt L. dann: „Wie Chaucer das Wort [*wel*] sprach, wissen wir nicht.“

[3]) Ein Eingehen auf Sievers' Versuch, die Aussprache aller Chaucerscher Worte und so auch die Aussprache von Chaucers *wel* unter Anwendung schallanalytischer Methoden nach den Schreibungen des Ellesmere-Ms. zu bestimmen, muſs ich aus den in der Einleitung gegebenen Gründen auf später verschieben. Sievers transkribiert übrigens meist *wēl*, auch in dem Beleg *wel nyne and twenty* (Prol. 24: °wēl nyˋn(e) and tweˊntȳ). — Sievers, Abhandl. a. a. O., S. 20 ff.

Langhans hat die bei Chaucer mit *wel* reimenden Wörter bereits zusammengestellt und nach etymologischen Gesichtspunkten geschieden.[1]) Ich stütze mich im folgenden auf seine Liste, mufs aber zunächst einige Versehen richtigstellen.

L. gibt unter b) das Reimwort *fele*, angeblich L. 1138. In *Legend of good women* V. 1138 findet sich aber kein solcher Reim. Offenbar ist an HF. 1137 f. gedacht, wo es heifst:

With famous folkes names fele
That had y-been in mochel wele.

Hier ist aber offensichtlich nicht das Adverb gemeint, sondern das Substantiv *wele* (= *happiness*). Dieser Beleg ist also auszuscheiden.

Zu streichen ist auch der bei den Wörtern frz.-lat. Ursprungs (f) angeführte Beleg für *sel* = *Seligkeit*, A. 4239. Derselbe Beleg ist schon vorher richtig unter den Wörtern ae. Ursprungs aufgeführt worden.

Zu streichen sind weiter die folgenden Belege:

del, Fa. 880; der Beleg ist später richtig unter *euerydel* gegeben.
steel, Fa. 794; hier reimt in der Tat nicht *steel*, sondern *wheel* auf *weel*; der Beleg ist auch später richtig gegeben.
wheel, Troilus II, 592; hier reimt in der Tat nicht *wheel*, sondern *steel* auf *weel*; der Beleg ist auch schon vorher an der rechten Stelle aufgeführt.

Umzugruppieren ist der Beleg *lefsel* A 4061. Langhans fafst *lefsel* als *Labsaal* (sic!) auf und ordnet es unter den Wörtern frz.-lat. Ursprungs ein. Ob er dabei irgend welchen Gewährsmännern folgt, weifs ich nicht. Jedenfalls pafst die Bedeutung *Labsal* in A 4061 nicht in den Zusammenhang, und *lefsel* wird mit Skeat als *leaf-hall* (*Laube*) aufzufassen sein.[2]) Der zweite Bestandteil kann auf ae. *sæl* oder *sele* zurückgehen.[3]) Im ersteren Fall wäre Kürze, im letzteren Fall Länge des *el* zu erwarten. Solange wir keine eingehende Reimuntersuchung für das Auftreten von *lefsel* in anderen me. Texten haben, müssen wir deshalb die Quantität des *el* in diesem Wort als zweifelhaft betrachten.[4]) *lefsel* ist demnach als einheimisches Wort mit zweifelhafter Quantität des *el* zu behandeln.

Weiter wird es sich empfehlen, das Wort *sel* (= *Siegel*) umzugruppieren. Aus altfrz. *seiel* kontrahiert, hat es sicher Länge[5]), und man wird es deshalb besser nicht mit Wörtern wie *castel* und *hostel* in eine Gruppe bringen.

Falsch aufgefafst zu sein scheint aufser *lefsel* auch *catel* E 1526. L. fafst es als *castellum*. Die Entsprechung von *castellum* ist aber bei Chaucer

---

[1]) Langhans a. a. O. S. 261 f.

[2]) Skeat, Anm. zu A 4061.

[3]) Man beachte, dafs im Beowulf nach Holthausens Glossar dreizehn Komposita mit *sele* belegt sind, aber keines mit *sæl*.

[4]) Das Metrum verlangt *leuesel* (so liest auch Koch) — *sel* hat also starken Nebenton.

[5]) Vgl. Langhans S. 259.

(nach Skeat) nur als *castel* belegt, und auch an der Stelle E 1525 f. paſst *catel* = *chattels* bedeutend besser in den Sinn, zumal das Wort in E 1527 durch *good* (= *property*) wieder aufgenommen wird. In diesem Fall bedingt meine abweichende Auffassung jedoch keine Umgruppierung.

Eine kleine Änderung an L.s Liste wird aber weiter dadurch nötig, daſs die von ihm durchgeführte Scheidung der Belege mit reinem *del* einerseits und *everydel, never a del* andererseits nach meinen Feststellungen nicht den Tatsachen entspricht (A 1825: *every del*, A 2091: *every del* usw.). Ich gebe deshalb nur die Summe der Belege für *del, every del* und *never a del*.

Keine *wel*-Reime fand ich an folgenden Stellen: A 1609, A 3669, B 1539, D 3669, E 1209, Fa. 145 (in allen Fällen angeblich *wel* im Reim mit *del*). Es ist möglich, daſs hier nur Druckfehler vorliegen, und daſs die Belege an anderer Stelle zu finden sind. Ich nehme aber als Grundlage meiner weiteren Untersuchungen den für mein Endergebnis ungünstigeren Fall an und zähle diese Belege nicht mit.

Nach allen diesen Änderungen haben wir mit folgendem Tatbestand zu rechnen.[1]) *wel* bei Chaucer reimt

1. mit sicheren Längen
   a) einheimischen Ursprungs: *mel* (Mahl) ⟨1⟩, *sel* (bliss) ⟨1⟩, *del, everydel, never a del* ⟨36⟩, *feele* (fühle) ⟨1⟩, *steel* (stahl) ⟨7⟩, *wheel* (Rad) ⟨4⟩.[2])
   b) französischen Ursprungs: *sel* (sigillum) ⟨2⟩.
2. mit Wörtern, bei denen die Quantität des *el* zweifelhaft ist.
   a) einheimischen Ursprungs: *lefsel* ⟨1⟩.
   b) französischen oder lateinischen Ursprungs[3]): *Achetofel, Daniel, Samuel, Lamwel, hostel, effectuel,*

[1]) Die Ziffern hinter den folgenden Wörtern bezeichnen die Zahl der Belege. — Versangaben bei Langhans a. a. O.

[2]) Einige Reime für *del, everydelle* mit kurzem *el* in anderen Texten (Langhans, S. 260) können kaum dagegen angeführt werden, daſs das *e* in *del, everydel* usw. bei Chaucer lang ist.

[3]) Über die Schwankungen in der Aussprache dieser Wörter vgl. Behrens in Pauls Grundriſs[2] 968 f., ten Brink-Eckhardt §§ 67, 78, Langhans a. a. O. S. 259 ff. (bei Langhans S. 221 ff. weitere Literaturangaben). Kürze in Wörtern, die auf mlat. *-alis* zurückgehen, scheint nach den Angaben dieser Gelehrten seltener zu sein als Länge in Wörtern auf lat. *ell*. Das Schwanken mag neben den sonst angeführten Gründen auch damit zusammenhängen, daſs der Akzent in manchen Wörtern früher, in anderen später zurückgezogen wurde. Für die Eigennamen weist Langhans S. 258 mit Recht darauf hin, daſs bei fremden Eigennamen dem Sprecher die Quantität der Vokale nicht so genau bewuſst ist wie bei anderen Wörtern. Man kann diese Behauptung durch Hinweis auf moderne deutsche Ver-

naturel, textuel, tuel, pel (Schlofs) ⟨je ein Beleg⟩; *catel* (ne. *chattels*) ⟨zwei Belege⟩.

3. mit sicherer Kürze:
fel[1]) (er fiel) ⟨1⟩.

Wir haben also im ganzen über 50 Belege, bei denen *wel* mit sicher langem *el* reimt, 13 Belege, bei denen die Quantität des *el* im Reimwort zweifelhaft ist, und einen Beleg für ein kurzes *el* im Reimwort. Dieser eine Beleg hat zudem noch durch verschiedene Gründe, die ich später besprechen werde, geminderte Beweiskraft, aber selbst wenn wir ihn zunächst als vollwertig gelten lassen, so kann dieser eine Beleg gegenüber den über 50 Belegen für *ēl* nur die Bedeutung einer Ausnahme haben. Chaucers Reime sprechen also unbedingt für Länge des *e* in *wel*, und die Tatsache, dafs durch den Reim mindestens 52 mal *wēl*, aber nur einmal *wĕl* gefordert wird, legt bei unvoreingenommener Betrachtung doch zunächst nur den einen Schlufs nahe, dafs Chaucer nur die Aussprache *wēl* kannte, und dafs ihm die Aussprache *wĕl* überhaupt nicht bekannt war. Auf Grund des Reimkriteriums ist also nicht die Aussprache *wēl*, sondern die Aussprache *wĕl* problematisch. Allerdings mufs untersucht werden, ob sich gewichtige Gründe finden lassen, die uns daran hindern, das Ergebnis der Reimuntersuchung ohne jede Einschränkung auf die Verhältnisse im Versinnern zu übertragen.

Zur Vorsicht gegen die Annahme, Chaucer habe ausschliefslich die Aussprache *wēl* gekannt, mahnen nun allerdings mehrere Gründe. Ich nenne zunächst die beiden folgenden:

1. Die Tatsache des Nebeneinanders von *wel* und *well* im Orrmulum.
2. Die syntaktische Sonderstellung des *wel* in G. 1282 (im Reim mit *fĕl*).

hältnisse stützen. Wollte jemand heute einheimische Wörter wie *schnell, hell, grell, Gebell* mit langem *ē* sprechen, so würde er sich unmöglich machen. Aussprachen wie *Israēl, Nathanaēl, Gabriēl* (für normales *Israĕl, Nathanaĕl, Gabriĕl*) wirken ja vielleicht etwas auffallend, aber sie sind durchaus möglich. Auch *Jesūs* und *Jerusalēm* kann man hören. (Wie mir scheint, sind solche Aussprachen besonders in Gemeinschaftskreisen zu Hause. Sie sind vielleicht dadurch entstanden, dafs einfache Leute sich bemühten, die Worte möglichst genau nach dem Schriftbild zu lesen.)

[1]) Wright, Me. Gramm.² (1928), S. 191 gibt allerdings neben *fel(l)* und *fil(l)* auch *fēl(l)*.

Wenn auch erst erwiesen werden soll, dafs das Nebeneinander der einfachen und doppelten Schreibung bei Orrmins *wel* auf ein Nebeneinander der langen und kurzen Aussprache hinweist, so ist doch schon erwiesen, dafs in Orrmins Aussprache das proklitisch intensivierende *well* (in der qualitativ neutralen Bedeutung) vom adverbalen *wel* irgendwie geschieden war. Proklitisches *wel* kann aber in guten Dichtungen nur ganz ausnahmsweise im Versausgang gebraucht werden, da bei einem solchen Enjambement zwischen das *wel* und das ihm folgende Adjektiv oder Adverb eine längere Sprechpause gelegt wird, die in diesem Fall meist unschön klingt. So hat denn auch Chaucer proklitisches *wel* im Reim fast ganz vermieden.[1]) Angenommen, in Chaucers Aussprache sei proklitisch intensivierendes *wel* ebenfalls von adverbalem *wel* geschieden gewesen, so könnten wir demnach eine Auswirkung dieser Verschiedenheit in den Reimen nicht erwarten. Umgekehrt sind deshalb die Reime für die Aussprache des proklitischen *wel* nicht beweisend.[2])

---

[1]) Einmal reimt Ch. *wel* — *wers* auf *Achitofel* (Bl. 1117 f. = 3, 1117 f.). Da die Aussprache des *-el* in *Achitofel* zweifelhaft ist, können wir leider nicht entscheiden, ob er in diesem Fall *wĕl* oder *wēl* sprach. Im Vergleich zu Orrmins *wel mare* wäre Sicherheit über die Aussprache dieses *wel* vor dem Komparativ *wers* von grofsem Interesse.

[2]) Nach den Angaben in John Kochs Glossar will es sogar fast so scheinen, als ob Kürze von proklitischem *wel* aus den Schreibungen der Ellesmere-Hs. erschlossen werden könnte. Wir lesen dort: „*Weel adv.* (meist betont und im Reim) wohl, gut, glücklich, tüchtig usw., *wel* (besonders vor andern Adv.) wohl, gut, viel, sehr, weit.“ Eine Probe von einigen hundert Versen hat mir allerdings gezeigt, dafs diese Bemerkung nicht so aufzufassen ist, als ob die normale Schreibung bei adverbalem Gebrauch *weel* sei, und die Schreibung *wel* in der Hauptsache bei proklitischem Gebrauch belegt sei. Im Versinnern ist vielmehr *wel* die gewöhnliche Schreibung, auch bei adverbalem Gebrauch. Das Material aus meiner Probe war nicht reichhaltig genug, um zu entscheiden, ob Kochs Bemerkung *besonders vor andern Adverbien* überhaupt unberechtigt ist, oder ob sie so aufzufassen ist, dafs die Schreibung *weel* vor Adverbien nie oder auffallend selten belegt ist, während sie in adverbaler Stellung gelegentlich auftritt. Möglicherweise ist Kochs Bemerkung so aufzufassen, dafs die Schreibung *weel* fast nur im Reim belegt ist und sich deshalb — aus den oben angegebenen Gründen — selten oder nie vor Adverbien findet. In diesem Fall lieferten die Schreibungen der Ellesmere-Hs. keine Stütze für Ansetzung von kurzem proklitischem *wel*. — Vgl. auch die Angaben in Skeats Glossar.

Die syntaktische Sonderstellung des *wel* in dem einzigen Beleg, in welchem es mit sicher kurzem *el* reimt (G. 1282), beruht darauf, dafs reimendes *wel*, welches sonst in der Regel adverbal gebraucht ist[1]), hier einen anderen Sinn hat. Die Stelle lautet im Lichfield-Ms.:

The preest supposed noþing but wel,

im Ellesmere-Ms.:

Now good sires / what wol ye bet than wel.[2])

wel ist also hier zwar alleinstehend, aber nicht adverbal. Besonders, wenn man mit Koch in der Hauptsache der Ellesmere-Hs. folgt[3]), kann man deshalb mit der Möglichkeit rechnen, dafs der Reim *fel* : *wel* an dieser Stelle kein unreiner Reim ist und auch keine Konzession der Aussprache an die Reimnotwendigkeiten bedingt, sondern dafs *wel* in diesem Zusammenhang auch in gewöhnlicher Rede als Kürze gesprochen wurde. Es kann sehr gut sein, dafs der Ausdruck *what wol ye bet than wel* zu Chaucers Zeit bereits die Entwicklung zur Bedeutung einer reinen Interjektion durchgemacht hatte und nicht mehr in allen seinen einzelnen Bestandteilen, sondern nur noch als Ganzes aufgefafst wurde, dafs darum *wel* in diesem Fall funktionsarm war. Wie deshalb in diesem Fall sehr stark mit der Möglichkeit zu rechnen ist, dafs *wel* in dieser bestimmten Fügung auch in gewöhnlicher Rede kurz gesprochen wurde, so ist es vielleicht auch in ähnlichen niemals im Reim belegten Fügungen als kurz anzusetzen.[4])

Das Ergebnis der Erörterungen der letzten Seiten ist demnach, dafs man nicht berechtigt ist, auf Grund des Über-

---

[1]) Ich habe alle Belege, die Langhans gibt, auf diese Frage hin durchgesehen. Soweit an den von ihm genannten Stellen überhaupt ein *wel* zu finden war (vgl. S. 41!), war dieses fast durchweg adverbal, einigemal zur Kopula gehörig (Troilus II, 1212, Bl. 846, Fa. 1022), einmal in der Fügung *nought but weel* (: *steel* = Stahl, Troilus II, 593), einmal in der Fügung *far weel* (: *seel* = Glück, A 4240).

[2]) Six-Text 568/1283.

[3]) Koch liest: Now, good*e* sires, what wol ye bet than wel?

[4]) Lehnt man diese Erklärung des Reimes *fel* : *wel* ab und fafst den Vokal des *wel* an dieser Stelle doch als Länge, so kann man darauf hinweisen, dafs nach *fel* ein Gedankeneinschnitt ist, der im Ellesmere-Ms. durch ein ¶ vor dem *Now* bezeichnet wird. Bei starken Gedankeneinschnitten ist aber die Wirkung unreiner Reime gemildert.

gewichts der langen Form in den Reimen die Kurzform für Chaucer überhaupt abzulehnen, dafs vielmehr starke Gründe dafür sprechen, für proklitisch intensivierendes *wel* und ebenso für nicht adverbales alleinstehendes *wel* in gewissen Fügungen *wēl* als die Normalform anzusetzen. Besonders erörtern möchte ich nun noch die Frage, ob man auch für adverbales *wel* im Versinnern eine kurze Nebenform ansetzen soll.

Vorauszuschicken ist hier, dafs es auf Grund der Ergebnisse der modernen phonetischen Untersuchungen fast selbstverständlich ist, dafs Chaucer den langen *ē*-Laut in *wēl* bald länger, bald kürzer sprach. Eine gewisse Schattierung in der Quantität der langen Laute, je nach der Stimmung des Sprechers und je nach dem Inhalt der Rede läfst sich ja bei allen Individuen nachweisen. Bei der Aussprache des deutschen Satzes: *Er litt sehr* wird *sehr* z. B. bei den meisten Sprechern ein längeres *ē* haben als in dem Satz „*Wenn du das Ziel erreichen willst, mufst du dich sehr anstrengen und abarbeiten*". Zum mindesten kann man das *sehr* in beiden Sätzen verschieden aussprechen. Dieser Wechsel zwischen ganz langem und mittellangem Vokal steht aber nicht zur Diskussion, wenn man die Frage aufwirft, ob das adverbale *wel* bei Chaucer im Versinnern gelegentlich als *wĕl* auszusprechen ist. Diese Frage bedeutet vielmehr, ob bei Chaucer in dieser Stellung und Funktion gelegentlich ein *wĕl* anzusetzen ist, dessen *e* so kurz ist, dafs es mit *spel, fel* im Reim stehen könnte, ohne dafs der Eindruck eines unreinen Reimes hervorgerufen würde.

Man könnte hier vielleicht darauf hinweisen, dafs wir doch im Ne. auch in adverbaler Stellung nur noch *well* haben, dafs dieses *well* (= *wĕl*) schon spätestens um 1700 dagewesen sein mufs[1]), dafs wir deshalb vielleicht doch schon zur Zeit Chaucers Anzeichen für adverbales *wĕl* erwarten können, und dafs auf der anderen Seite die Reime nicht unbedingt mafsgebend sind, da hier *wel* immer an markierten Stellen des Satzes steht.

Einer solchen Ansicht gegenüber wäre zuzugeben, dafs im Reim tatsächlich nicht alle Typen der Stellung des *wel*, auch nicht des adverbalen *wel*, belegt sind. In Chaucers Reimen

---

[1]) Sonst müfsten wir heute *wīl* oder *wĭl* haben.

ist *wel* fast ausschliefslich in dem Typus *he loued him wel* belegt, niemals aber in dem Typus *it may wel suffice.*[1]) Nun ist kein Zweifel, dafs der zweite — niemals im Vers belegte — Typus einen schwächeren Ton auf dem *wel* hat als der erste. Etwas kürzer mag deshalb das *wel* im zweiten Typus ausgesprochen worden sein. Aber für die Annahme, es sei so kurz wie in *spel* und *fel* ausgesprochen worden, fehlt bis jetzt jeder positive Anhaltspunkt. Mir persönlich erscheint eine solche Verteilung auch unwahrscheinlich, doch mufs man für eine letzte Entscheidung dieser Frage eine nach syntaktischen Gesichtspunkten vorgenommene eingehende Untersuchung der Schreibungen *weel, wel* usw., die vielleicht auch durch schallanalytische Versuche ergänzt werden könnte, abwarten.[2]) Die Annahme von kurzem *wĕl* in dem Typus *he loued him wel* halte ich jedoch auch jetzt schon für kaum haltbar.

Die wichtigsten Ergebnisse, die die vorliegenden Untersuchungen, die es sich nicht zur Aufgabe gestellt haben, alle aufgetauchten Probleme durch eigene Materialsammlungen bis ins einzelnste zu klären[3]), die sich vielmehr damit begnügen, das in anderen Arbeiten zusammengestellte Material kritisch zu sichten, über Chaucers *wel* zutage gefördert haben, fasse ich folgendermafsen zusammen:

> Als Chaucers Normalform für adverbales *wel* in dem Typus *he loued him wel* ist *wēl* anzusetzen. Die Aussprache mit langem *ē* ist höchstwahrscheinlich die alleinige Form der Aussprache des adverbalen *wel.* Als Normalform für *wel* als proklitisches Intensivum ist möglicherweise *wĕl* anzusetzen. Die Kurzform mag auch in anderen Funktionen,

---

[1]) Zwischen diesen beiden Typen stehen Fügungen der folgenden Art:

Al-thogh I could not make so wel
Songes, ne knowe the art al.
(Chaucer, Bl. 1160 f. = 3, 1160 f.)

Für diesen Zwischentypus habe ich die folgenden Belege: B 4305 ff. (: *del*), 3, 1159 ff. (: *del*), Fa. 1265 f. (: *naturel*); *wel* ist also in diesem Typus gerade so behandelt wie in dem Typus *he loued him wel.*

[2]) Eine solche Untersuchung müfste auch darauf achten, wie sich Orrmins proklitisches *wel* in Fügungen wie *wel wurrþi*, *wel mare* usw. fortgesetzt hat. — Beachte auch den S. 49 mitgeteilten Rückschlufs, welcher von Orrmins Schreibungen aus gezogen werden kann.

[3]) So ist u. a. auch die in den Chaucerhss. öfters begegnende Schreibung *wele* ganz unerörtert geblieben.

in denen *wel* weder proklitisches Intensivum noch adverbales Adverb war, heimisch gewesen sein.

Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lege ich meinen Reimuntersuchungen Robert Mannings Chronik zugrunde, einesteils, weil Manning Orrmin offenbar landschaftlich ziemlich nahe steht, und anderenteils, weil sich die Reimverhältnisse bei R. M. mit Hilfe des der Furnivallschen Ausgabe (1887) beigefügten Reimindex verhältnismäſsig leicht untersuchen lassen.

wel reimt nach diesem Index

1. mit sicheren Längen ae. Ursprungs[1]):

   del ⟨16 Belege und auſserdem ein Beleg für *wele* : *dele*⟩[2])

   halfendel ⟨1⟩ *somdel* ⟨1⟩ *stel* (Stahl) ⟨7⟩

   ilkadel ⟨4⟩ *sel* (time) ⟨1⟩ *whel* (Rad) ⟨1⟩

2. mit Wörtern frz.-lat. Ursprungs, bei denen die Quantität des *el* schwankend oder zweifelhaft ist:

   castel ⟨3⟩ *Ohel* ⟨1⟩

   Coel ⟨1⟩ *pomel* ⟨1⟩

   cruel ⟨1⟩ *pel* ⟨1⟩

   eschel ⟨1⟩ *Tyntagel* ⟨1⟩.

   Karlel ⟨1⟩

Mit Wörtern mit sicher kurzem *el* reimt *wel* bei R. M. in dem bei Furnivall abgedruckten Teil (gegen 17000 Verse) nie. Daſs dies nicht in einem Mangel an geeigneten Reimwörtern begründet sein kann, zeigen die Belege für *fel, spel* und *toswel* im Reim. Sichere Kürzen und sichere Längen sind in Mannings *el*-Reimen sonst durchaus geschieden. Nur die fremden Wörter mit unsicherer Quantität des *el* reimen mit beiden Gruppen.[3]) Adverbales *wel* ist demnach auch bei Manning immer oder zum mindesten in dem Typus *he loued him wel* als *wēl* anzusetzen; die bei der Besprechung des Chaucerschen *wel* vorgebrachten Erwägungen sind sinngemäſs zu übertragen.

---

[1]) Vgl. Anm. 1 auf S. 41 dieses Aufsatzes. Ob F. jedesmal alle Belege anführt, weiſs ich nicht.

[2]) Die Bedeutung der Schreibung *wele*, die sich nach F.s Angaben zu schlieſsen nie im Lambeth-Ms., sondern nur im Inner Temple-Ms. (Vers 176) findet, und die, wie ich S. 46[3] schon bemerkte, auch in den Chaucer-Hss. belegt ist, müſste eingehender untersucht werden.

[3]) Vgl. R. M. Chronik II, 626 f., besonders S. 626 Anm.

Ins dreizehnte Jahrhundert läſst sich das Problem der Quantität des *wel* mit Hilfe der Reime der me. Reimübersetzung von Genesis und Exodus verfolgen (Heimat nach Jordan Norfolk). Die einzig überlieferte Hs. setzt man zwar erst um 1300 an, aber die Abfassung des Gedichts wird in die Zeit um 1250 verlegt[1]), und über die Sprache dieser Zeit geben deshalb auch die Reime Auskunft.

Auch in Gen. Ex. reimt *wel* vielfach mit Wörtern frz.-lat. Ursprungs mit zweifelhafter Quantität[2]), nämlich:

ostel, kamel, anel, ysmael, rachel, israel, phanuel, betel, besseleel, beseel[3]), *michael.*[4])

Bedeutend häufiger sind aber die Reime mit sicheren Längen, nämlich:

del und Komposita auf *del* ⟨mehr als 15 Belege⟩
sel (Zeit) ⟨mehr als 8 Belege⟩
mel (Mahl) ⟨mehr als 4 Belege⟩.

Ein Reim von *wel* mit einem Wort mit sicher kurzem *el* findet sich in Gen. Ex. nicht.

Auch in Gen. Ex. ist also, mit den bei der Besprechung der Verhältnisse bei Chaucer vorgetragenen Einschränkungen, für das adverbale Adverb in der Hauptsache mit *wēl* zu rechnen.[5])

Meine Reimuntersuchungen haben demnach das Ergebnis gezeitigt, daſs sich die lange Form *wēl* vor allem in dem Typus *he loued him wel* mit guten Gründen bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zurückverfolgen läſst, und das in Landschaften, die von der Heimat des Orrmulum nicht allzu weit entfernt sind. Schon die Betrachtung der Reime in anderen Texten würde es also, von Orrmins Schreibsystem ganz abgesehen, nahelegen, Orrmins adverbales *wel*, zum mindesten in dem Typus *he loued him wel*, als lang anzusetzen. Da aber auch sonst gewichtige Gründe dafür vorgebracht worden sind, daſs man aus Orrmins Schreibsystem Schlüsse auf die Quantität

[1]) Morris, E. E. T. S. 7, S. XIII.

[2]) Für Gen. Ex. habe ich das Material selbst zusammengestellt. — Vgl. jedoch Nachtrag S. 56.

[3]) V. 3533; Schreibfehler für *besseleel*?

[4]) Auſser dem mehr als zehnmal belegten *israel* meist nur je ein Beleg.

[5]) Im *Poema Morale* steht *wel* nie im Reim.

seiner Vokale ziehen kann[1]), scheint es nunmehr kaum zweifelhaft, daſs man in Orrmins Schreibung *wel* ein Anzeichen für die Aussprache *wēl* erblicken darf.[2]) Daſs sein *well* als *wĕl* zu lesen ist, ist bis jetzt noch nicht bestritten worden und braucht deshalb nicht näher erörtert zu werden.

Bei den zum Vergleich herangezogenen Texten, bei denen sich unsere Beweisführung nur auf Reimuntersuchungen stützte, muſsten wir die Einschränkung machen, daſs die Annahme, alleinstehendes *wel* in dem Typus *it may wel suffice* sei kurz auszusprechen, wenn sie auch nicht besonders wahrscheinlich schien, doch nicht durchaus zurückgewiesen werden konnte. Die Schreibungen Orrmins lassen nun auch einen Schluſs auf die Aussprache von *wel* in diesem zweiten Typus zu — zunächst natürlich nur für O.s Dialekt. Daraus, daſs Orrmin sowohl in dem Typus *he loued him wel* als auch in dem Typus *it may wel suffice* immer nur *wel* schreibt, kann man schlieſsen, daſs er das Wort in beiden Fällen gleich oder ähnlich aussprach, nämlich mit einem mehr oder weniger langen *e*, nicht aber mit dem kurzen *e*, das er z. B. in *helle* sprach. Aus diesem Ergebnis kann man nun wieder Rückschlüsse auf die Aussprache des im Versinnern stehenden adverbalen *wel* in anderen me. Dichtungen ziehen und ebenso natürlich auf die Aussprache des *wel* in der me. Prosa. Nun wird die Aussprache eines kurzen *wel* in dem Typus *it may wel suffice* für Gen. Ex. äuſserst problematisch, aber auch für Texte aus der Zeit Mannings und Chaucers wird eine solche Aussprache durch diese Feststellung noch unwahrscheinlicher, als sie schon seither war.[3])

[1]) Die Frage, ob Orrmin selbst in erster Linie an die Quantität der Vokale oder an die Quantität der Konsonanten gedacht hat, lasse ich bewuſst undiskutiert.

[2]) Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daſs sich dieses Ergebnis durch Untersuchung von Schreibungen in anderen Texten noch stützen läſst. Ich mache hier auf die Schreibungen *wiel* (V. V.) und *wœl* (Chronik) aufmerksam. Auch die Schreibung *wele* wäre natürlich zu berücksichtigen.

[3]) Nicht berücksichtigt habe ich bei meinen Ausführungen die aus anderen Texten zusammengetragenen Belege für Reime von *wel* mit kurzem *el*, die Langhans S. 261 gibt. (Der angeblich O. a. N. V. 831 vorkommende Beleg findet sich übrigens in der Ausgabe von Wells in V. 833 f.). In der von L. gegebenen Zusammenstellung besagen diese Belege nicht viel. Man müſste wissen, ob die in Frage kommenden Texte sonst rein reimen, und wie häufig solche Reime mit kurzem *el* sind. In den ersten 280 Versen der *Euphrosyne*

4.
Die Entstehung des Nebeneinanders von *wēl* und *wĕl.*

Eine bindende Entscheidung über die Frage der Entstehung des Nebeneinanders von *wel* und *well* im O. wird erst auf Grund gröſserer Materialsammlungen über die Geschichte des proklitischen *wĕl* möglich sein. Man müſste wissen, ob proklitisches *wĕl* im frühen Ae. überhaupt in nennenswertem Umfang belegt ist, in welchen Dialekten und in welchen Fügungen es zuerst auftrat oder häufiger wurde und insbesondere, ob es früher in Fügungen wie *wel mare, wel wurrþi* oder in solchen wie *well mikell flocc* zu belegen ist. Das Material für eine solche Untersuchung ist aber in den Texten sehr kärglich verstreut — in manchen Zeitabschnitten ist ein Beleg für proklitisches *wel* in 400 Zeilen schon eine verhältnismäſsig gute Ausbeute —, und es ist deshalb nicht sehr wahrscheinlich, daſs sich in absehbarer Zeit jemand der entsagungsvollen Arbeit unterzieht, das ganze Material zusammenzustellen.[1]) Aus diesem Grunde halte ich es für gerechtfertigt, wenn ich im folgenden vorläufig einige Möglichkeiten der Entstehung dieser Doppelformen auseinandersetze.

Die Ergebnisse des vorigen Abschnittes berechtigen uns dazu, bei den weiteren Untersuchungen Orrmins *wel* als *wēl* und sein *well* als *wĕl* aufzufassen. Es gilt also, das Aufkommen des Nebeneinanders der langen und kurzen Form zu erklären.

Die erste Schwierigkeit, mit der dieser Erklärungsversuch zu rechnen hat, liegt in der Tatsache begründet, daſs die Quantität der ae. Vorstufe nicht ermittelt ist. Diese Un-

---

(E. St. I, 300 ff.) fand ich z. B., von dem bei Langhans gegebenen Beleg V. 277 f. (*wel* : *snel*) abgesehen, *wel* nur im Reim mit Wörtern auf *ēl*, nämlich *wel* : *eueridel* V. 25 f., *wele* : *frele* (< *fragilis*) V. 203 f., *wele* : *fele* (viele) V. 233 f. Sollten sich Texte mit *wĕl* als Normalform finden, so wären sie dialektgeographisch einzuordnen. Daſs es schon im Me. Gebiete mit der Normalform *wĕl* für adverbales *wel* gab, scheint mir durchaus nicht ausgeschlossen. An meiner Beweisführung würde das wohl kaum etwas ändern.

[1]) Wenn wir in einigen Dezennien vielleicht mehr tadellose Glossare in der Art von Kölbings Tristremglossar haben, d. h. solche Glossare, die alle Belege geben und diese Belege nach den Bedeutungsnuancen scheiden, dann wird diese Arbeit nur noch halb so zeitraubend sein.

sicherheit verdoppelt die Zahl der Erklärungsmöglichkeiten, denn jede der im folgenden zur Wahl gestellten Erklärungen zerfällt dadurch in zwei Erklärungen, daſs man entweder annehmen kann, *wēl* sei die ursprüngliche Form und daraus sei *wĕl* durch Kürzung in gewissen Stellungen entstanden, oder aber *wĕl* sei das Ursprüngliche, das Wort sei in späterer Zeit gedehnt worden, und nur in gewissen Stellungen sei diese Dehnung unterblieben.

Die Grundlage für jede Erklärung wird ja sein, daſs Adverbia allgemein vor Adjektiven und Adverbien einen schwächeren Ton haben als in adverbaler Stellung. Diese Tatsache für sich allein genügt jedoch nicht, eine Divergenz in der lautlichen Entwicklung zu erklären. Auch das deutsche *sehr* hat offenbar eine gewisse Tendenz zur Kürzung, wenn es proklitisch gebraucht ist. In dem Satz *er ist ein sehr guter Läufer* wird man es leicht etwas kürzer aussprechen, als in dem Satz *er eilt sich sehr.* Aber diese Tendenz wird sich bei unserem *sehr* kaum stärker auswirken, weil immer wieder die Analogie zu dem adverbalen *sehr* wirksam ist. Ich nehme deshalb an, daſs auch proklitisches *wēl* sich niemals zu *wĕl* entwickelt hätte[1]), wenn nicht gleichzeitig die Bedeutungssenkung eingetreten wäre. Ich lege dabei Wert auf den Ausdruck g l e i c h z e i t i g. Denn ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, daſs es eine Zeit gegeben hat, in der die Vorstufe von Orrmins *well* ihren qualitativen Gehalt schon völlig abgestreift hatte und noch mit dem adverbalen *wel* gleich lautete; da aber die Annahme, *wēl* habe sich schon zu *well* entwickelt, solange noch ein fühlbarer qualitativer Gehalt vorhanden war, noch unwahrscheinlicher ist, glaube ich dem wahren Sachverhalt am nächsten zu kommen, wenn ich annehme, daſs die Entwicklung etappenweise vor sich ging und daſs sich bei dieser etappenweisen Entwicklung Bedeutungssenkung und Quantitätsminderung dauernd gegenseitig begünstigten[2])

---

[1]) Ich rechne im folgenden der Einfachheit halber immer nur mit ae. *wēl*, bzw. einer Normalform *wēl* um 1000 oder 1100, ohne damit dieser Annahme den Vorzug geben zu wollen. Nimmt man ae. *wĕl* an, so verschiebt sich die Beweisführung nur in wenigen Punkten.

[2]) Ausgeschlossen ist es allerdings nicht, daſs sich ein Wort bei völlig gleichen Lautungen in seiner Bedeutung sehr stark spaltet. Ich verweise

Das zweite Problem, welches bei der Behandlung des Aufkommens des Nebeneinanders von *wēl* und *wĕll* zu lösen ist, ist die Erklärung der Tatsache, dafs proklitisch neben *wĕll* auch *wēl* erscheint.

Die Grundlage für die Lösung dieser Frage habe ich bereits im ersten Abschnitt gegeben: proklitisches *wēl* war in den meisten Fällen noch mit starken Banden assoziativer Art mit adverbalem *wēl* verbunden und konnte sich deshalb in seiner Lautentwicklung nicht von dem adverbalen *wēl* trennen, bei dem proklitischen *well* waren diese assoziativen Bindungen verloren gegangen. Man könnte so annehmen, dafs die Vorstufe des proklitischen *wēl* an sich der Wirkung des Lautgesetzes der Kürzung in proklitischer Stellung genau so ausgesetzt gewesen sei, wie die Vorstufe des proklitischen *well*, und dafs allein schon die assoziative Verkettung mit dem adverbalen *wel* die Auswirkung des Lautgesetzes verhinderte. Dafs die Funktion eines Wortes vielfach für die Entwicklung des Wortkörpers von Bedeutung ist, hat ja W. Horn an vielen Beispielen bewiesen.[1])

In irgend einer Weise hat die Funktion auch in diesem Fall sicher eine Rolle gespielt.[2]) Aber der Unterschied in der Funktion war durch satzphonetische Bedingungen zum mindesten stark gestützt. Wie ich oben ausführte, beruht die Tatsache, dafs proklitisches *wēl* im O. nie vor attributiven Adjektiven belegt ist, sicher nicht auf Zufall, sondern sie spiegelt wahrscheinlich eine Eigentümlichkeit seines Dialektes wieder. Die Vorstufe von Orrmins *well* war demnach, da sie häufig vor mehrgliedrigen Gruppen stand, der Kürzungstendenz stärker ausgesetzt als die Vorstufe von Orrmins *wel*, die nur ganz selten vor eine mehrgliedrige Gruppe zu stehen kam.

Bei dem Aufkommen der Differenzierung von proklitischem *wēl* und *wĕll* kann auch ein zeitliches Nacheinander des Hinzutretens von *wel* zu Begriffen wie *mikell* und solchen wie *wurrþi* eine Rolle gespielt haben. Möglicherweise trat *wel*

---

auf *ein recht armseliger Kerl* neben *du hast recht.* Allerdings sind hier die beiden Gebrauchsweisen in ihren Sphären weiter voneinander geschieden, sodafs diese Entwicklung hier leichter verständlich ist.

[1]) Vgl. W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion, Palaestra 135.

[2]) Ebenso auch bei den Partizipien, wo *wel* im O. ebenfalls nur in der Schreibung *wel* belegt ist.

proklitisch zunächst nur zu Begriffen wie *mikell* und senkte sich dort in Bedeutung und Lautung zu Orrmins *well*, und dann erst kam *wel* vor *wurrþi* u. ä. Begriffen auf. Diese Annahme ist jedoch durchaus nicht nötig und besonders deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil zunächst kein Grund vorliegt, weshalb *wel* später vor *wurrþi* als vor *mikell* getreten sein sollte. Zu einer endgültigen Entscheidung über diese Frage müfsten die ae. Texte daraufhin untersucht werden, in welchen Fügungen proklitisches *wel* zuerst belegt ist. Eine vollständige Untersuchung müfste auch dialektgeographische Einwirkungen in Betracht ziehen. Proklitisches *wel* könnte in Bedeutung und Lautung aus dem einen Dialekt stammen, proklitisches *well* in Bedeutung und Lautung aus einem anderen. Notwendig ist jedoch diese Annahme so wenig wie die vorige.

5.

Ausblick auf die weitere Entwicklung von *wēl* und *wĕl*.

In der heutigen englischen Hochsprache wird proklitisches *well* nur noch ganz selten verwendet. Das NED. nennt nur noch vier Adjektiva, vor denen es gebraucht wird, nämlich *worth, worthy, able* und *aware*, und gibt aufserdem einige Belege für *well* vor Adverbien und Präpositionen in Redewendungen wie der folgenden: *A women well past the age of childbearing.*[1]) Vor *much* und *many* scheint *well* heute nicht mehr gebräuchlich zu sein, und ebenso nicht vor *very.* Vor *nigh* tritt es nur in der versteinerten Fügung *well-nigh* auf. Von dieser Versteinerung abgesehen, läfst sich das moderne *well* so in allen Stellungen, in denen es noch proklitisch gebräuchlich ist, als Fortsetzung von Orrmins *wel* auffassen, und Orrmins *well* ist, soweit wenigstens die Hochsprache in Betracht kommt, als ausgestorben zu bezeichnen.[2])

Dafs die Entwicklung in dieser Richtung verlaufen ist, ist nicht weiter verwunderlich. Ich halte den folgenden Weg

---

[1]) Vgl. NED. Art. *well Adv. 18*; die dort gegebenen Belege für *well* vor Adv. und teilweise auch die für *well* vor Präp. sind wohl so zu erklären, dafs Verbum + Adv. oder Verbum + präpositionaler Ausdruck als eine Einheit gefühlt werden.

[2]) Auch Orrmins *wel* vor dem Komparativ scheint sich verhältnismäfsig lange in der Hochsprache gehalten zu haben, wenn es auch heute nur noch in Dialekten gebräuchlich ist.

der Entwicklung für den wahrscheinlichsten. Als das adverbale *wēl* zu *wĕll* wurde (bzw. durch *wĕll* ersetzt wurde?), fielen altes proklitisches *wĕll* und altes adverbales *wēl* in eine Lautung zusammen. Dafs dasselbe Wort in derselben Lautung sowohl die Bedeutung *gut, richtig* haben konnte, wie auch die Bedeutung des qualitativ neutralen *sehr* (oder *gar*), war unzweckmäfsig, und *well* in der qualitativ neutralen Bedeutung wurde deshalb von einem eindeutigeren und häufigeren Intensivierungsadverb verdrängt.[1]) Auf diese Erklärungsmöglichkeit kann ich vorläufig nur in der Form einer Vermutung hinweisen. Für eine endgültige Lösung dieser Frage müfste man versuchen, die Entwicklung von *wēl* > *wĕl* und das Aussterben von Orrmins *well* genau zu datieren, und man müfste prüfen, ob die Ergebnisse dieser Untersuchung sich mit der hier vorgeschlagenen Erklärung vereinigen lassen.

Dieser Ausblick auf die Entwicklung nach dem Ne. hin ermöglicht seinerseits wieder einen Rückblick auf die Verhältnisse im Orrmulum und regt zu den folgenden Erwägungen an.

Da Orrmin gern als übermäfsig pedantisch betrachtet wird — inwieweit diese Annahme berechtigt ist, lasse ich hier unerörtert —, könnte man vielleicht daran denken, anzunehmen, die Scheidung zwischen proklitischem *wel* und *well*, die im zweiten Abschnitt erwiesen wurde, sei nur ein Ausflufs seiner Pedanterie und nicht in der Sprache seiner Zeit begründet. Man könnte es für möglich halten, dafs Orrmins Landsleute zwar proklitisches *well* von adverbalem *wel* schieden, dafs sie aber in *wel wurrþi* ein ebenso kurzes *wel* sprachen wie in *well mikell*, und dafs nur Orrmin, der in Fügungen wie *wel wurrþi* noch eine Assoziation mit adverbalem *wel* empfunden habe, in übertriebener Pedanterie hier lange Aussprache gefordert habe. Solchen Bedenken gegenüber kann man nun auf die oben dargelegte Tatsache hinweisen, dafs sich Orrmins proklitisches *wel* und sein proklitisches *well* verschieden weiterentwickelt haben, und dafs deshalb kaum anzunehmen ist, dafs es sich bei Orrmins Unterscheidung nur um eine persönliche Spitzfindigkeit handelt.

Der Zusammenhang zwischen dem lautlichen Zusammenfall der beiden Formen und dem Aussterben von Orrmins *well*

---

[1]) Je nach der Zeit der Kürzung ist Verdrängung durch *full* oder *very* anzusetzen.

wird, wenn sich diese Annahme bei weiteren Forschungen halten läſst, als weitere Stütze dafür angeführt werden können, daſs die Formen *wel* und *well* im O. in ihrer Aussprache klar geschieden waren. Denn wenn der lautliche Zusammenfall in späterer Zeit das Aussterben der einen Form verursachte, so wäre zu erwarten, daſs diese Entwicklung schon viel früher eingetreten wäre, bzw. daſs *wel* überhaupt niemals in die Fügungen eingedrungen wäre, in denen *well* im O. belegt ist, falls nicht früher eine klare lautliche Scheidung durchgeführt gewesen wäre. Dieser letzte Schluſs ist natürlich nicht unbedingt zwingend[1]), doch scheint mir auch diese Erwägung der Erwähnung wert zu sein.

Zusammenfassung.

Der Ausgangspunkt der hier vorgetragenen Untersuchungen war der Wunsch, eine Erklärung für Holthausens Ausnahmen zu finden, bzw. ein schärferes Kriterium für die Scheidung zwischen Orrmins *wel* und *well* aufzuweisen. Weiterhin erwies es sich als nötig, den lautlichen Unterschied, auf welchen Orrmins zwiefache Schreibung hindeutet, herauszuarbeiten. Bei diesen Untersuchungen muſste öfters auf Verhältnisse in früheren oder späteren Sprachperioden eingegangen werden, aber abgesehen von der ausführlicheren Behandlung einiger Probleme, die um ihrer eigenen Bedeutung willen eingehendere Besprechung verlangten, hat sich die Untersuchung darauf beschränkt, nur das zu erörtern, was zur Erhellung der Verhältnisse im Orrmulum nötig ist. So sind auch die Ergebnisse, die die hier mitgeteilten Untersuchungen für das Verständnis der Orrminschen Doppelformen *wel* und *well* zutage gefördert haben, als die Hauptergebnisse dieses Aufsatzes zu betrachten, und diese seien deshalb hier noch einmal in verkürzter Form zusammengestellt:

1. Im Orrmulum gibt es neben proklitischem *well* auch ein proklitisches *wel*, welches mit adverbalem *wel* noch assoziativ verbunden ist.
2. Schon im frühen Me. gibt es auch auſserhalb Kents Gebiete, in denen als Normalform des adverbalen Adverbs langes *wēl* anzusetzen ist. Auch die Heimat des Orrmulum gehört zu diesen Gebieten.

[1]) Vgl. oben S. 51 Anm. 2.

Nachtrag.

Zu Seite 18. *sene* wird in White-Holts Glossar neben *seȝnenn* beim Partizipium aufgeführt. In den von mir nachgeschlagenen Belegen war aber eine klare Scheidung zwischen *sene* = *sichtbar* und *seȝhenn* = *gesehen* festzustellen. — Vgl. auch W. Zenke, Morsbachs Studien, 40, S. 12[2].

Zu Seite 28f. In dem Typus *wel — or more* läſst sich die im NED. gegebene Bedeutung „denoting fulness of the number, distance etc.“ doch halten, wenn man *wel* im Sinne des deutschen *voll* auffaſst (*volle hundert Meter oder mehr*). Diese Auffassung erscheint mir jetzt sogar als die entsprechendere. Die Frage, ob *wel* im Me. überhaupt im Sinn von *ungefähr* gebraucht wurde, muſs ich unter diesen Umständen offen lassen. Die Entscheidung muſs davon abhängen, ob sich unzweideutige Belege für diese Bedeutung nachweisen lassen.

Zu Seite 48. Inzwischen ist mir auch die durch einen Reimindex erweiterte neue Auflage der Morrisschen Ausgabe von Gen. Ex. (1873 und 1895) zugänglich geworden.

BRESLAU. H. MATTHES.

EGOZENTRISCHES IN MILTONS SCHREIBWEISE, MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DES SATAN IN *PARADISE LOST.*

Da das Leben ihm das Sichauswirken, die Erfüllung seiner Wünsche und Träume versagte, flüchtete Milton sich in seine Schriften. In ihnen finden wir sowohl die Herrschsucht wie die Selbstbetrachtung, beides Zeichen egozentrischer Anlagen. Coleridge bemerkt darüber feinsinnig: In the "Paradise Lost" — indeed in every one of his poems — it is Milton himself whom you see; his Satan, his Adam, his Raphael, almost his Eve — are all John Milton; and it is a sense of this egotism that gives me the greatest pleasure in reading Milton's works. The egotism of such a man is a revelation of spirit.[1]) In den Schriften haben wir Milton vor uns, wie er war, und wie er sein wollte, Wirklichkeit und Ideal.

Die ausgeprägt subjektive Schreibweise Miltons, über die keine Meinungsverschiedenheit besteht, darf m. E. nicht nur in einer persönlichen Note gesehen werden, wie sie jedem Künstler eigen ist; man muſs unter Subjektivität wohl die Tatbezogenheit, den Mangel an Einfühlung und Anpassung verstehen. In diesem Sinne muſs Elzes Auffassung verstanden werden: Milton vertritt „die Einseitigkeit gegenüber der Shakespeareschen Allseitigkeit, die Subjektivität gegenüber der Objektivität".[2])

Nebenbei mag hier erwähnt werden, was als mehr äuſserliche Subjektivität mit Miltons Charakter weniger zu tun hat als mit einer ästhetischen Würdigung: die Augenschwäche und später die Blindheit. Durch sie muſs Miltons Weise, die Welt zu sehen, sich zum Lichte der Dinge einzustellen, sich scheiden von der normalen Empfindung. Als Milton noch das Augenlicht besaſs, empfand er Scheu vor lebhaften Farben; die

[1]) Lectures on Shakespeare and Milton, Ed. Ashe, London 1890, S. 537/38.

[2]) Shakesp.-Jb. 12, S. 64.

gedämpften Töne sagten ihm am meisten zu, während das hellste Weiſs und die tiefste Schwärze ihn zu beschweren schienen. Das Farbenspiel verblaſste dem Blinden zur Schau von Licht und Schatten. Dabei war es Milton nicht so sehr gegeben, das Strahlende der Sonne, des Himmels, überhaupt das *empyreal light* zu schildern; vielmehr liegt seine Stärke in der Darstellung gespenstischer Dunkelheit wie etwa der Hölle, wo das ewige Feuer nicht leuchtet, sondern nur die *darkness more visible* macht.[1])

Dieser durch körperliches Gebrechen hervorgerufenen Besonderheit seines Schaffens stehen andere geistigen Ursprungs zur Seite. Passion with such a mind as Milton's naturally tends to generalisation, stellt Dowden fest.[2]) Milton empfindet, da er für sich im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht, seine Angelegenheiten als die der Welt, seinen Fall als typisch. Nicht nur die Schriften über die Ehescheidung, auch die *Areopagitica* und ein gut Teil der anderen Pamphlete sind aus persönlichen Erlebnissen entstanden. Vielleicht war auch die Veranlassung dafür, daſs Milton in dem Streite um die Kirchenverfassung Partei nahm, persönlicher Art — die Beziehung zu seinem ehemaligen Lehrer Thomas Young.[3]) Aus all den eigenen Erlebnissen heraus, die in Miltons Augen die Welt ausmachen, wird nun der Menschheit vor Augen geführt, was sie zu tun, worin sie sich zu ändern hat.

Ebenfalls persönlicher Empfindung entsprossen ist naturgemäſs die Polemik, die Dichtung und Prosa erfüllt: Rosedale sieht sogar Polemik als Zweck des P. L. an.[4]) Im P. R.

---

[1]) Vgl. A. v. d. Heide, Das Naturgefühl in der englischen Dichtung im Zeitalter Miltons, Heidelberg 1915. — Ähnlich Mutschmann, Der andere Milton, Bonn u. Leipzig 1920; Milton's Eyesight and the Chronology of his Works, Acta et Commentationes Universitatis Dorpatiensis 1923/24; ebenda: Studies concerning the origin of „Paradise Lost"; ebenda 1926: The Secret of John Milton. Seine Ausführungen wurden besprochen u. a. von Liljegren, Engl. Studies 1922, Engl. Studien 56, Anglia Beibl. 32; von Metz, E. St. 54; von Saurat, Revue Germanique 1923; die späteren Veröffentlichungen besprochen von Karpf, Engl. Studien 59; Fischer, ebd. 60.

[2]) Dowden, Puritan and Anglican, S. 45.

[3]) Th. Y. war an der Abfassung des „Smectymnuus" unterzeichneten Pamphletes beteiligt, für das Milton eine Apology schrieb.

[4]) In Percy W. Ames, Milton Memorial Lectures. Oxford 1909, S. 123/24. Die meisten Fachgelehrten sehen das Epos wohl als Werk an, in dem Milton seine allgemeinsten Gedanken über Ewigkeit und Sünde darstellen wollte;

als dem mit weniger tiefem dichterischen Gefühl verfaſsten Werke findet sich des Dichters Stellungnahme zu Fragen des Alltages in wohldurchdachten Sentenzen, wohingegen er im S. A. unter durchsichtiger Verkleidung seinen eigenen Schmerz in leidenschaftliche Verse gieſst: „Nicht in den Personen, sondern in den allgemeinen Verhältnissen, in der Ähnlichkeit der historischen Situation liegt der Schlüssel zu der polemischen Absicht des Dichters.“ [1]) Wie sehr die Prosaschriften der Polemik geöffnet sind, braucht wohl nicht im einzelnen nachgewiesen zu werden.

Den Gegnern stellt er gern ein Selbstbildnis gegenüber, um den Unterschied zwischen ihm selbst und ihnen noch deutlicher zu zeigen, als es zwischen den Zeilen ohnehin geschieht. Diese Schilderungen des eigenen Wertes und des persönlichen Lebens scheinen ihm notwendig, um Angriffe abzuwehren; so erklärt sich der peinlich berührende überhebliche Ton. Während die Prosastellen und die Jugendgedichte im wesentlichen Stolz auf die Reinheit der Lebensführung und die Leistungen ausdrücken, leitet die Einleitung zum *Paradise Lost* den Wert des Dichters aus der Gröſse der ihm übertragenen Aufgabe her; — Jugend und Alter! Miltons Kühnheit zu preisen, wie es hie und da aus Anlaſs dieser Selbstporträts geschah, liegt kein Grund vor. Kühnheit verlangt offenes Bekennen der Fehler, die man zu sehen gelernt hat (Goethe, Bismarck); Milton rühmt sich, um sich zu verteidigen; seine Fehler kennt er nicht oder verschweigt sie, was in beiden Fällen auf egozentrische Veranlagung schlieſsen läſst, nur in verschiedener Auswirkung.

Betrachtet man Miltons Kunst, dann findet man ihren eigentümlichen Reiz, den sie erst nach längerem Versenken enthüllt, nicht in der Schilderung realen Lebens, die bei ihm sowieso nicht Selbstzweck ist: nicht immer ziehen uns seine Gedanken an; was fesselt, ist die Darstellung seiner Ideale, in der seine Persönlichkeit in Leidenschaft und Zerrissenheit durch jede Zeile hindurchleuchtet. Also nicht das Erreichte

---

nur von Fall zu Fall drängte ihn die Leidenschaft, Fragen des Tages im Epos zu beleuchten.

[1]) Schmidt, Miltons dramatische Dichtungen, Königsberg 1864, S. 42. Vgl. auch Kreipe, Miltons „Samson Agonistes“, Morsbachs Studien zur engl. Philologie, Heft 70.

macht den Gehalt miltonischer Kunst aus, sondern gerade das Erstrebte, das unerreicht Gebliebene, in dem der Dichter uns seine Subjektivität miterleben läſst. Milton als vollendete Persönlichkeit zu sehen, scheint mir dem nicht gerecht zu werden, was er an Unvollendetem, vielleicht Unvollendbarem in seinem Wesen barg und deutlich durch die klassische, ausgeglichene Form seiner Meisterwerke hindurchscheinen lieſs. So fasse ich Sterns Ansicht über das „Verlorene Paradies" auf: „Was er jemals genossen und erlitten, was er ersehnt und entbehrt hatte, die Ideale des Jünglings, die Kämpfe des Mannes, die Enttäuschungen des Greises, Urteile über Menschen und Dinge, Erfahrungen des häuslichen und politischen Lebens, Worte bitterer Satire und ruhiger Weisheit: das alles ... war in die Verse dieses Gedichtes verwoben." [1])

Die Prosaschriften.

Zumeist besteht heute wohl die Ansicht, die Dichtungen liefern das meiste zur Erkenntnis von Miltons Wesen. Das trifft ohne Zweifel zu mit Bezug auf seine Ansichten in mehr leidenschaftslosen Gebieten, die er erst im Alter ausführlich bearbeitet hat, wie Religion und systematische Staatslehre. Andererseits zeigen die Prosaschriften so viel Ungewolltes, so viel Kämpfertum, daſs ohne sie Miltons Bild wesentlich anders erscheinen würde, klassizistisch entstellt. Stolz, Haſs, Verachtung, die m. E. Miltons Egozentrizität nicht rein, sondern in enger Verbindung mit idealeren Beweggründen zeigen, mögen hier nur nebenbei erwähnt werden. Man hat zuweilen seine Persönlichkeit vornehmlich entfaltet gefunden in seinen Angriffen auf entgegenstehende Formen in Staat und Kirche oder in den maſslosen Beschimpfungen seiner Gegner wie des Salmasius und Morus. Aber die Prosawerke zeigen noch mehr: Milton faſst sich als Ratgeber seines Volkes auf und wird so zu Schreibweisen geführt, die er bei jedem andern verurteilt hätte. So lautet die Anrede zu Beginn der — in der Miltonforschung wohl kaum ausgewerteten — *Doctrina Christiana*, nicht in fortlaufendem Druck, sondern als Überschrift gehalten:

Johannes Miltonus
Anglus

---

[1]) Alfred Stern, Milton und seine Zeit. Leipzig 1877 ff., IV, 92.

Universis Christi Ecclesiis
nec non
Omnibus Fidem Christianam ubicumque Gentium Profitentibus
Pacem et Veritatis Agnitionem
Salutemque in Deo Patre, Ac Domino Nostro Jesu Christo
Sempiternam.

Wem fiele hier nicht die gewollte Nachahmung des apostolischen Grufses auf?

Dafs in der Rolle des Ratgebers auch manch subjektives Urteil als allgemein berechtigt ausgesprochen worden ist, ergibt sich von selbst, was auch diejenigen festgestellt haben, die in Milton eine Idealgestalt sehen, wie H. v. Treitschke: „Dieser subjektivste aller Poeten, der nie etwas anderes schilderte als seine eigene grofse Seele.“ [1]) „Milton war der subjektivste aller englischen Dichter vor Byron“, erklärt auch Wülker[2]), was Mutschmann in einer wohl nicht gerechtfertigten Wendung auf die Spitze treibt: „Selbst Byron erreicht Milton nicht in der Egozentrizität.“ [3])

Um aus den Prosaschriften ein Beispiel dafür zu nennen, wie Milton hier — ich möchte sagen: expressionistisch — sich und sein Leben auslegt, braucht nur an die durch Persönliches bedingte Veranlassung zu seinen meisten Pamphleten erinnert zu werden. Doch hat man sich bisweilen gewundert, keine „Enthüllungen“ aus des Dichters privatem Leben zu finden, z. B. in den Divorce-Traktaten. Das ist aber selbstverständlich, denn Milton hätte sich durch eine „Flucht in die Öffentlichkeit“ demütigendstem Gespötte ausgesetzt; um ohne Gefahr seine Gedanken öffentlich durchzufechten, war er also gezwungen, in allgemeinen Wendungen zu Nutz und Frommen der Menschheit zu streiten. Bei genauerem Zusehen fallen aber, trotz der gewollt unpersönlichen Gedankenführung, Stellen ins Auge, die die Leidenschaft des Tones durch Hinweis auf den subjektiven Hintergrund noch verstärken: im *Divorce* spricht Milton davon, das Eheglück bestehe “in the uniting of another compliable mind”[4]), und im *Tetrachordon*

---

[1]) Hist. u. pol. Aufsätze, Bd. I, 4. Aufl., Leipzig 1871, S. 3.
[2]) Gesch. d. engl. Lit., 1896, S. 340.
[3]) Der andere Milton, S. 21.
[4]) Ed. St. John (London 1901) III, 249; Sperrung von mir.

ruft er verzweifelt aus: "But let her be a wife, let her be a meet help, a solace, not a nothing, not an adversary, not a desertrice" (a. a. O. III, 339).[1] Ist das nicht offen genug? Ohne daſs noch mehr Einzelheiten aufgeführt werden, die dem Kenner Miltons in diesem Zusammenhange heute kaum mehr viel Neues sagen können, mag soviel festgestellt sein, daſs gerade die hier behandelte egozentrische Seite in Miltons Wesen am besten aus den Prosawerken zu belegen ist; nur handelt es sich um den Gesamthabitus, der sich oft schwer in Zitate einfangen läſst.

Und bedeutet das wilde Schimpfen nicht ein Austoben egozentrischer Leidenschaft? Hat zudem Milton nicht oft genug unter recht fadenscheiniger Begründung von seinem Leben und Treiben geschrieben?

Dichtung.

In den Prosaschriften erscheint Miltons Charakter m. E. auf den ersten Blick verwickelter als in den Dichtwerken, was wohl durch die Lage erklärt wird, in der die Kampfschriften entstanden. Tatsächlich legt aber der Versuch, Grad und Art von Miltons Egozentrizität aus den Altersdichtungen zu erkennen, uns weit schwerere Steine in den Weg, obwohl die Gestalten der Kunst — mindestens in früheren Jahrhunderten — einfacher sind als die des Lebens, und obwohl Milton die komplizierende Gabe der Einfühlung abging. So klar die Dinge also zu liegen scheinen, wenn Miltons egozentrische Dichtweise dargestellt werden soll, so mannigfach sind in der Tat die Deutungen, denen seine Geschöpfe ausgesetzt gewesen sind. Bei den Prosawerken mag der kurze Hinweis auf Eigenarten des Verfassers genügen; hier muſs auf einzelne Fragen genauer eingegangen werden; mir liegt weniger an Vollständigkeit als daran, einige vereinzelt gesehen

[1]) Aus den zu dieser Zeit England überströmenden Streitschriften ergibt sich deutlich, wie Milton mit seinen Eheschriften die Zeitgenossen erregte, zumeist natürlich in Harnisch brachte. Als Beispiel diene hier ein Pasquill, *The New Letanie*, in dem Verirrungen der Zeit angeführt werden, u. a.:

From the doctrine of deposing of a King,
From the Directory, or any such thing,
From a fine new Marriage without a ring
Libera nos, Domine.

nicht so beweisstarke Beispiele als „halo“ um das Verhältnis Satans zu Milton aufzuführen.

Schon *L'Allegro* und *Il Penseroso*, die Zwillingsbrüder, zeigen Miltons Gestaltungskraft und ihre Grenzen. Wiewohl sie einander gegenübergestellt sind, empfinden wir sie nicht als Janusbild, nach entgegengesetzten Seiten gewandt, sondern als Mienen desselben Gesichts. Beide verkörpern Stimmungen des Dichters, wobei nimmermehr der *Allegro* als selbsterzwungenes Gegenstück zum Ideal *Penseroso* aufgefaſst werden darf; denn wir haben nicht das Recht, in Milton lediglich den Grübler und Asketen zu sehen. Sondern er hat seine Wünsche, seine Gedanken und Neigungen, die sich, wie es ja wohl bei allen Menschen der Fall ist, nicht in eine Harmonie zusammenfinden wollen, zwei sich ergänzenden Gestalten eingeordnet. Dies ist Subjektivismus, freilich aber nicht von der plumpen Art, die nur eine Gestalt schafft; es ist Egozentrizität, gewiſs Ichbegrenztheit, aber nicht von der Enge, die man bei Milton zuweilen gesehen oder ihm gar vorgeworfen hat.

Das groſsartigste Denkmal seiner rein subjektiven Kunst ist wohl der *Samson Agonistes*, „aus dem er mit der Kraft eines Michel Angelo ein reckenhaftes Denkmal seines Schmerzes und Zornes herausschlug“ (A. Stern). Simson weist eine Fülle von Beziehungen zum Dichter auf: beide sind blind, beide elend, beide in der Liebe zu einer Feindin enttäuscht, beide nach verheiſsungsvollen Anfängen vom Feinde überwunden. Die Worte des Chores hat Milton in Gedanken an sich und eigene Aussprüche geschrieben:

To wisest men and best
Seeming at first all heavenly under virgin veil,
Soft, modest, meek, demure,
Once joined, the contrary she proves — a thorn
Intestine, far within defensive arms,
A clearing mischief in his way to virtue,
Adverse and turbulent; or by her charms
Draws him awry enslaved
With dotage, and his sense depraved
To folly and shameful deeds which ruin ends (1034—1043).

Tiefes persönliches Empfinden gab Samson die erschütternden Worte über das Geschick, „blind unter Feinden“ zu sein; persönliche Gefühle liegen auch der Erzählung von der Ehe-

schliefsung zugrunde (219—236). Das Scheitern des Befreiungskampfes beklagt Samson so gut wie Milton:

> Seeing those great acts which God has done
> Singly be me against their conquerors
> Acknowledged not, or not at all considered
> Deliverance offered (243—246).

Hier können wir tief einblicken in Miltons Art, sich auszudrücken; wir sehen, dafs die Aufstellung von Übereinstimmungen nicht zu weit getrieben werden darf.[1]) Denn der ganze eben angeführte Satz pafst, abgesehen von dem Grundgefühle, nicht auf Milton, dessen äufsere Stellung sich von der Samsons erheblich unterschied. Nein, um die Qual hinauszuschreien, schafft Milton sich einen Helden, der handeln kann, wie es ihm selbst versagt war. Samson kann seinem höhnenden Gegner den Mund stopfen, während Milton in seinem Hause still sitzen mufste; Samson kann sein Weib fortweisen, kann Bande brechen, die Milton nicht gebrochen hat; endlich, Samson kann seinen Schmerz, seinen Groll rächen, rächen mit einer Tat, die seine triumphierenden Gegner gräfslich mordet, die ihn als sonnumstrahlten Sieger das Leben beschliefsen läfst. Und Milton? — Er dichtete Rache, was den Verhältnissen entsprechend die einzig mögliche Form war.

Verstandesmäfsig gesprochen, ergibt sich daraus, dafs Milton seine Wünsche und Ziele dichterisch in die Wirklichkeit umzusetzen suchte; das ist natürlich auch egozentrisch, aber nicht eine simple Photographie des eigenen Lebens.

Wesentlich gleich sind die Erscheinungen im *Paradise Regained*, das sonst neben dem *Verlorenen Paradies* enttäuschend undichterisch wirkt. Der Stoff der Versuchung Jesu ergab sich nicht daraus, dafs Milton die Einfühlung in einen leidenden Heiland unmöglich war, wie behauptet worden ist, sondern m. E. aus dem Einflusse von Sekten, auf die jüngst hingewiesen wurde, und aus der einfachen Gegenüberstellung: Verloren wurde das Paradies durch den Ungehorsam, die sündhafte

---

[1]) Samson erklärt, blofse Stärke ohne Verstand sei zu nichts nütze, jede Hinterlist könne sie fällen (52—55). Hinter diesen Worten kann man vielleicht Milton erkennen: er selbst war kein Hüne, mehr ein Mann der Feder, deren Bedeutung er nicht von der Körperkraft überstrahlen lassen wollte. Doch ist diese Auffassung m. E. nicht zwingend, da aus Samsons Lage ein solcher Gedanke sehr wohl entstehen konnte.

Neigung des ersten Menschenpaares[1]), die Verführung durch Satan. — Also mufs der Dichter es wiedergewinnen lassen durch Gehorsam, Tugend und standhafte Frömmigkeit dem Versucher gegenüber. Diesen Gedanken gibt Milton selbst an.

Satan tritt in P. R. „zivilisiert" auf, „er hat sein heroisches Zeitalter gehabt" (Stern IV, 106). Er verhält sich zum Satan des P. L. etwa — mutatis mutandis — wie der Falstaff der „Lustigen Weiber" zu dem Vollmenschen in „Heinrich IV". War Miltons Kraft, den Titanen der Hölle zu zeichnen, schon im Verlaufe der Arbeit am P. L. erheblich gesunken[2]), so zeigt sich Satan im P. R. als ein Zauberer mit Bauernschlauheit. Miltons persönliches Gefühl wendet sich dem siegenden Jesus zu, den er als genau so stolz, nur kälter schildert als Gott und Satan im P. L. Liljegren bemerkt über ihn: „Ich halte die Möglichkeit für ganz und gar ausgeschlossen, dafs es Miltons bewufste Absicht gewesen sei, aus dem traditionellen Christus, der alle Menschen, besonders den grofsen Haufen der Armen und Elenden, unsäglich liebt, und der für sie selbstaufgebend sterben will, einen stolzen, selbstgefälligen, des Hasses, aber kaum der Liebe fähigen Stoiker zu bilden."[3]) "Milton's Christ does not want to save mankind out of love. He simply wants to achieve a splendid career."[4]) Auch Stern hat, gerade nach den Forschungen von Dilthey und neuerdings von Schirmer, recht, wenn er diesen Christus „das Ideal des Puritaners" nennt (IV, 107). Denn es fehlt fast gänzlich das Mitleid, die Sympathie in seinem Wesen. Die leidende Menschheit bedeutet ihm nichts, als asoziales Individuum stellt er sich dar. Der Kampf wird gegen rein persönliche Versuchungen ausgefochten, nicht für die Erlösung der Menschen; er wird ausgefochten im Bewufstsein höherer Ehren, als Satan verleihen kann. Trotz alledem ist es m. M. übertrieben, einen „Renaissancejesus" im P. R. zu konstruieren,

---

[1]) Eigentlich nur Adams; denn er hätte nach Evas Apfelbifs mit einer neuen Eva im Paradiese bleiben können, wie die Sünderin selbst weifs (sie verführte ihren Gemahl mit aus Eifersucht). Zudem ist Adam für Milton der Mensch, dem Eva nur beigesellt ist.

[2]) Das wird bewiesen, wenn man die Gesänge nach der Reihenfolge des Entstehens beobachtet, die von der des fertigen Epos erheblich abweicht.

[3]) Engl. Studien 56, S. 61.

[4]) Liljegren, Studies in Milton, Lund 1918, S. XXXVIII.

wenn auch seine Ruhmsucht und Ichbezogenheit bei einem Renaissancedichter vorgebildet sind, bei Sannazaro.[1]) Denn anderen als Versuchungen mit „edlen“ Sünden konnte Milton Christus nicht gegenüberstellen, darin geringfügig von der biblischen Überlieferung abweichend; dazu fehlte ihm selbst die Versenkung in Gemeines. Und die Moral, wie er sie auffaſst, ist ihm heilig, wie dem Puritaner, dessen Nächstenliebe ja auch ihre Grenzen hatte.

Immerhin erscheint es bezeichnend, welche Beweggründe Jesus zur Überwindung des Versuchers geführt haben, bezeichnend um so mehr, als er im P. R. eine bewuſst und absichtlich geschaffene Verkörperung von Miltons Tugendbegriff ist. Hiernach erscheint das Egozentrische in der puritanischen Weiterbildung, die vorzugsweise das Verhältnis der Seele zu Gott pflegt und die Umwelt weniger beachtet, aus der heiligen Geschichte bestätigt.

Anders als Samson, in dem Milton seine diesseitig bedingten Gefühle ausdrückt, und Jesus im P. R., der des Dichters theoretische Moral darstellt, ist Satan im P. L.; sein Verhältnis zum Dichter läſst sich nicht leicht auf eine Formel bringen, was schon zur Genüge aus den verschiedenen Deutungen erhellt, denen es unterworfen war. Die Fülle der Probleme aus *Paradise Lost* dazustellen, würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, so daſs ich mich auf einige psychologisch wichtigere Fragen beschränke.

Ist Satan der Held des „Verlorenen Paradieses“?

Umstritten ist schon, wer der Held des P. L. ist; nahe liegt es, dabei an Satan zu denken. Addison, der diese Frage wohl zuerst erwogen hat, hat keine einheitliche Lösung gefunden: er sieht in Satan “one of the principal actors of this Poem”; doch meint er auch: “amidst those Impieties which this enraged Spirit utters . . ., the Author has taken Care to introduce now, that it is big with Absurdity, and incapable of shocking a Religious Reader” (Spectator Notes). An anderer Stelle behauptet er: “Milton brings his story to a conclusion representing hell and sin and death as triumphant, and he

[1]) More, Modern Philology XVI, S. 190.

has delineated the character of Satan as to make him in reality the hero of the poem."[1])

Dr. Johnson, der sich moralisch aufs höchste über Satan entrüstet[2]), bringt nichts Wesentliches, ebensowenig wie die Biographien von jüngeren Zeitgenossen Miltons, Phillips, Aubrey, Toland, die sich fast ausschliefslich mit des Dichters Leben befassen.

Coleridge sieht in Satan nicht den eigentlichen Helden, wohl aber den eigenartigsten Charakter des Epos.[3])

Liebert bewundert die Wärme, mit der Milton den Satan schildert, findet auch menschliche Züge in diesem[4]), hebt ihn aber doch ins Grofse empor: „Der Charakter Satans wurzelt in der Selbstsucht, die sich gegen das allgemeine Wohl empört und sich zum Zwecke der Welt macht" (S. 331). Er scheint danach, dafs er im Satan verkörperte Personen annimmt (S. 335), ihn als den Helden anzusehen. — Das nämliche ist vielleicht bei Stern anzunehmen (IV, 79).

Unter den Heutigen ist der Kampf noch nicht entschieden. Paul Chauvet glaubt im Menschen die personnage important du poème gefunden zu haben.[5]) Chambers sieht in Satan den hero of the poem.[6]) Engel meint, Milton habe „auf Satan die ganze Fülle starker Charakterzeichnung gehäuft"[7]), was immerhin der vorigen Ansicht nicht fernsteht. Wenzel widerspricht dem.[8]) Von Liljegren läfst sich nach seiner Einstellung zu Milton erwarten, dafs er in Satan, den er als Milton „congenial" auffafst, den Helden sieht: "The real hero, even the only dramatic person in Paradise Lost is Satan".[9]) Garnett ist gleicher Meinung: "It is true that the Evil one is the hero of the epic."[10]) Saurat stellt Satan nicht als den Helden dar.[11])

---

[1]) Zit. bei Wenzel, Arch. 83, S. 82.

[2]) Life of John Milton, London 1854, ed. Cunningham, S. 149.

[3]) a. a. O. S. 524.

[4]) Milton, Studien zur Geschichte des engl. Geistes, 1860. Satan ist „durchaus nicht ohne Gemüt". Milton schildert Satans „grofse Eigenschaften mit einer Wärme, die uns zur Bewunderung fortreifst". S. 338.

[5]) La Religion de Milton, 1909, S. 218.

[6]) Cyclop., Aufl. 1903.

[7]) Gesch. der engl. Literatur, 6. Aufl., S. 22.

[8]) Archiv 83. [9]) Studies S. XXXVII.

[10]) Life of John Milton, "Great Writers" Series, London 1890.

[11]) Denis Saurat, La Pensée de Milton, Paris 1920. Vgl. dazu auch Ludwig (Archiv 143) und Fischer (GRM 10).

Mit dieser Frage, ob Satan der Held sei, hat sich in der Literatur die andere Frage verquickt, wer in Satan verkörpert sei; zuweilen sind darüber seltsame Hypothesen aufgetaucht. Zumeist geht die ganze Fragestellung anscheinend auf eine falsche Auffassung von Miltons Subjektivität zurück; nicht bewufst subjektive Formung der Charaktere, die Milton vielleicht sogar als unkünstlerisch abgelehnt hätte, sondern das Unwillkürliche macht seinen Reiz aus, ist seine Art persönlicher Dichtweise.

Eine ganze Gruppe sucht nach irdischen Vorbildern, nach denen Milton seinen Satan gebildet haben könnte. Liebert findet ein solches in Cromwell, denn Karl I. sei zu klein; Satan sei ein Tyrann im Namen der Freiheit, sein mutiges Ehrgefühl treffe man mehr bei gewordenen als bei geborenen Königen (S. 333 ff.). Stern nennt Satan gleichfalls den interessantesten Charakter des Stückes, widerspricht aber sonst dem eben Gesagten: weil ihm diese Verdammung des Lord-Protektors nach der einstmaligen Bewunderung nicht denkbar erscheint, glaubt er in Strafford, Karl I. oder General Monk[1]) die Modelle zu Miltons Gemälde gefunden zu haben. Doch will es uns vielleicht seltsam dünken, dafs Milton für das Werk, das ihm den immergrünenden Lorbeer ums Haupt winden sollte, so geringe Menschen abkonterfeit hätte. Daher ist auch neuerdings Saurat wieder für eine gewisse Gleichstellung Satans im P. L. mit Cromwell eingetreten, wenn auch aus z. T. von Liebert stark abweichenden Gründen, die hier, da Saurats Werke in Deutschland nur in ganz wenig Stücken vorhanden sind, ausführlich angezogen werden mögen: «ce sont Cromwell et les siens, les amis de Milton, qui sont les rebelles aux yeux de l'Europe et à leurs propres yeux. Ce sont eux aussi qui possédèrent à la fin de ces luttes une discipline et une union qui sont celles des anges tombés ... Dans cette [dem himmlischen] guerre civile, c'est Satan qui est le grand guerrier, le chef, plein de ressources, et, par conséquant, Milton devait fatalement l'assimiler plus ou moins à Cromwell: il ne connaissait de sa propre expérience aucun autre grand

---

[1]) Monk scheidet aus; denn als Milton etwa 1656 die zeitlich ersten, Satan am wuchtigsten kennzeichnenden Gesänge des P. L. schuf, war Monk noch ein General ohne besondere Bedeutung, dessen späteren Parteiwechsel man nicht ahnte.

chef; et Milton exploitait son expérience jusqu'aux limites ultimes ...

Il ne serait pas vrai de dire que Cromwell et ses Puritains sont les modèles du tableau de Satan et de ses guerriers. Mais la situation entraînait le poète; et naturellement ses sympathies pour l'armée puritaine percent très souvent dans ces déscriptions de l'armée infernale ... Cromwell avait été quelque peu un tyran à la façon de Satan ... Milton aimait et respectait Cromwell, lui aussi; mais il détestait ses fautes et il a mis de ces fautes au Satan comme de ses qualités ... Satan est admiré des siens, et très populaire; Cromwell était un tyran de ce genre pour les Indépendants.»[1])

Hieraus scheint hervorzugehen, daſs Saurat in Miltons Satan eine Projektion, wenn auch nicht das Spiegelbild, von Cromwell erblickt. Dies muſs ausdrücklich hervorgehoben werden, weil, wenn anders ich ihn recht verstanden habe, Saurat also auch andere Gedanken als die Nachahmung Cromwells bei der Zeichnung Satans als wirksam annimmt.

Eine andere Gruppe von Literarhistorikern hält Satan im P. L. für die Verkörperung einer abstrakten Idee. Dahin gehört Chauvet: Le Satan du Paradis Perdu n'est pas que la personification de l'idée puritaine du péché.[2]) Rosedale sieht im Satan eine Darstellung der römisch-katholischen Kirche.[3]) Beide führen als Gründe, ausgesprochen oder angedeutet, das Glänzende, Lockende, Heuchlerische an, das Milton in der Sünde und im Katholizismus sah[4]) und in Satan verarbeitete. Treitschke spricht einen Gedanken aus, der Chauvet nahekommt: „Ihm ist der Teufel der Ahriman, der Fürst der Finsternis.“ Saurat, der auch zu nennen ist, nimmt an einer Stelle an, Milton wollte seinen Satan zum archétype du tyran machen.[5]) — Doch scheint mir, alle hier Genannten übersehen Miltons Dichtweise oder deuten sie um; ein solcher Homunkulus — man verzeihe die Anwendung des Begriffes auf Miltons Satan — kann einem abstrakt arbeitenden Gehirn entspringen, doch nicht einer konkret schaffenden Kraft.

---

[1]) La Pensée de Milton, S. 315—18.

[2]) a. a. O. S. 218. [3]) Bei Ames, a. a. O. S. 179/80.

[4]) Man vergleiche seine Ausfälle in den Streitschriften zur Kirchenverfassung.

[5]) a. a. O. S. 318.

Allgemein hat man hierbei auch die wirklich herzliche Zuneigung übersehen, die Milton seinem Satan entgegenbringt.

Diese hat viele Moderne dazu veranlaſst, Milton selbst in Beziehung zu seinem Geschöpfe zu bringen, indem sie seine oft betonte Egozentrizität auch hier benutzen wollen. Who in Milton's Satan does not recognize much of Milton himself? fragt schon Craik[1]), damit m. W. zum ersten Male einen neuen Weg einschlagend. Liljegren geht ihn mit folgender Begründung: with the choice of the subject, the position of God as a conservative, traditional, authoritative ruler, and of Satan as the oppressed, though criminal genius was given, though not necessarily clearly realized by Milton ... However faithfully he may have meant to work along lines befitting a Christian, his irresistible sympathy with a personality, mind, cause, and fate all but identical with his own and those of his time elicited, in spite of his reason, the passion ...[2]) Auch Mutschmann gehört entschieden zu dieser Richtung.

Das gleiche, bei Liljegren angedeutete Streben, Satan als einen Bestandteil von des Dichters eigener Seele aufzufassen, hat auch zu der Ansicht geführt, Milton habe Satan in bewuſsten Gegensatz zu seinem Urheber gestellt. Und zwar ist wieder Saurat der Wortführer dieser Auffassung, der somit weit entfernt von irgendeiner Enge an Milton herantritt: Il y a enfin, une sympathie intellectuelle assez marquée entre Satan et Milton ... Satan n'est pas seulement une part de l'âme de Milton, il est aussi une part de son esprit ... L'égotisme superbe de tout son caractère ... C'est que Milton avait Satan en lui et voulait l'expulser. — All through the Satanic parts of his poem, Milton himself fights the Foe.[3]) „Der würdige Gegner Satans ist — Milton selbst. Er kämpft persönlich gegen den Feind, gerade weil er Fleisch von seinem Fleische ist"; „ein Stück künstlerischen Selbstbefreiens", so fassen Ludwig und Fischer Saurats Ansicht zusammen.[4])

Die angeführte Literatur mag dartun, wie sehr gerade der Satan des *Verlorenen Paradieses* die Betrachtung auf sich gezogen hat, wie verschiedene Deutungen man ihm

[1]) Craik, Manual of English Literature, Tauchnitz, Leipzig, S. 54.

[2]) Studies S. XXXVII.

[3]) Pensée de Milton, S. 298 ff; von demselben: Blake and Milton, Bordeaux 1920, S. 8.

[4]) Archiv 143, GRM 10.

gegeben hat — sowohl vom ästhetischen wie vom charakterologischen Standpunkte aus bemerkenswert. Spiegeln sich doch hierin die verschiedensten Auffassungen des Menschen und Dichters Milton.

Satans Charakter.

Um einer, wenn auch nicht unbedingt sicheren Lösung näherzukommen, soll zunächst der Charakter der kompliziertesten Gestalt, die Milton geschaffen, beobachtet werden. — Schon die Gröfse, mit der Satan vom Dichter ausgezeichnet ist, „wie Atlas", „wie Teneriffa", zeigt seine titanenhafte Wucht. Seine Leidenschaften scheinen dieselben wie die der Menschlein, was ja jedes menschlichen Dichtens Grenze ist; nur sind sie gesteigert in das Unermefsliche, das wir mit den Namen von Riesengeschlechtern bezeichnen müssen, um wenigstens im Vergleiche das nicht unmittelbar Aussprechbare sinnlich darzustellen. Nicht Hafs ist Satans ursprünglicher Beweggrund, sondern unermefsliche Herrschsucht; wird der aber keine Genüge, oder richtet sie sich gegen Gewalten, die sein Machtstreben verlachen, dann bricht aus seiner Seele der unbezwingliche Hafs des Machtlosen, des Enttäuschten, des Desperado. So zeigt ihn der gewaltige Kampfruf an die Sonne.[1]) Herr will er sein, nicht erster Diener Gottes. Drum liefs er sich zu Niederen herab und wiegelte sie auf zu einem Kampfe, der ihnen wenig, ihm die Macht versprach, nach der er dürstete. Auch des Besiegten Hafs, trotz seiner Rede, ist untermischt mit einer scheuen Art von Ehrfurcht, die er seinem Überwinder zollt. Worte hoher Freiheitsliebe auf der beredten Zunge, verschafft und erhält er sich die unbedingte Herrschaft über seine Teufelsscharen. Den Himmel will er sich erobern, nicht erbetteln, will Rache nehmen an dem Himmelsfürsten, obwohl er dessen Allmacht kennt. Um der Rache willen soll der Mensch zugrunde gehen, zu Satans Sklaven werden. Das ist nicht die Schlange, nicht in erster Linie der Verführer, sondern es ist der Satan der Renaissance[2]); Hafs kommt auf

---

[1]) P. L. IV, 32–113; gilt für den Eingang des ursprünglich geplanten Dramas.

[2]) Man vergleiche hierzu folgende Stellen:

All is not lost, th'unconquerable will
And study of revenge, immortal hate,
And courage never to submit or yield (I, 106/8).

in seiner Seele, als die Eigenliebe verletzt ist. Und aus diesem Hasse, der seinem Tun nun Ansporn geworden, wird er raffiniert: er stachelt Eva durch einen Traum an; er demütigt sich vor sich selbst, indem, tatsächlich wie symbolisch, der trotzige Feldherr, der prunkende Agitator sich in eine Schlange verwandelt.

Doch auch weichere Empfindungen sind seiner Brust nicht fremd, wenn auch nicht immer edle; hier mag man am leichtesten Beziehungen zum Dichter herausfühlen. Mit Neid sieht der Höllenfürst dem Liebesglücke des ersten Paares zu (IV, 502), wie Milton mit Neid an glücklichere Ehen gedacht haben mochte. Mit seinen gestürzten Gefährten hat er Mitleid; er weint sogar dreimal über sie, was Milton uns nicht erspart zu erfahren (I, 604 ff.). Kummer erfafst ihn, als er die Erde so schön sieht (IX, 97 ff.). Beim Anblick der Eva fühlt er sich seltsam wehmütig, vom Glücke verstofsen, wehrlos in ihren Bann gezogen, „stupidly good"; und er mufs erst seine Kraft sammeln, um seinen Entschlufs durchzuführen (IX, 444 ff.). Am seltsamsten berührt uns die trotz der grimmen Verzweiflung gemütvolle Art, wie Satan sich nach dem Frieden und Glück des Himmels sehnt. Nicht nur Hafs, wie man gemeinhin annimmt, sondern auch Wehmut zeigt sich darin, wenn er noch immer himmlische Bezeichnungen verwendet, er, dessen

---

The mind is its own place, and in itself
Can make a Heav'n of Hell, a Hell of Heaven (I, 254/5).
Better to reign in Hell, than serve in Heaven (I, 263).
By merit raised
To that bad eminence (II, 5/6).
Der einzige, der sich aus der Hölle zur Erde wagt,
'with monarchal pride' (II, 428).
I'sdeigned subjection, and thought one step higher
Would set me high'st, and in a moment quitt
The debt immense of endless gratitude,
So burdensome still paying, still to owe (IV, 50—53).
So farewell hope, and with hope farewell fear,
Farewell remorse: all good to me is lost:
Evil, be thou my good; by thee at least
Divided empire with Heav'n's King I hold,
By thee, and more than half perhaps will reign,
As Man ere long, and this new world shall know (IV, 108—13).
Über Selbstbeherrschung: IV, 115 u. 120.

glänzender Name Lucifer im Himmel getilgt und in den des Höllenherrschers gewandelt worden ist.[1])

Diese Züge könnten erst recht die Ansicht bestärken, wonach Satan nur das dichterische Abbild Miltons sei. Und doch sagt sich, wie mir scheint, Milton von ihm mit derselben Deutlichkeit los, die er auch in der Stellung zu anderen Personen seiner Werke zur Schau trägt. Unmifsverständlich sind schon die Worte:

To set himself in glory 'bove his peers
He trusted to have equall'd the Most High
If he opposed; and with ambitious aim
Against the throne and monarchy of God
Raised impious war in Heav'n (I, 39—43).

Und (Satan) was the first
That practised falsehood under saintly show,
Deep malice to conceal (IV, 121—123).

Aber Mutschmann behauptet, Milton habe solche Frömmigkeit als Maske benutzt, hinter der er, wie andere vor ihm, unangefochten seine wahren Ansichten habe aussprechen wollen. Ein unbedingt durchschlagender Beweis ist m. E. weder für noch gegen diese Auffassung möglich, da es sich um letzthin irrationale, also mit nackten Beweisen nicht greifbare Dinge handelt. Wenn Verf. sich persönlich die Mutschmannsche Auffassung auch nicht zu eigen machen kann, so darf eine Ablehnung der Gleichstellung Milton-Satan doch nicht diesen Einwand stillschweigend übergehen.

Miltons Abrücken von Satan zeigt sich m. E. deutlich darin, dafs er ihn verächtlich macht. Mit seinem Eben- und Idealbilde täte er das gewifs nicht; auch würde er m. M. nach seine satanischen Eigenschaften nicht gerade durch dieses Mittel vor den Augen seiner Umwelt verbergen. Satan mufs sich herablassen, die Gestalt der Schlange anzunehmen, er wird hinterlistig, um Eva im Traum zu versuchen. Der Cherub

---

[1]) Die weichen Züge bei Satan sind hier mehr hervorgehoben, als ihnen zukommt, weil sie zumeist wenig beachtet worden sind. — Das sehnsüchtige Aufblicken des Gefallenen zum Himmel ist in der Literatur bisher m. W. nicht zur Charakteristik herangezogen worden. — Vgl. dazu noch: I, 658; II, 391 (Beelzebub); II, 687; II, 696 wird es Satan von seiner „holdseligen Tochter" vorgeworfen. In den späteren Gesängen, in denen Satans Gröfse weniger hervortritt, finden sich auch weniger Hinweise hierauf: IX, 99; X, 467. Dazu P. R. II, 121; IV, 518.

erwidert Satan disdainfully, half smiling (IV, 903); dieses verächtliche Lächeln läſst sich doch wohl schlecht mit der Gleichstellung Milton-Satan vereinen.

Auch Eitelkeit, also eine lächerliche Eigenschaft, ist Satan nicht fremd:

> he his wonted pride
> Soon recollecting, with high words that bore
> Semblance of worth, not substance ... (I, 527 ff.).

Zuzugeben ist selbstverständlich, daſs ein paar einzelne Zitate nicht immer zwingenden Aufschluſs gewähren. Aber die ganze Grundstimmung, die über dem Epos vom verlorenen Paradiese liegt, spricht für des Verf. Gefühl gegen diese Gleichstellung. Dazu kommt noch die Tatsache, daſs Satan ursprünglich angenommen hatte, er könnte mit seiner Schar den Kampf gegen den Allmächtigen gewinnen (I, 626 ff.). Solche biblische Fundamentaldummheit kann der sonst so bibelfeste Milton seinem alter ego nicht zugetraut haben.[1])

Es erscheint mir also als Tatsache, daſs Milton in Satan nicht sich selbst schildern wollte, aber dieser Gestalt doch innerste Anteilnahme entgegenbrachte, mehr als jeder anderen aus seinen Werken.

Folgendes begründet diesen Satz:

1. Es drängte Milton, gerade als dem Stürmen und Streiten der Pamphlete die erzwungene Muſse, die Beschränkungen, das Zurückziehen folgten, seine Leidenschaftlichkeit in einer gigantischen Schöpfung sich auswirken zu lassen; seine sinnliche Gestaltungskraft verlangte einen Charakter, erhaben über die Menschen des gewöhnlichen Lebens. Einen solchen fand er auf der Erde nicht, wiewohl er ihn in Adam gesucht hat (s. u.); schon der Text der Bibel und dann auch der Mangel an Kultur im primitiven, idyllischen Dasein des Paradieses machten es unmöglich, dort einen Titanen zu schildern. Auch der Himmel bot nichts Greifbares, also nicht genügende Differenzierung; weder Gott Vater noch Sohn können, steht dieser Stoff einmal fest, als dichterisch geeignete Charaktere auftreten, da sie das ruhende Prinzip darstellen und eigentlich trotz aller ihrer Reden hinter der Bühne bleiben müssen. Den Engeln fehlt wiederum die Eigenbedingtheit. Auch mag hier

---

[1]) Diese Stelle wird anscheinend übersehen, wenn angenommen wird, nur aus dem Trotze der Verzweiflung habe sich Satan empört.

die Rücksicht auf die Bibel die ästhetischen, unbewuſsten Bedingtheiten — bewuſst hat Milton, mindestens gegen unser heutiges Gefühl, die Gottheit als Partei stark betont — noch verstärkt haben.

Auſserdem haben Miltons Vorgänger dem Satan bereits einen besonders ausgeprägten Charakter gegeben, was Miltons Bild dieser Persönlichkeit mit gefärbt haben mag. Satan bietet bei diesem Stoffe naturgemäſs für eine Leidenschaft, die in einer Kunstschöpfung abreagieren will, die einzige Möglichkeit.[1]) Er ist der hauptsächlich Handelnde, schon weil er die Handlung herbeiführt; der Rebell zieht die Aufmerksamkeit mehr auf sich als das unwissende Opfer. Schlieſslich entsprach es der Dichtweise des Barock[2]), das Überragende vornehmlich zu beachten.

So wirken Zeitströmung, bewuſste Rücksicht auf die im Stoffe liegenden Forderungen und — wohl unbewuſster — Expansionsdrang, also auch ein egozentrisches Gefühl, hier zusammen, um das Gigantische in Satan zu erklären.

2. Das Leben des Dichters gibt uns einen weiteren Anhaltspunkt zur Lösung der Frage, weshalb Satan nicht nur als übermenschlich, sondern auch mit so eindringender Sympathie gezeichnet ist. Man wird sich dabei der Ansicht nicht verschlieſsen können, daſs Satans Eigenschaften dem Charakter seines Bildners nicht fremd waren. Während in einer Richtung der neueren Miltonliteratur daraus gefolgert wird, Satan sei der ins Dichterische projizierte Milton, möchte ich, um das Bild auch von anderer Seite zu beleuchten, darauf hinweisen, wie unsatanische Eigenschaften der Dichter des *Penseroso* auch hatte. Wohl kann mancher Zug in Miltons politischen Schriften, können manche demagogische Verdrehung der Wahrheit, manche Schmeichelei an die Menge, oder Szenen aus des

---

[1]) Vgl. Simson in S. A., wo der dramatische und psychologische Held zugleich der einzige Träger der Handlung ist, wo sich also kompositionstechnisch alles um ihn gruppiert.

[2]) Es ist zu bedenken, daſs im Puritanismus stark barocke Strömungen mitwirkten, daſs Milton Italien im Zustande des Barock kennengelernt hat, daſs schlieſslch eine biblische Darstellung (in Miltons Geist) des Sündenfalles weit mehr im Sinne des Barock als der Renaissance liegt. Das muſs man im Auge behalten, will man Milton nicht zu sehr im Lichte der Renaissance sehen, das ihm m. M. nicht in dem Maſse zukommt (vgl. Hübener, Die stilistische Spannung in Miltons Paradise Lost).

Dichters häuslichem Leben, auch, wenn man durchaus will, der Verzweiflungsmut der letzten Prosaschriften vor der Restauration in Satan verherrlicht erscheinen. Aber die weltentrückte Stimmung mancher Jugendgedichte, die Grübelei, aus der *Paradise Regained* entstand, das sittliche Verantwortungsgefühl, das, sei es auch zuweilen kraus und durch Leidenschaft abgebogen, für uns deutlich Miltons Schriften durchzieht, sprechen durchaus gegen die mechanische Einssetzung Miltons mit dem rebellischen Lucifer.

Milton und Satan haben Vorzüge und Schwächen des eigentümlichen politischen Systems gemeinsam, wie es unter den Tudors und Stuarts bestand; beide streben danach, Patriarchen der Umgebung zu sein, die ihr eigenes und auch der anderen Wohl fördern. Aber Satans Ziel wird als Irrlicht dargetan, das ihn und seine Scharen ins Elend führt, während Miltons Absichten, auf das Beste des ganzen Landes gerichtet, gerade die sittliche Selbstverantwortung der Menschen und aus diesem Grunde Freiheit forderten in dem Umfange, der ihm jeweils berechtigt schien.

Es erscheint naheliegend, dafs Cromwells oder genauer seiner örtlichen Instanzen Übergriffe Milton dazu gebracht haben, an der independentischen Freiheit zu zweifeln. Der Zusammenbruch der mit so grofsen Hoffnungen begrüfsten Revolution, die Parteizerklüftung bestärkten Milton darin, in dem unbedingten Freiheitsstreben etwas Verfehltes zu sehen, das sich in sich selbst aufhebt und zu neuer Tyrannei führt. Jedenfalls sprechen seine späteren Werke deutlich genug von dieser resignierten Auffassung, die sich seit 1656 in ihnen vorbereitet. Nun hat Milton erleben müssen, dafs seine und seiner Gefährten Arbeit erfolglos blieb: die Stuarts kamen zurück. Die heifsen Bemühungen gegen sie spiegeln sich im Trotze Satans gegen das Unabänderliche. Aber Milton scheint sie zu verurteilen, indem er sie von Satan vertreten sein läfst und nicht beispielsweise vom gefallenen Adam. So spricht er hier wie in manch anderen Anschauungen gegen seine eigene Vergangenheit; zahm geworden, fügt er sich dem Müssen, das er zu verstehen sucht.

Für diese Ansicht läfst sich eine weitere Stütze in folgendem nennen: Im Kampfeseifer hatte Milton, der sich als Sachwalter des Commonwealth, als Kämpen in der ersten Linie

gefühlt hatte, die Forderungen seines Gewissens zuweilen zurückgewiesen; wie er mit diesen Mächten rang, zeigt die Behandlung der Veritas in der *Doctrina Christiana.*[1]) Hätte er als Puritaner unter dem Einflusse des Alten Testaments den Erfolg der Revolution als Segen Gottes auffassen können, dann hätte er kaum Ursache gehabt, über die Rechtmäſsigkeit seiner Mittel nachzudenken. Aber nun? Gottes Segen war ausgeblieben. Damit erhob sich die Frage, ob Milton und seine Partei völlig recht gehandelt hätten; die Untersuchungen, die Miltons geistiges Verwachsensein mit jüdischer Überlieferung immer deutlicher herausarbeiten, legen diesen Schluſs dringend nahe. Ist nun Satan nicht vielleicht, neben den vorigen ästhetischen, technischen, psychologischen Gründen, die ihn im Epos heraushoben, als eine Art Sündenbock für Milton anzusehen? Möglicherweise für die Independenten überhaupt? Dies letzte erscheint bei des Dichters Ichbezogenheit weniger wahrscheinlich. Milton wollte sich von den Sünden dichterisch lossagen, wohl gar lösen, zu denen er sich im politischen Kampfe hatte hinreiſsen lassen. Satan ist somit eine Art Purgatorium für seinen Dichter. Die beiden Seelen, die in Miltons Brust um die Herrschaft ringen, kommen hiermit wieder in ein Gleichgewicht, das ihre Vereinigung im Alter vorbereitet.[2]) Mit Satan wird das Satanische, das egozentrisch Dämonische im Dichter überwunden. Das Egozentrische als Veranlagung aber bleibt, wie P. R. und S. A. deutlich zeigen, nur wird es vom Throne gestoſsen, wozu ihm persönliches Erleben Miltons und öffentlicher Kampf verholfen hatten.

Wie weit Milton auſserdem von der Bewunderung für seine Schöpfung hingerissen wurde, ist verstandesmäſsig nicht zu klären.[3])

---

[1]) Vgl. Verf., „Wahrheit und Wahrhaftigkeit bei Milton“, Engl. Studien Bd. 64/1.

[2]) Vgl. darüber meine (ungedruckte) Dissertation „John Miltons Charakter“, Halle 1924, deren Material und Auffassung an der vorliegenden Arbeit wesentlichen Anteil haben; auch Verf., Anglia 54, S. 67 ff. — Ferner bin ich Herrn Prof. Fischer in Gieſsen für Einzelhinweise zu lebhaftem Danke verpflichtet.

[3]) Vgl. Satans Herrschen in der Hölle; ein Einzelbeispiel ist die schwungvolle Vergleichung mit einem Schlachtroſs.

Die anderen Gestalten des P. L.

Die oben aufgeworfene Frage, wer der Held des Epos sei, bedingt es, auch die anderen Gestalten in sich und in ihrer Beziehung zu Milton kurz zu charakterisieren.

Ganz einfach liegen die Verhältnisse bei Eva. Sie ist liebenswürdig, solange es ihr gut geht, brav, solange Adam sie nicht aus den Augen läſst. Aber mit der Wonne des Märtyrers schildert Milton ihren Mangel an Bildungsstreben und namentlich ihren recht niedrigen Egoismus, Adam auch zum Genusse des Apfels zu verführen, damit er keine neue Eva erhalten könne, wenn sie allein aus dem Paradiese vertrieben sei. Nachher zeigt sie sich wieder untertänig und vertrauensvoll, im Gehorsam glücklich und ohne eigene Verantwortung, wie es Milton wünschte.

Adam ist in seiner Liebe viel edler, er will nicht ohne seine Gefährtin leben, selbst wenn sie ihn mit ins Elend zieht. Zunächst beansprucht und genieſst er die Herrschaft über sein Paradies und sein Weib, und das mit der Miene eines Patriarchen des aufgeklärten Absolutismus. Voll Ehrfucht und Dankbarkeit blickt er zu Gott auf, mit den Engeln verkehrt er wie mit väterlichen Freunden. Er verkörpert so am ehesten Miltons Ideal; ja, auch seine Nachgiebigkeit gegen Eva mag in einer ungestillten Sehnsucht des Dichters ihre Ursache haben. Nach dem Falle zeigt er Mut und Entschlossenheit, Gottvertrauen und Sorge für seine Nachkommen, was über den Gesichtskreis seines Weibes geht. Ob seine Fehler vom Dichter bewuſst gestaltet sind?

Im Grunde ist auch Gott ein Herrscher nach der Weise des aufgeklärten Absolutismus.[1]) Zu dieser Art hatte also Milton starke Hinneigung. Aber wer der Allmacht sich entgegenstellt, wird unterdrückt. Ebenfalls der Sohn zeigt sich auſserordentlich stolz auf seine Macht; er weiſs, sein Erlösertod wird nicht lange währen, und deshalb tritt er gern die glänzende Laufbahn an. Immerhin spricht bei ihm hier das Mitgefühl stärker mit als im P. R.

Wer ist der Held des Paradise Lost? Trotz der Versuche Miltons, die Farben auf die Personen seines Epos

[1]) Satan ist ihm und Adam gegenüber Demagoge, der sich mit Haſs und Intrigue und überlegener Tüchtigkeit heraufarbeitet — vielleicht Miltons politischer Laufbahn nicht unähnlich, nur krasser herausgestellt.

gleich deutlich zu verteilen — was sich schon aus der Länge der Schilderungen ergibt — ist Satan für uns die grofsartigste Gestalt wegen seines titanenhaften Charakters — und weil das Anschauen solcher Konflikte uns eigentümlich anzieht. Doch ist nicht er die only dramatic person, sondern Adam. Die Peripetie für Satan wäre in die Vorgeschichte des Stückes verlegt. Wollte man ihn trotzdem als Helden betrachten, dann brächte P. L. eine Entwickelung a peiore parte ad melius, eine Komödie im älteren Sinne also, an deren Schlusse sich Satan triumphierend die Hände reibt; sollte das wirklich Miltons Ansicht gewesen sein?

Die dramatischen Forderungen, die doch mutatis mutandis auch für das Epos gelten, sind nur bei dem Menschenpaare verwirklicht: steigende Handlung, die sich immer mehr zuspitzt; der Besuch des Engels: damit ist der Höhepunkt erreicht. Das Gegenspiel hat sich inzwischen gerüstet, indem Satan den Weg zur Erde gefunden hat. Der Umschwung, vorbereitet durch die Warnung des Engels und Evas Traum, setzt ein, als die Frau sich von ihrem Gatten entfernt. Blitzartig schlägt die Katastrophe herein, vom hemmungslosen Verlaufe abgebogen durch Hinweise auf eine freudigere Zukunft. Also Gegenstand der Handlung im P. L. ist der Mensch.

Milton selbst legt uns diese Auffassung nahe: unter den Dramenentwürfen, die Stern (II, 21) aufzählt, finden sich drei dem Inhalt des P. L. entsprechende. Der am besten durchgearbeitete trägt die Überschrift: Adam Unparadiz'd, darunter durchgestrichen: Adam's Banishment. Also war wohl auch hiernach Adam in Miltons Augen der Held. Aufserdem sagt die Einleitung:

> Of *man's* first disobedience, and the fruit
> Of that forbidden tree, whose mortal taste
> Brought death into the world, and all *our* woe,
> With loss of Eden, till one greater man
> Restore *us*, and regain the blissful seat,
> Sing, Heav'nly Muse.

Also sind Adam und daneben vielleicht noch Eva, die Stammeltern, als Helden des *Verlorenen Paradieses* anzusehen, als die Persönlichkeiten, die zwischen den feststehenden Mächten rechts und links schwanken, die die Veränderungen durchleben. So mufs es m. E. abgelehnt werden, dafs bei den

letzten Endes so einfachen, natürlichen Verhältnissen die Auffassung hat aufkommen können, Satan sei der — bewufst oder unbewufst dazu geschaffene — Held des P. L.

Dafs jedoch Milton sich mit Adam gleichstellt, ist kaum anzunehmen, wie viele gemeinsame Züge ihr Wesen auch aufweist; denn Adam sündigte aus sinnlicher Willenlosigkeit, eine Gefahr, der Milton sich zu entziehen gesucht hat.[1]) Es wird sich überhaupt keine Gestalt im P. L. finden lassen, in der der Dichter sich selbst spiegeln möchte oder könnte. Er hat vielmehr einzelne Eigenschaften den einzelnen Personen zugeteilt, die er dann zur Bewunderung hinaufsteigert. Milton ist also nicht Gott, nicht Adam, nicht Satan, sondern diese alle sind Teile seines Ich, das er so zu künstlerischem Ausleben entwickelte.

Einzelheiten.

Fragt man sich, weshalb Milton diesen Stoff gewählt hat, dann gibt wieder der Blick auf sein Leben und seinen Charakter einigen Aufschlufs. Er wollte ein Werk schreiben, das ihm durch die Erhabenheit seines Inhaltes den Vorrang vor früheren Dichtern gewinnen sollte. Dann hatte seine Hinneigung zur Melancholie, die wir nicht übersehen dürfen, ihn wohl namentlich das Böse stark empfinden lassen, dessen Entstehen zu schildern er sich vornahm. Schliefslich lagen die Verhältnisse hier einfach, so dafs das Grofse und Gewaltige um so mehr hervorleuchten konnte.

Das meiste, was Milton an seinen Gestalten fesselte, was er ihnen an Eigenem gab, ist schon erwähnt; nur einige kleinere Züge, die nichts Problematisches enthalten, müssen noch nachgetragen werden: Mit allen Gestalten stellt Milton sich nur teilweise gleich; allein Christus hat keine Eigenschaft, die Milton aus der eigenen Seele verbannen möchte. — Gern wird das einzige, die Individualität betont: wie Satan sich als einziger hinauf zur Erde wagt, so stehen Abdiel und später Noah allein; auch die ersten Menschen haben keinen ihresgleichen. Die eigene Würde betonen sie alle recht gern und oft, Gott, der Sohn, Adam, Satan, auch die übrigen höheren Teufel. Sonst stellt Gott das einheitliche, ruhende, gute Prinzip

[1]) Vielleicht bedeutet seine erste Eheschliefsung die — lange bereute — Ausnahme.

dar, der Satan das differenzierte, revolutionäre, böse; der Mensch ist aus beiden zusammengesetzt und darum zweiseelig — wie der Dichter des *Paradise Lost* selbst.

Wie sehr Milton, wenn er dichtete, seiner selbst bewufst war, kann schon aus den Einleitungen im P. L. einleuchten. Viermal findet sich eine Vorrede, in der er von sich selbst spricht, seine Blindheit beklagt, sogar die Wahl seines Stoffes erläutert. Zudem betet er recht warmherzig für sich (I, 22—26) und spricht von sich auch mitten in anderem Zusammenhange (so III, 412 ff.).

So hat Milton, deutlich genug, in seinen drei Hauptwerken sein Inneres ausgesprochen. Im *Verlorenen Paradies* legt er seine Resignation und seinen Stolz offen, seine Sehnsucht seine Religion und Weltanschauung, überhaupt wie in einem Spiegel sein ganzes Wesen. Seine Tugendlehre führt er im *Paradise Regained* vor, seinen persönlichen Schmerz und die Enttäuschungen seines Lebens im *Samson.* Man wird aus seinen Werken urteilen können, wie man es aus seinem Leben verstehen lernt: Milton trug eine einseitig-subjektive Natur in sich; sie hat sich im Laufe der besten Mannesjahre noch in sich selbst vertieft, so geworden aus starkem Einsamkeitsgefühl, gewaltiger Leidenschaft und dem quälenden Bewufstsein der Enge und des Mangels an einem Gefährten.

Miltons Streben nach Ekstase.

Aus dem Gesagten geht hervor, dafs Milton in seinen Schöpfungen sich selbst zu übersteigern suchte: sie sind übermenschlich, einzig in ihrer Ungebundenheit — die keinesfalls sittlich, sondern rein gegenständlich zu nehmen ist — und Leidenschaftlichkeit. Der Mangel an Verständnis in der Umgebung, die Ausschaltung von Widerständen durch die ungehemmte Phantasie begünstigten die Freude am Rausche, über sich selbst hinauszuwachsen. Vielleicht strebte Milton einen solchen ekstatischen Zustand an als Gegenwirkung gegen die rastlose Gedankentätigkeit, die sich auch mitunter so störend in seine Kunst drängt.

Mutschmann gebührt das Verdienst, zuerst auf die Ekstase aufmerksam gemacht und sie als eine „bewufste Kunstübung“ [1])

[1]) Der andere Milton S. 96.

dargelegt zu haben; die hier wiedergegebenen Einzelheiten sind daher vornehmlich als Ergänzungen zu werten.[1])

Die dichterische Manier, in der die *Passion* und *Lycidas* aufgehen, erscheint uns gezwungen und berechnet, allerdings berechnet auf Grund einer überragend tiefen Kenntnis menschlicher Gefühlstiefen und einer starken Leidenschaft der Wortwahl, verbunden mit Meisterschaft in der Beherrschung des Ausdruckes und Klanges. All das ist aber rein rechnerisch nicht zu erreichen: der zählende Dichter bleibt kalt. Bei Milton glüht hier das Feuer einer Formbegeisterung, das sich an sich selbst immer heller entfacht.

Der Dichter selbst gesteht das Streben nach Ekstase als der reinsten Form des Sichauslebens unumwunden ein: man vergleiche die fünfte Elegie, die wie das Lied eines Bacchanten klingt. Die Vernunft will er ausschalten, er will sie niederhalten, die seinem heifsen Empfinden als zu kalt erscheint:

Down, reason, then, at least, vain reasonings down (S. A. 322).

Dazu wird erfordert der 'fixed mind' (*Pens.*), der in sich selbst zurückgedrängte, seine Gefühle ins Unermefsliche hinaufschraubende Geist. Am ehesten wird dieser Zustand durch Musik erreicht; sie soll

dissolve me into ecstasies
And bring all Heaven before mine eyes

Die Engel: with preamble sweet
Of charming symphony they introduce
Their sacred song and waken raptures high
(P. L. III, 367 ff.).

Wenn der Mensch im Gebet mit Gott redet, dann erscheint für Milton wiederum die Ekstase als Ideal:

Nor holy raptures wanted they to praise
Their maker (P. L. V, 147 f.),

sagt er von Adam und Eva.

Vielleicht meint Macaulay diesen Überschwang, das Überspringen aller gewohnten Schranken, wenn er in seinem Essay über Milton dem Dichter a certain unsoundness of mind zuschreibt. Jedenfalls verdanken wir dieser rein egozentrischen Seite in Milton viel, und zwar das beste, das eigentlich Künstle-

---

[1]) Dafs die hier vorgetragene Gesamtauffassung von der Mutschmanns abweicht, ist schon oben dargetan worden.

rische, nicht Alltägliche in seinen Werken. Bezeichnend für ihn kann man es nennen, dafs er sich diesem Gefühle nicht einfach hingab, sondern es unter die Aufsicht des Verstandes zu stellen strebte, es zu pflegen oder zu hemmen. Möglicherweise erklärt sich auf diese Weise, dafs seine Schaffenskraft bis ins Alter ungebrochen blieb.

Die Bemühung, die Ekstase des Schaffenden nicht sich selbst zu überlassen, sondern zu leiten, spricht entschieden gegen eine einseitig von der Renaissance diktierte Auffassung Miltons. Er zeigt hier, wie sonst oft, zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen. Weder kann die wirkende Seele sich ungehemmt entfalten, da die moralische Zielsetzung ihr die Bahn weist, noch kann Milton sich leidenschaftslosem Grübeln hingeben. — In diesem Aufsatze ist nur die eine, die egozentrische Seite in Milton behandelt worden, doch erscheint es geboten, dabei ihre Grenzen und ihre Verknüpfung und wechselseitige Bedingtheit nicht aufser acht zu lassen, durch die sie mit der anderen Seele zusammen erst den Milton ergibt, der diesseits und jenseits zu leben sucht: erst das Parallelogramm der Kräfte schafft die Richtung, in der Miltons Menschen- und Künstlertum verläuft.

Naumburg (Saale). Theodor Siebert.

ZUR TEXTGESCHICHTE VON THOMAS ELLWOODS „DAVIDEIS“ (1712—1796).

I. Abfassung und Ausgaben.

Die groſse Quäkerbibliothek zu London, die im „Friends' House“ (Euston Road) untergebracht ist, besitzt unter ihren zahlreichen Schätzen die wohl vollständigste Sammlung der englischen Ausgaben des biblischen Epos *Davideis*, das der bekannte Quäker und Miltonfreund Thomas Ellwood (1639—1713) in den Jahren 1688—1712 in langsamer, mehrfach unterbrochener Arbeit, völlig unabhängig von Abraham Cowleys gleichnamigem Werk (1656) und von ganz anderen ästhetischen Voraussetzungen ausgehend als dieser, verfaſste. Über die genauere Abfassungszeit des interessanten Werkes, das eine der bedeutenderen Persönlichkeiten des frühen Quäkertums in der Auseinandersetzung mit schöngeistigen Dingen zeigt, gibt seine Autobiographie, *„The History of the Life of Thomas Ellwood, Written by his own Hand“* (London 1714), keine Auskunft, da sie bereits mit dem Jahr 1683 abbricht; doch hat der erste Herausgeber und Vollender der Lebensgeschichte, Joseph Wyeth († 1730), in seinem Nachtrag auf Grund der Angaben in Ellwoods Vorwort zur *Davideis* und eigener Kenntnis die einzelnen Etappen der Abfassung wenigstens kurz angedeutet.[1])

Die ersten drei Bücher der *Davideis* entstanden in einer Zeit der Zurückgezogenheit im Jahre 1688; aber die Revolution desselben Jahres und die folgenden Ereignisse unterbrachen das Werk etwa 20 Jahre lang. In dieser Zwischenzeit war

[1]) In Nachfolgendem wird die Neuausgabe der Autobiographie von S. Graveson (London 1906) benutzt, die auch die wichtigsten Stellen von Wyeths Ergänzung bringt; vgl. bes. S. 291 und 313 f. Als vollständige Ausgabe stand die „Third Edition“, London 1765, zur Verfügung.

Ellwood in heftige Pamphletkriege verwickelt und schrieb aufserdem seine umfangreiche Bearbeitung der historischen Teile der Heiligen Schrift (*Sacred History, or the Historical Part of the Holy Scriptures of the Old Testament,* 1705; *Sacred History, or the Historical Part of the New Testament,* 1709). Gleichwohl fügte er damals dem begonnenen Werke das Eingangskapitel zu, aber zur Vollendung — durch das abschliefsende vierte und fünfte Buch — kam es erst in den Jahren 1711—12. In einer Versammlung des Jahres 1712 unterbreitete er das Epos seinen Glaubensgenossen zur Billigung und liefs es 1713 bei J. Sowle, der Witwe des wohlbekannten Quäkerdruckers Andrew Sowle († 1695), drucken.

Das Werk, dessen Neuausgabe nach der ersten Ausgabe ich vorbereite, erfreute sich in Quäkerkreisen des 18. Jahrhunderts einer gewissen Beliebtheit. Nicht weniger als fünf englische und eine irische Ausgabe davon sind bekannt; auch mehrere amerikanische Ausgaben erschienen zwischen 1750 und 1805.[1]) Die englische Empirezeit verlor dann bald Geschmack an dem Werke Ellwoods, und als 1826 ein anderer Quäker, Caleb Fletcher (1759—1841) aus Kirkby-Moorside, Yorkshire, ein neues Davidepos verfafste (*David, King of Israel.* A Sacred Poem in Twelve Books, York 1826), erwähnt er in seinem Vorwort Ellwoods Werk ebensowenig wie andere Vorgänger und zeigt sich stilistisch völlig unabhängig von ihm. Wie selten das Werk heute geworden, beweist auch der Umstand, dafs das Britische Museum nur drei Londoner Auflagen (1712, 1727 und 1763) besitzt. *Die Cambridge History of English Literature* (Bd. VIII, Kap. 4 von E. Grubb), die Ellwood einen angemessenen Platz unter den 'Early Quakers' einräumt, erwähnt die *Davideis* weder im Text noch in der Bibliographie.

Sämtliche englischen Auflagen der *Davideis* sind kurz aufgeführt im 'Smith-Catalogue', dem gröfsten wissenschaftlichen Repertorium der älteren Quäkerliteratur: *"A Descriptive Catalogue of Friends' Books,* or books written by members of the Society of Friends, commonly called Quakers. From their first rise to the present time; interspersed with critical remarks, and occasional biographical notices, and including all writings

---

[1]) Siehe Korrekturnote am Schlufs des Aufsatzes.

by authors, before joining, and by those after having left the Society, whether adverse or not, as far as known." By Joseph Smith. In two volumes. London (Joseph Smith, 2 Oxford Street, Whitechapel) 1867. Vol. I, 1027 S.; vol. II, 984 S.[1])

Die Erstausgabe unseres Werkes (im Nachfolgenden als **A** bezeichnet) trägt den Titel: *DAVIDEIS.* | THE | LIFE | OF | **DAVID** | **KING** | of *Ifrael*: | A | SACRED POEM: | In Five BOOKS. | *By* THOMAS ELLWOOD, | *Scribimus Indocti Doctique Poemata* — Horat.[2]) *LONDON*: | Printed and Sold by the Afsigns of J. Sowle, in | *White-Hart-Court* in *Gracious Street,* 1712. — 8⁰, XIV und 310 S.

In chronologischer Reihenfolge erschienen nun folgende Ausgaben:

2. The Second Edition with Additions. Dublin: Printed by Sam. Fairbrother over-againſt the Tholſel, and Sold by S. Fuller at the Globe in Meath-Street, 1722. Klein-8⁰, 217 (durchpaginierte) S.

Die „Additions" dieser Dubliner Ausgabe (**B**) bestehen lediglich in der Hinzufügung kurzer Inhaltsangaben in Prosa am Kopfe jedes Kapitels. Die Errata der Erstauflage sind im Texte verbessert. Im übrigen spielt **B** für die weitere Textgeschichte keine Rolle, da ihr Erscheinen in England offenbar unbeachtet blieb.

3. The Second Edition. London (J. Sowle, at the Bible in George-Yard, Lombard-Street), 1727. XIV und 310 S. 8⁰.

Diese zweite Londoner Auflage (**C**) ist ein seiten- und fast buchstabengetreuer Abdruck der Erstauflage; die Druckfehler der letzteren sind verbessert.

4. The Third Edition, Corrected. London 1749. Printed and Sold by T. Sowle, Raylton and Luke Hinde, at the

---

[1]) Als Ergänzung dazu dient Joseph Smiths "*Bibliotheca Anti-Quakeriana*, or a Catalogue of Books Adverse to the Society of Friends, alphabetically arranged, with biographical notes of the authors together with the answers which have been given to some of them." London 1873.

[2]) Vgl. Horaz, Epist. II, 1, 117.

Bible in George-Yard, Lombard-Street.[1]) VIII und 217 S. 8°.

Diese Ausgabe (D) weist bemerkenswerte stilistische Varianten, Kürzungen und Zusätze auf, die das eigentliche Problem der Textgeschichte der *Davideis* bilden.

5. The Fourth Edition. London 1763. Printed and sold by Luke Hinde, at the Bible in George-Yard, Lombard-Street. 8°. VIII und 267 S.

Ein guter, in bezug auf die typographische Anordnung etwas modernisierter Abdruck von D (E).

6. The Fifth Edition. London 1796. Printed by James Phillips[2]), George-Street, Lombard-Street. 12°. XI und 219 S.

Diese letzte Ausgabe (F), die für Textvergleichung fast stets aufser acht bleiben kann, ist eine typographisch noch weiter modernisierte, wortgetreue Wiedergabe von E.

Wie angedeutet, knüpft sich das gröfste literarische Interesse an die Varianten der „Third Edition, Corrected" von 1749 (D). Um es mit einem Schlagwort auszudrücken, bemüht sich D, das im allgemeinen im schlichten Bunyan-Stil konzipierte Epos durch gelegentliche Glättung des Verses, Ersatz veralteter oder gar plebeischer Wörter durch „edlere" und sonstige klassizistische Zusätze in die höhere Sphäre des Pope-Stils emporzuheben, ohne dabei freilich dem Quäkergrundsatz strenger Wahrhaftigkeit und bildender Didaxis untreu zu werden.

II. John Fry als Korrektor der Erstausgabe.

Über die stilgeschichtlich ungemein aufschlufsreichen Unterschiede von A und D soll die in Vorbereitung befindliche Ausgabe nähere Auskunft geben. Hier sei die Entstehungsgeschichte von D im allgemeinen geschildert, so wie sie sich nach der Ausbeute, die unser freilich nicht lückenloses Material liefert, etwa zugetragen haben mag.

---

[1]) Nach der Autobiographie Ellwoods [Ausgabe von S. Graveson, S. 361—62] war Tace oder Tacy Sowle die Tochter von Andrew Sowle, die eine Zeitlang das Geschäft allein führte, dann den nordenglischen Quäker Thomas Raylton († 1723) heiratete und sich etwa um 1740 mit Luke Hinde assoziierte.

[2]) Der Nachfolger von Luke Hinde.

Den Schlüssel zur Lösung unserer Aufgabe liefert ein Unikum der *Friends' Library*, ein durchschossenes Exemplar der Erstausgabe (Sign. $\frac{072.21}{\text{Ell. A}}$), auf dessen weifsen Blättern sich zahlreiche, auf das ganze Werk ziemlich gleichmäfsig verteilte Korrekturen und Notizen für eine Neuausgabe finden. Auch das neue Titelblatt, sowie eine zusätzliche Vorrede an den Leser waren bereits vorbereitet. Wie der Schlufs der geplanten Ausgabe aussehen sollte, vermögen wir nicht mehr festzustellen; denn der Band bricht mit S. 208 mitten im Satz ab. Es fehlt also das letzte Drittel des Werkes (S. 209—310) nebst den früher etwa vorhandenen Durchschufsblättern.

Die zwei Fragen, die sich im Zusammenhang mit diesem Besserungsentwurf (nachfolgend als **K** bezeichnet) notwendig aufdrängen, sind diese: 1. Von wem und wann wurde diese handschriftliche Bearbeitung unternommen? 2. Stehen diese handschriftlichen Korrekturen im Zusammenhang mit den Änderungen der 3. Auflage von 1749 (**D**)?

Eine Handhabe zur Datierung von **K** liefert die Handschrift des Korrektors, die deutlich den Zug des 18. Jahrh. aufweist, das Wasserzeichen der Durchschufsseiten und endlich ein dem Buche beigehefteter Brief von einer Hand des 19. Jahrh., der die wichtigste Hilfe zur Ermittelung des Bearbeiters von **K** bietet.

Der leider undatierte Brief hat folgenden Wortlaut (wobei unerhebliche Stellen übergangen sind und die Interpunktion normalisiert wurde):

Stockwell 5th day morn*ing*.

Dear Cous*in*: —

In compliance with thine rec*eive*d yesterday, I send thee the enclosed, but on examining them to day, I find I was rather mistaken as to the number. I had judged . . . that they were all of one description, but on examination I find two of the volumes on very different & various subjects, unconnected with thy pursuit . . .; all, or any I have sent, are at thy service. I only wish I had more. — Davideis [vo.] may be truly considered as an Unique, at least so far as the manuscript by our Grandfather is concerned. How far it may be an improvement on the Original I leave thee to judge.

With our dear Love to you all I am

Thy very affect. Cous*in* John Fry.

Der Adressat war, wie aus der auf der Rückseite des Briefes erhaltenen Anschrift hervorgeht, "Francis Fry, 28 Berners Street, Oxford Street". Man darf nach Durchsicht der handschriftlichen Auszüge aus den Geburtsregistern der Quäkergemeinde[1]) und sonstigen biographischen Hinweisen[2]) den Adressaten wohl sicher mit dem Bibliophilen und Bibeldruckforscher Francis Fry (1803—1886) identifizieren, der nicht nur alte Bibelausgaben, sondern auch ältere Quäkerpublikationen sammelte. Auf letztere Tätigkeit könnte sich der Ausdruck „thy pursuit“ in dem Briefe beziehen.

Dagegen konnte der Schreiber des Briefes, der „Vetter“ John Fry, mit unbedingter Sicherheit noch nicht festgestellt werden, da die einzelnen Linien der Familie sehr weit verzweigt sind und ein vollständiger Stammbaum nicht zu erlangen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs er ein richtiger Vetter, der Sohn eines Onkels von Francis, war — vielleicht (wegen der Ortsangabe Stockwell, eines Stadtteils im Süden von London) ein Sohn von Henry Fry oder Edmund Fry, den Mitinhabern der grofsen Londoner Typengiefserei J. S. Fry & Sons? Der gemeinsame Grofsvater wäre dann Joseph Fry (1728—1787), der sich in Bristol niederliefs und nach kurzer Tätigkeit als praktischer Arzt der Begründer einer bekannten Schokoladefabrik und eben jener Typengiefserei (zunächst in Bristol, später in London) wurde.[3]) Über eine literarische Tätigkeit dieses vielseitigen Mannes ist jedoch nichts bekannt, und auch aus anderen, besonders chronologischen Gründen scheint er als Verfasser der Korrekturen in K nicht in Betracht zu kommen. Dagegen besafs der Vater dieses Joseph, John Fry von Sutton Benger (oder Benjar) in Wiltshire (1701—1775), starke literarische Interessen. Er war der Sohn von Zephaniah Fry (geb. 1658) von Sutton Benger, der 1684 Quäker wurde. Ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft der Freunde, war er dreimal 'Clerk of the Yearly Meeting', d. h. Vorsitzender der

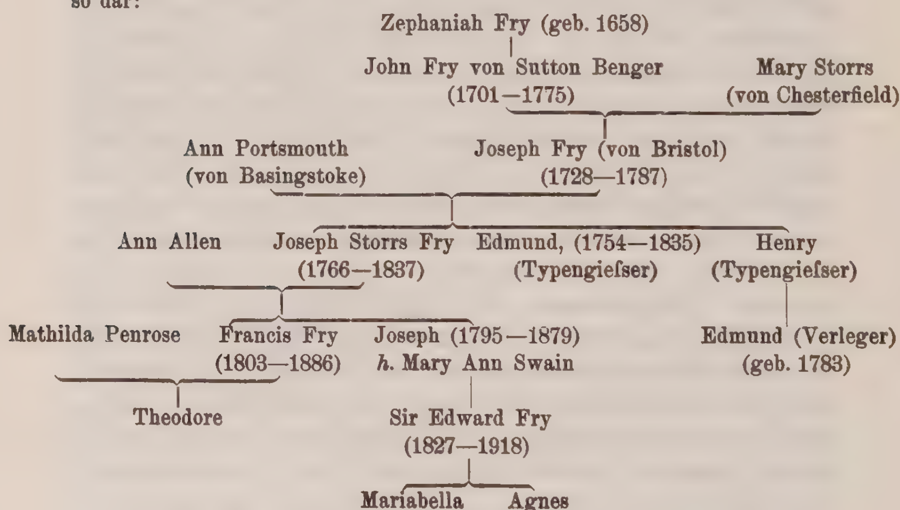
[1]) "Digested Copy of the Registers of Birth ...", zahlreiche handschriftliche Bände in der Friends' Library.

[2]) Vgl. DNB. unter Francis Fry. Ferner: *Biographical Catalogue*, being an account of the Lives of Friends, etc., London 1888; Theodore Fry [sein Sohn], *A Brief Memoir of Francis Fry, F. S. A. of Bristol* (Privatdruck, 1887); Agnes Fry [eine Grofsnichte], *A Memoir of the Right Hon. Sir Edward Fry, G. C. B., 1827—1918*, Oxford University Press 1921.

[3]) Vgl. DNB. unter Joseph Fry. Der Stammbaum, der hier in Frage

grofsen Jahresversammlungen der Quäker (1746, 1751 und 1756). Zu Nutzen seiner Glaubensgenossen verfafste er manche Prosaschrift[1]), und manches religiöse und didaktische Gedicht flofs aus seiner Feder. Seine ausgewählten Gedichte, *Select Poems, containing Religious Epistles &c. occasionally written on various subjects*, erschienen zuerst London 1774 (VIII und 83 S). In späteren Ausgaben wurden sie erheblich erweitert, und die vierte (A New Edition, with Additions, London 1793, VIII und 262 S.) fafst alle poetischen Werke des Verfassers in einem Bande zusammen. Bemerkenswert ist hier das biblische Epos „The History of Elijah and Elisa. In Two Parts"; dieses erschien zuerst in der 3. Auflage der *Select Poems*, London 1783, und war (nach dem Titelblatt) 'first intended for the Amusement and Edification of his Grand-children, but now for the religious Youth in general'. Ferner das moralische Lehrgedicht „An Essay on Conduct and Education Recommended

kommenden Familienmitglieder stellt sich nach den obigen Quellen etwa so dar:



[1]) Nach dem Smith-Catalogue: 1. Some remarks on a pamphlet intituled *"A letter to a person lately joined with the People called Quakers"* (anon.), Bristol 1748, ²1761; 2. A serious and affectionate Address to the People called Quakers, London 1758, ²1768; 3. An alphabetical extract of all the annual printed epistles . . . sent to the Quarterly Meetings in England . . ., from their Yearly Meeting held in London, . . . from 1682 to 1762. London [1762], ²1766.

to the People called Quakers — with a Postscript to the People of other Perswasions“, das zuerst 1738 selbständig erschien (ohne Postscript, das erst 1741 hinzugefügt wurde) und bis 1793 fünf Auflagen erlebte — ein neuer Beweis für die Beliebtheit und Verbreitung jener ‘Conduct Books’ (Hauszuchtbücher), deren Bedeutung von Schücking neuerdings mit Recht so stark hervorgehoben wurde.[1])

Es läſst sich nun der m. E. einwandfreie Nachweis bringen, daſs John Fry von Sutton Benger tatsächlich der Verfasser der Korrekturen von K war, und daſs somit, falls unsere genealogischen Zusammenhänge richtig aufgestellt sind, der Ausdruck „Groſsvater“ in dem zitierten Briefe auf einem Miſsverständnis beruhen muſs.

Zunächst stimmt das Wasserzeichen des Durchschuſspapieres mit dem eines in der Friends' Library aufbewahrten Briefes von John Fry an seinen Vetter Joshua Toft (datiert Sutton, Dez. 25, 1737) überein.[2]) Es ist das zu Ende des 17. und im ganzen 18. Jh. häufig auftretende „Pro Patria“-Zeichen, eine sitzende weibliche Figur der ‘Freiheit’ mit einem nach links gerichteten aufrechten Löwen in einer gitterartigen Umzäunung; der Löwe hält in der rechten Pranke ein Schwert, in der linken ein Bündel Pfeile, darüber, an einer Stange, ein halbmondförmiger Hut und die Inschrift ‘Pro Patria’.[3]) Sodann aber sind (auch nach dem sachverständigen Urteil des Bibliothekars Herrn J. A. Nickalls) die Schriftzüge des Briefes und der Korrekturen von K in allen Einzelheiten deutlich identisch.

III. Einige Varianten.

Wäre also hiermit die Frage nach der Person des Korrektors auf Grund äuſserer Beweise mit gröſster Wahrscheinlichkeit geklärt, so läſst sich hoffen, aus der Art der handschriftlichen Varianten in K und des Vergleichs mit den

---

[1]) Vgl. L. L. Schücking, Die Familie im Puritanismus, Leipzig 1929, besonders S. 27 f.

[2]) Den Hinweis auf das Wasserzeichen und den Nachweis des Briefes verdanke ich dem Bibliothekar der ‘Friends' Library’, Herrn John A. Nickalls, B. A., dem ich auch für manche Hilfe bei den genealogischen Nachforschungen zu freundlichem Danke verpflichtet bin.

[3]) Vgl. F. del Marmol, *Dictionnaire des Filigranes*, Namur 1900, wo sich S. 44 f. mehrere Abbildungen dieser Art von Wasserzeichen finden.

gedruckten Lesarten der dritten verbesserten Auflage (D) weitere Aufklärung zu gewinnen.

Dem Verfasser der Korrekturen in K war die frühere Druckgeschichte der *Davideis* nicht bekannt; denn er wollte seine geplante Ausgabe bezeichnen als:

The Second Edition
Corrected & Enlarged By Another Hand.

Das handschriftliche Vorwort gibt über Plan und Ausmaſs der beabsichtigten Änderungen in ziemlich selbstbewuſstem Tone folgenden Aufschluſs:

The Corrector to The Reader.

I am not inſensible that the former Impression of this Book, was very deminitive of the Reputation[1]) of the ingenious and Worthy Author, as a Schollar & fell far Short of his other valuable Writings in Proſe, by reaſon chiefly of his keeping rather too cloſe to the very words of the Text, in ſome places, which was very Difficult for him to perform in Verſe & which render'd it rather forced & unpleasant to the Reader. My Endeavour therefore in Reviſing it (having Some Natural propenſity to Poetry) ha[s][2]) been to throw the matter of this History into a more Easy & flowing Stile, in order to render it more acceptable, & entertaining, or rather more Edifying to the Religious Youth. How far I have Succeeded muſt be[3]) left to the Judicious only. However I have the Satisfaction of having endeavour'd it without any other View then a General good.

As for the additions which I have | (vo.) Made, they are not many, nor large but Such as I apprehended were neceſsary in order to be more Explicit, as in the Case of David & Jonathan, Bath-ſheba, Ziba, Abſolom, & laſtly, David's direction to Solomon about Building the Temple & his Charge to him upon it, in all which, I have Added as few lines as poſsibly I could, to render the matter intelligible[4]) to every Capacity & no wiſe to thwart the ſence & intent of the Author.

---

[1]) Durchstrichen folgt: *& qualification.*

[2]) Ms.: *have.*

[3]) Durchstrichen folgt: *the Judicious Reader.*

[4]) Ms. Schreibfehler: *intetegable.*

Die Auswertung der hs. Varianten in gröſserem Umfang wird Sache der Neuausgabe der *Davideis* sein. Hier sollen nur einige Proben gegeben werden, um ein Urteil zu gestatten, inwieweit sie mit den Änderungen in **D** in Zusammenhang zu bringen sind.

Gleich die ersten Korrekturen (nachträgliche Durchstreichungen sowie allzu Unerhebliches lasse ich beiseite) sind aufschluſsreich.

a) **A**, Buch 1, Kap. 1, V. 15—18:

Whilſt the good Prophet, on his mournful String,
Bewail'd the *Downfal* of the late made King:
God to him did his ſacred Herald call
(*Samuel*, by whom he had anointed *Saul*).

K: But to good Samuel 'twas a mournful thing
To hear the deſtin'd downfall of the King
Remembring how he had Anointed Saul
But God did to him as his herald call.

D: Whilſt the good Prophet, on his mournful String,
Bewail'd the deſtin'd *Downfal* of the King:
God to him did his ſacred Herald call
(*Sam'el*, by whom he had anointed *Saul*).

Der Stein des dichterischen Anstoſses war hier offenbar die als zu schwer und unschön empfundene Wendung *the late made King*. Dies wurde durch das gefälligere *destined downfall of the King* beseitigt. Während aber **A** den Namen Samuels, der bisher nur als *the good Prophet* und als *sacred Herald* bezeichnet war, wirkungsvoll in einer besonderen Zeile an den Schluſs der ganzen Periode setzt, geht dieser Effekt in **K** verloren. Die endgültige Form in **D** behält von der ganzen Änderung nur die Variante *destined Downfall* bei und stellt die stilistische Spannung der letzten Verse wieder her.

b) **A**, v. 29—30:

Yet did this dang'rous Errand him [= Samuel] ſurprize;
And, ſtruck with Fear, How can I go! he cries.

K: This dang'rous Errand ſtruck him with Surprize,
And, ſmit with Fear, How can I go, he cries.

D: Yet did this dang'rous Errand him ſurprize
And, ſmit with Fear, How can I go! he cries.

Hier wurde vielleicht die stark adversative Wendung mit *yet* (die einem in V. 25 vorausgehenden *though* entspricht) als zu betont empfunden; außerdem lag dem Bearbeiter wohl daran, die Wendung *did . . . surprise*, deren Hilfszeitwort im 17. Jh. in der populären Versliteratur zu einer überhäufigen metrischen Krücke geworden war, zu beseitigen. Indem er *strike* zum Hauptverbum des ersten Verses machte, mußte er im zweiten Vers ein Synonym für das Partizip *struck* wählen. In **D** ist von der Änderung nur der Ersatz von *struck* durch *smit* übriggeblieben.

c) **A**, V. 33—34:

The Lord, a gracious Master, who well knew
That the good Prophet's Heart was *right & true*
And that . . .

K: But God was gracious to him, as he knew
That Samuel's Heart was both upright and true.

D: The Lord, a gracious Maſter, fully knew
The Prophet's Heart was firm, upright and true
And that . . .

Die Änderung in **K** bezweckte ursprünglich wohl, die unschöne Verbindung von *that . . . and that* in **A** zu beseitigen; dagegen wirkt die neueingeführte Wendung *both upright and true* schwerfällig. Die Lesung von **D** stellt eine Vermittlung dar.

d) **A**, V. 44—46:

. . . on whom (i. e. the Elders of Bethlehem)
A trembling fell, for fear ſome great Diſaſter
Had fallen out, which thither drew the Maſter (i. e. Samuel).

K: A Trembling fell, a dreadful Pannick Fear
Lest ſome great Ill had drawn the Prophet there.

D: wie in **K**.

Hier gab wohl die Wiederholung des Verbs *fall*, die wenig gefällige *f*-Alliteration und vielleicht auch die im ganzen Epos bemerkbare Abneigung gegen weibliche Versschlüsse den Anlaſs zur Änderung, die in **D** wortgetreu wiederkehrt.

e) Eine besonders charakteristische Stelle, in der sich das Bestreben des Bearbeiters, es der klassizistischen Mode der zeitgenössischen höheren Literatur gleichzutun, ganz deutlich

kundgibt, ist die Erzählung von der Salbung Davids. **K** bietet hier zugleich das erste Beispiel einer längeren Änderung.

A, V. 71—84:

And are here all? ſaid *Samu'el.* No, ſaid he [= Jesse],
There is one more, the youngeſt: Cannot we
Go on without him? He my Flocks doth keep:
And is from Home, at preſent, with my Sheep.
No, no, ſaid *Samu'el*; ſend, and fetch him Home:
For we will not ſit down until he come.
Strait to the Field a Meſſenger doth run,
To fetch home *David, Jeſſe's* youngeſt Son.
Whom, come, he makes before the prophet ſtand.
Until he had receiv'd the Lord's Command.
That quickly came. The Lord ſaid, This is he:
Anoint him. *Samuel,* with bended Knee,
Takes up his Horn; and on young *David's* Head,
The Conſecrating Oyl doth freely ſhed.

K (die Änderung beginnt erst mit V. 77):

Then to the field a Meſsenger did run
To fetch home David, Jeſse's youngest Son —
Who as he breath'd in Sweet & open Air
His Countenance was Ruddy freſh and fair
His Comly Looks were innocently bold
A Beautious Youth & goodly to behold
Whoſe nimble feet Convey'd him Quickly home
And when he was before the Prophet come
Amidſt his Brethren (that their Eyes might ſee)
The Lord told Samuel plainly: this is he,
Ariſe thou, then ſaid he, & him anoint
Whom to King over Iſr'el I appoint.
Who then obey'd & on Young Davids Head
The Conſecrated Oyl did freely ſhed.

D, V. 71—84:

Sure theſe are not thy all, the Prophet cry'd;
No, One there ſtill remains, old *Jeſs'* reply'd,
My youngest Son; my Shepherd's Place he fills,
And tends his Fleecy Charge on distant Hills.
Send, fetch him, ſaid the Prophet, quickly home,
For we will not ſit down until he come.

A ſpeedy Messenger for *David* flies,
And brings the ſprightly Youth before their Eyes;
A roſy Bloom adorn'd his comely Face,
Sweet to behold, and Manly with a Grace:
Before the Prophet, *Jeſſe* makes him stand,
The Prophet ſoon receiv'd the Lord's Command;
Ariſe, anoint the Youth, for this is he:
And Samuel ſtreight approach'd with bended Knee
Aſſum'd his Horn, and on young *David*'s Head
The conſecrating Oil did freely ſhed.

K erweitert hier den kahlen, schmucklosen Bericht in **A** durch die Beschreibung der äuſseren Erscheinung Davids in vier zusätzlichen Versen, die zwar reichlich klassizistisch gefärbt sind (*comely looks, innocently bold, beauteous youth*), aber durch die gelegentliche Wahl eines kräftigen Wortes (*ruddy*) der Frische nicht entbehren. **D** steigert die klassizistische Note noch, die jetzt schon in Jesses Antwort auftritt (*tends his fleecy charge*). Die Beschreibung Davids ist jetzt in einem einzigen Verspaar zusammengedrängt und besitzt etwas von dem eleganten Naturgefühl, das der beschreibenden Dichtung des Rokokos eigentümlich ist. Im ganzen darf die **D**-Variante als Verbesserung sowohl **A** wie **K** gegenüber betrachtet werden.

f) In gelegentlichen Anmerkungen wird der Bearbeiter von **K** auch zum Sach- und Textkritiker. Es ist interessant zu bemerken, daſs auch in solchen Fällen die vorgeschlagenen Änderungen häufig in **D** wiederkehren.

Als Beispiel diene etwa eine Stelle in II, 8, V. 2216, an der David die Streitkräfte Sauls erkundet.

A: [He] went, in the Ev'ning forth, a View to take
Of *Saul*'s great Hoſt and Obſervation make.

K: . . . In th' Evening forth, a View to take
And of Saul's Army Obſervation make,

mit der Bemerkung: „NB! it don't ſeem proper nor ſtrictly true to call 3000 men an Hoſt, much leſs a great Hoſt."

D: In th' Ev'ning ventured from his Hold to try
Saul's strength and Diſpoſition to descry.

Ähnlich begründet der Korrektor von K eine Änderung in III, 6, V. 2833 f. (Ermordung des Königs Isboset von Israel durch zwei Verräter).

A: 'Twas Summer and the Weather ſultry hot;
The king into his Bed-Chamber was got:
And, being both with *Heat* and *Grief* oppreſt,
Had thrown himſelf upon his Bed to reſt.
Thither at Noon, the two *Aſſaſſines* came
(*Baanah* one's, *Rechab* was th'other's Name).
Their Places give Admittance. In they go,
And, through the well-known Ways, they paſs unto
The Room, where *Iſh-bosheth* ſupinely lay
Upon his Bed. Him on his Bed they ſlay.

K bemerkt zu V. 2841: "I've Left out two lines above; for it Reads Better & whither [sic] their places gave admittance or they well knew the way or not we don't know. However they found him."

Auch D unterdrückt die fraglichen Verse und zeigt in seinen Lesarten Verwandtschaft mit K.

g) Von den in der neuen Vorrede an den Leser (vgl. S. 92) angekündigten *'additions'* enthält das unvollständig erhaltene Exemplar von K nur die Erweiterungen bei der ersten Erwähnung Jonathans (Buch I, Kap. 3), die sich auf etwa vier Zeilen belaufen und in D schwache Spuren hinterlassen haben, sowie eine ausführlichere Behandlung der Bathseba-Episode (Buch III, Kap. 7). Diese letztere Stelle zeigt, wie Ellwood ohne Prüderie heikle Situationen schilderte. K, der Rokokozeit nahegerückt, wollte ihn, freilich mit zweifelhaftem Erfolge, an Kühnheit übertreffen, zugleich aber auch in warnender Predigt ein übriges tun; aber in D obsiegte wieder die strenge Zurückhaltung der Quäkertradition, und die ganze Stelle ist kürzer als in A.

A: V. 2975 (David beobachtet die badende Bathseba):
The Sight ſurpriz'd him. Yet he Pleaſure took
On that *attractive* Object ſtill to look:
For never had he ſeen ſo rare a Creature,
For Shape, Complection, and for lovely Feature.
A *radiant* Beauty ſat upon her Face.
She mov'd her Body with a moving Grace.

Upon her Shoulders hung, in Curls, her Hair,
As well in Colour, as Proportion, *fair.*
All Parts were taking. But I cover thoſe
Which her diſrobed Poſture did diſcloſe.
The Sight ſet *David*'s Nature all on Fire:
His Breaſt inflaming with *undue* Deſire.
He Look't and Burnt: He Burnt and Look't again,
Nor Power had from Looking to refrain.
His *Eyes* betray'd his *Heart.* Now yeild he muſt
Himſelf a *Captive* to unruly Luſt.
Ah! How unſafe it is to let the Eye
Into the Privacies of Women Pry!
How dangerous to let the *Devil* catch
The Mind a *Roving,* from its inward Watch!

K (= 2981 f.) Upon her Shoulders hung in Curls her hair
As well in Colour as proportion fair.
Who had not in that Careleſs[1]) poſture been
Had ſhe ſuppoſ*e*'d th*at* David could have ſeen
But in her Garden private thought to be
No Mortal knowing but her Maid & ſhe
And th*at* no Person but themselves could ſee
This unexpected pleaſing Dazling Sight
Fill'd David's mind with much Confus'd delight.
Rous'd up his paſsion, ſett them all on fire
His Breaſt inflaming with undue deſire.
Hee Look'd he Bluſh'd. he Bluſh'd & Look'd again
Nor had he Pow'r from Looking to refrain.
His Eyes betray(s) his Heart & yeild he muſt
Himſelf a Captive to unruly Lust.
Had David's Mind been truly turned in
Had he like Joſeph been affraid to Sin[2])
Had he beſought the Lord for preſervation
He had eſcaped the force of that temptation.
But oh! unsafe it is to Let the Eye
Into the Privacies ... etc.

D kürzt die Stelle durch Unterdrückung der heiklen Verse 2981—84, während es im übrigen **A** folgt.

[1]) Korrigiert über durchstrichenem *naked.*

[2]) Gen. 39, 9 [= Anm. von **K**].

Ein paar Zeilen weiter, nach V. 3010, hat **K** noch einen anklagenden Exkurs über königliche Mätressenwirtschaft eingeschoben; auch er konnte in **D** keinen Platz finden:

K (nach 3010):

Thus innocently was ſhe then betraid
And Taken in the Snare that Satan laid,
But what are Women .when Such Men attempt —
How can they be from their attacks Exempt
When Kings determine to be Reſolute
Who can withſtand their Pow'r or Wills dispute
So fell Bath-Sheba, So hath many ſince
With great Reluctance yeilded to a Prince.

IV. Zusammenfassung.

Welche Schluſsfolgerungen lassen sich nun aus der Textgestaltung, wie sie uns in **A**, **K** und **D** vorliegt, ziehen?

Es kann m. E. keinem Zweifel unterliegen, daſs **K** durchaus als Vorstufe zu **D** zu betrachten ist. Dafür spricht nicht nur die Tatsache, daſs mehrere Varianten in **K** wörtlich von **D** übernommen wurden, sondern vor allem auch der Umstand, daſs die Varianten in **D** in überwiegender Zahl gerade da auftreten, wo auch **K** geändert hat.

Dürfen wir aber als den Urheber der Korrekturen von **K** so gut wie sicher John Fry von Sutton Benger betrachten, so reicht unser Material nicht aus, auch den Verfasser der **D**-Varianten mit gleicher Sicherheit zu bestimmen. Wahrscheinlich ist es John Fry selbst gewesen, der seine Überarbeitung vor der Drucklegung nochmals gründlich überprüfte und sie einer bewahrsameren und ziemlich folgerichtig durchgeführten Revision unterzog. Vielleicht aber übergab er auch sein Durchschuſsexemplar von **K** einem andern für uns nicht sicher auffindbaren Bearbeiter, der sich dann allerdings auffällig gut in die Gedankengänge Johns vertieft hätte.

Die Abfassungszeit von **K** wird durch das Erscheinungsjahr von **D** (1749) einigermaſsen bestimmt: die erste Revision muſs spätestens 1749 oder 1748 vollendet gewesen sein. Wenn sie sich über mehrere Jahre erstreckte, so war also John Fry damals etwa 44—48 Jahre alt, und in der Tat macht die etwas selbstbewuſste Vorrede und die ganze Bearbeitung **K** durchaus den Eindruck eines Werkes, dessen dichterische Maſs-

stäbe aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stammen. Joseph Fry, sein Sohn, zählte damals aber erst 16—20 Jahre, und seiner Jugend entspricht der bedachtsame Charakter von K weniger. Dagegen mufs es, wie angedeutet, einstweilen noch eine offene Frage bleiben, ob John, der Vater, die endgültige Drucklegung, also die Herstellung von D, schliefslich nicht doch seinem zwanzigjährigen Sohne überliefs (falls nämlich D, wie es am wahrscheinlichsten, nicht vom Vater allein stammt). Hierfür könnte einerseits die Tatsache sprechen, dafs, nach Ausweis des oben abgedruckten Briefes an Francis Fry, in der Familie Fry offenbar eine Tradition herrschte, Joseph, Francis' Grofsvater, habe mit der *Davideis* etwas zu tun gehabt, andrerseits der Umstand, dafs das in D sich ausdrückende Stilgefühl, obwohl es deutlich in Beziehung zu K steht, doch auch einer noch jüngeren Generation angehören könnte.

Im hohen Alter von 70 Jahren hat John Fry d. Ä. noch ein selbständiges biblisches Epos verfafst, die erwähnte *History of Elijah and Elisah*, die nach dem Vorwort etwa 1772 entstanden ist. In dieser Vorrede legt er noch einmal Zeugnis von dem tiefen Eindruck ab, den Verserzählungen von den Taten alttestamentlicher Helden auf sein „Herz und Gedächtnis" ausgeübt haben. Wenn auch Davids Grofstaten und Ellwoods *Davideis* hier nicht namentlich erwähnt werden, so steht es gleichwohl frei zu vermuten, dafs er zu diesem ehrgeizigen Versuche gerade durch das Vorbild des biblischen Gedichtes angeregt wurde, das er so gut kannte und zu dessen Bearbeiter er sich in seinem besten Mannesalter gemacht hatte, das Vorbild des Davidepos des Miltonfreundes und quäkerischen Glaubensgenossen Thomas Ellwood.

Korrekturnote. Nach einer Rundfrage, die der Kurator der gröfsten amerikanischen Quakeriana-Sammlung, Herr R. W. Kelsey zu Haverford College, Haverford, Pa., für mich freundlichst anstellte, gibt es folgende, an führenden Bibliotheken der Vereinigten Staaten nachweisbare amerikanische Ausgaben der *Davideis*: 1. Philadelphia 1760 (B. Franklin and D. Hall), 2. „The Seventh Edition", Wilmington 1764 (J. Adams), 3. Philadelphia 1785 (J. Crukshank), 4. Wilmington 1797 (Johnson & Preston), 5. Philadelphia 1805 (J. Crukshank).

Der 'Smith-Catalogue' kennt nur zwei (bisher noch nicht nachgewiesene) amerikanische Ausgaben: Philadelphia 1754 und Philadelphia o. J. Die erstere dürfte der in Hildeburn, *Issues of the Press in Phildelphia* genannten „Fifth edition corrected — London Printed, Philadelphia Reprinted by James Chattin, 1754" entsprechen.

GIESSEN. WALTHER FISCHER.

SOME NOTES ON CHRISTINA ROSSETTI AND ITALY.

The statements made by the late Sir Edmund Gosse in his *Critical Kit-Kats*[1]) that Christina Rossetti was a perfect Englishwoman, with 'hardly a solitary touch in her work which betrays her transalpine parentage', has been accepted so unconditionally by succeeding critics that there is some danger of faulty statements being reproduced as truth. Curiously enough the same great critic was of the opinion that her brother, the poet-painter Dante Gabriel Rossetti, was an Italian in his poetry and his painting and remained so to the end. But it seems to me that if we persist in thinking of Dante Gabriel as an Italian, we must also do so in the case of Christina.

Christina's youth was spent amidst scenes entirely proper to an Italian home; the intellectual life of the family was — as Dante Gabriel informed Sir Hall Caine at a later date — entirely Italian. The curious may find a vivid picture of the family at home in William Michael Rossetti's *Memoir* prefixed to his elder brother's letters.[2]) For the most part the people to be met there were Italians exiled for political or other reasons and the two subjects discussed were the works of Dante Alighieri and the liberty of Italy. Gabriele Rossetti was a profound Dante scholar and advanced the much disputed opinion that the great Florentine's work was mainly political and anti-papal in its tendencies. His theories caused a good deal of controversy in the intellectual circles of Europe at the time: Joseph Mendelssohn, the eldest son of Moses Mendelssohn, published his *Bericht über Rossettis Ideen zu*

[1]) London 1896, pp. 133—162.

[2]) *D. G. Rossetti, His Family Letters*, edited by W. M. Rossetti, London 1895, pp. 44—56.

einer neuen Erläuterung des Dante (Berlin 1846), Schlegel lectured on the same, and Panizzi caustically confuted them. It is well-nigh impossible that Christina should have been indifferent to such a continuous connection with things Italian.

Her appearance was, in the opinion of her friends, decidedly Italian. Miss Grace Gilchrist, writing in *Good Words*[1]) states: 'In appearance she was Italian, with olive complexion and deep hazel eyes. She possessed, too, the beautiful Italian voice all the Rossettis were gifted with — a voice made up of strange, sweet inflexions which rippled in sustained conversation, making ordinary English words and phrases fall upon the ear with a soft foreign, musical intonation, though she pronounced the words themselves with the purest of English accents.' Mr. Mackenzie Bell[2]) was struck by the same features. 'Indications of her foreign lineage were very noticeable. Not of course that it was discernible in accent, nor even in mere tone or inflexion of voice, certainly it was not markedly observable either in her modes of speech or in her ideas. It was something assuredly there, but . . . it deluded precise definition . . . No one, I think, can fully understand Christina's many-sided personality without taking into account that foreign origin.' Her brother's numerous portraits of her show that as she grew older she became more Italian in appearance.

At the Rossetti home the official language was Italian; Gabriele Rossetti 'always spoke Italian in the family, never English; and his children from the earliest years, as well as his wife, answered in Italian.'[3]) This seems to have been traditional in the family, for in a letter to his father[4]) the dutiful Dante Gabriel excuses himself for writing in English by saying that his Italian is *stentato* (strained) by residence abroad. It is evident that amidst such surroundings the children could not but acquire a thorough mastery of the Italian language and gain some knowledge of Italian literature. The first Italian author whose works they became acquainted with was Dante Alighieri, a fact to which both Dante Gabriel

---

[1]) December, 1896, pp. 822—826.

[2]) *Christina Rossetti: a biographical and critical study.* London 1898, p. 137.

[3]) *D. G. Rossetti: his Family Letters,* vol. I, p. 11.

[4]) Cf. ibid. II, p. 26.

and William Michael bear testimony, though they asseverate with equal conviction that Dante exerted no great influence on them until a later date. 'No doubt our father's Dantesque studies saturated the household air with wafts and rumours of the mighty Alighieri ... but he [D. G. R.] did not think Dante nor lay him to heart. On the contrary, our father's speculations and talk about Dante ... rather alienated my brother than otherwise. With all of us children it was the same.'[1]) Dante Gabriel Rossetti's statement is perhaps still better known. 'The first associations I have are connected with my father's devoted studies, which, from his own point of view have done so much towards the general investigation of Dante's writings. Thus, in those early days, all around me partook of the influence of the great Florentine, till, from viewing it as a natural element, I also, *growing older*, was drawn within the circle.'[2])

William Michael[3]) states that Christina did not study Dante till 1848, and there are abundant evidences at a later date of her intense interest in Dante's works. William Sharp[4]) records an interesting statement in this respect: 'I wish I too could have done something for Dante in England. Maria wrote her fine and helpful book, William's translation of the *"Divina Commedia"* is the best we have, and Gabriel's *"Dante and his Circle"* is a monument of labour that will outlast either. But I have neither the requisite knowledge nor ability'. This last statement is, however, disproved by her excellent little essay entitled *Dante: the Poet illustrated out of the Poem*, which was published in the *Century Magazine* in 1884.

At one time she intended tracing the influence of Italian poets on Spenser for Grosart's edition, but the project fell through on account of ill-health.[5]) As late as March 1892 she wrote a letter to Mr. Patchett Martin, the then editor of *Literary Opinion*, requesting a 'Dante book for review', and stating that 'enthusiasm for my subject might make up for

---

[1]) Cf. ibid. I, p. 63.

[2]) From the Preface to the 1861 edition of *Dante and his Circle*: The works of D. G. Rossetti, London 1911, pp. 283—284.

[3]) Quoted Bell, op. cit. p. 14.

[4]) Fortnightly Review, XXXIX, 1886.

[5]) Cf. a letter from Grosart, quoted Bell, op. cit. pp. 32—33.

scant learning. About two months later, Mr. Martin asked her to review her elder brother's book and received the following answer: 'I do not feel myself the proper person to review D. G. R's *"Dante and his Circle"*, and very likely might break down even over some other writer on a kindred subject, as I am not an expert in such articles.'[1])

Monna Innominata, in the Prefatory Note to which she calls Dante an 'altissima poeta . . . cotanto amante', and Petrarca 'a great though an inferior bard', proves by the variety of the quotations from Dante and Petrarca preceding each sonnet that she must have had an extensive acquaintance with both authors at this time. W. M. Rossetti[2]) states that 'she never cared much for Petrarca, that she scarcely read a dozen lines of Boccaccio, and, though she was very fond of Ariosto, she never read him much on account of improper passages in his work; in her youth Tasso was one of her favourite authors.'

The poet who influenced her most in youth was Pietro Antonio Domenico Buonaventura, better known under the name of Pietro Metastasio.[3]) From the age of 9 to 14 he was her most constant companion and appeared in quotation on the title-page of her first book of verse. She liked his *Clemenza di Tito* much and prized her copy greatly because it was a present from her mother. In 1868 or thereabouts she translated *Amo te solo* from *Clemenza* for Sig. Traventi, the Neapolitan composer, who desired English words to set to music. The translation contains three lines which do not rhyme.

Sir Edmund Gosse also asserts that Christina Rossetti 'had scarcely visited Italy' and that 'in her poetry the landscape and observation are not only English, they are so thoroughly local that I doubt whether there is one touch in them all which proves her to have strayed more than fifty miles from London in any direction.' Christina Rossetti was

---

[1]) Cf. Bell, op. cit. p. 131.
[2]) Quoted Bell, op. cit. p. 319.
[3]) See Landau, *Die italienische Literatur am Österreichischen Hofe*, Wien 1879; and *Prose di Giosuè Carducci*, Bologna 1906, pp. 887—913.

abroad twice, visiting France in 1861, and Italy in 1865.[1]) There is ample evidence in Christina Rossetti's works to refute Gosse's statement concerning the local colouring of her poems, and once or twice she utilises poetically some of the impressions made upon her during her Italian tour.[2]) Sonnet XXII of *Later Life* contains a description of such mountain scenery as does not exist in the South of England. It is also strange that Gosse should have overlooked the poem entitled *En Route* (1865), which is so full of a passionate love of Italy that one is tempted to believe that she had a greater love for Italy than for the land of her birth. The same emotion is perceptible in *Italia, io te saluto*; it is strange that this 'intensely English poetess' never wrote a single impassioned poem to England.

---

[1]) Cf. W. M. Rossetti's Introduction to *Poetical Works of C. Rossetti*, London 1928, p. lvii.

[2]) Cf. e. g. Sonnet XXI of *Later Life* ("Works" pp. 79—80); *Time Flies* under date of 22 August; and a letter to Anne Gilchrist, quoted Bell, op. cit. pp. 45—46.

TRIESTE. B. J. MORSE.

NOCHMALS DIE LEGENDENPROLOGFRAGE.

Eine Entgegnung an V. Langhans.[1]

Ohne die in dieser Zeitschrift[2]) angekündigte Fortsetzung meiner Arbeiten über Chaucers Prolog zur *Legende von Guten Frauen* abzuwarten, hat Victor Langhans es von neuem versucht, gegen meine Auffassung von der Priorität des F-Prologs Sturm zu laufen, die von Forschern vertreten wird, die sich, wie Lowes und Tatlock, ganz eingehend mit der Frage beschäftigt haben, und zu der sich, was V. Langhans[3]) zu notieren vergessen hat, im Jahre 1907 W. W. Skeat in striktem Gegensatz zu seiner im *Oxford Chaucer* verteidigten Ansicht offen bekannt hat.[4]) Da eine Auseinandersetzung zwischen Herrn Langhans und mir als Anhängern grundsätzlich so verschiedener Anschauungen der Sache nur förderlich sein kann, dürfte es jetzt, wo von meiner Seite völlig neue Gesichtspunkte herausgestellt werden können, an der Zeit sein, alle Argumente pro et contra einer letzten gründlichen und umfassenden Prüfung zu unterziehen. Doch werde ich mich an dieser Stelle kurz fassen müssen, da der von der Redaktion der Anglia mir zur Verfügung gestellte Raum für die weitere Erörterung eines der schwierigsten Probleme der Chaucerforschung nur knapp bemessen ist.[5])

Bei der hier folgenden Untersuchung werden wir guttun, V. Langhans' 'extravagant view that the other version [sc. F] is not due to Chaucer, but to a clerkly interpolator'[6]) aufser acht zu lassen, um unter teilweiser Benutzung von Anregungen anderer Gelehrten auf neuen Wegen zur Lösung zu schreiten.

I. Ich bespreche zunächst einen Punkt, der trotz Tatlocks Darlegungen[7]) noch nicht hinreichend geklärt werden konnte, der aber, wie ich jetzt

---

[1]) Die Redaktion schliefst mit der obenstehenden 'Entgegnung' die Diskussion über die Legendenprologfrage. H. M. F.

[2]) Bd. 40, S. 131, Anm. 1 und S. 133.

[3]) Anglia 50, S. 102 oben.

[4]) *The Legend of Good Women by Geoffrey Chaucer. Done into Modern English*, London 1907: Preface S. XIII und XIV.

[5]) Ich beabsichtige, das gesamte Material in den von Morsbach und Hecht herausgegebenen 'Studien zur Englischen Philologie' zu veröffentlichen.

[6]) Brusendorff, *The Chaucer Tradition*, S. 138, note 5.

[7]) *Development* 97 ff.

gefunden habe, ganz zweifellos zeigt, daſs nur Gg die spätere, jüngere Version sein kann.

F 328 macht der Liebesgott dem Dichter den Vorwurf, daſs er — eine Ketzerei gegen sein Gesetz — den Rosenroman übersetzt und von der Creseyde, wie ihm gut dünkte, gesprochen habe, was die Männer veranlasse, den Frauen weniger zu trauen, die doch so treu seien. Das solle er bitter bereuen (F 339/40). — Alceste, die Love gegenüber als des armen Poeten Verteidigerin auftritt, verlangt, er solle schwören (F 435 ff. = Gg 425 ff.), daſs er sich in dieser Weise nicht mehr versündigen werde. Er solle von Frauen dichten, die ihr ganzes Leben treu waren in der Liebe, und solle damit den Liebesgott fördern, wie er in der *Rose* und in *Troilus und Creseyde* Böses gesagt habe (F 440: as muche as he *misseyde*). Sie legt ihm als Buſse für sein Vergehen auf, eine 'glorious Legende' von guten Frauen zu schreiben, die treu waren in der Liebe ihr ganzes Leben lang, und von falschen Männern, die sie verraten haben (F 481 ff. = Gg 471 ff.)

Daſs in diesen Partien des F-Prologs zur Genüge und in voller Anschaulichkeit die guten, treu liebenden Frauen der Creseyde, über die der Dichter nur Böses gesagt habe, gegenübergestellt worden sind, wird niemand bezweifeln.

Sehen wir uns nun die Stelle Gg 267—312 an: 'where Love asks Chaucer why he has not written of good women, and declares that he might have found many such in Valerius, Titus, Claudian, Jerome, Ovid, and Vincent'[1]), so fallen uns hier vor allem zwei Zeilen auf (nicht in F):

Gg 268/9: Why noldest thou as wel han seyd goodnesse
Of wemen, as thou hast seyd wikkednesse?[2]),

die inhaltlich mit den bereits oben erwähnten Versen Gg 427—431 (vgl. *misseyde* in F 440 = Gg 430) = F 437—441 zusammenklingen. Daſs der Dichter in einem und demselben Prolog (Gg) Gedanken, die er schon einmal ausgesprochen hatte, in etwas anderem Zusammenhang in ähnlicher Weise Ausdruck gibt, hat nichts Auffälliges und erscheint uns ganz natürlich. Aber wenn diese Gegenüberstellung von treuer Liebe und Güte einerseits und der Schlechtigkeit der Frauen andrerseits (Gg 268/9 und Gg 427—431) nun ein drittes Mal in demselben Prolog Gg begegnet, und zwar an einem Orte, an dem der F-Prolog einen ganz andern Ideengang entwickelt, dann merken wir auf. In Gg 525—27 heiſst es:

'a ful gret negligence
Was hit to thee, to write unstedfastnesse
Of women, sith thou knowest hir goodnesse'

(vgl. Gg 268/9 *goodnesse — of wemen*!), wohingegen F 537—40 liest:

---

[1]) Tatlock, *Development* 98/99.

[2]) Soviel ich aus der Chaucer-Konkordanz von Tatlock und Kennedy unter *goodnesse* ersehe, begegnet eine ähnliche Gegenüberstellung, wie die von *goodnesse* und *wikkednesse* oder *unstedfastnesse*, nur zweimal bei Chaucer: Gg 268/9 und Gg 526/7.

'a ful gret negligence
Was hit to thee, that ilke tyme thou made
"Hyd, Absolon, thy tresses", in balade,
That thou forgete her in thy song to sette.'[1]

Vergleicht man die Diktion in beiden Prologen, so wird man sich wohl kaum des Eindrucks erwehren können, dafs die Wendung in Gg 525—27 („eine sehr grofse Nachlässigkeit war's von dir, von der Unbeständigkeit der Frauen zu schreiben, da du doch ihre Güte kennst") lange nicht so ungekünstelt klingt, als wenn der Dichter einfach (ähnlich wie schon vorher in Gg 268/69) bemerkt hätte: Dann sagte Love: „Die Königin Alceste hast du nun so gelobt. Aber warum hast du sonst so Schlechtes von den Frauen gesprochen, statt Gutes von ihnen zu reden?" oder etwa: „Was fällt dir ein (cf. what eyleth thee Gg 311), so schlecht von den Frauen zu schreiben, deren Güte dir doch bekannt ist?" Wenn Gg die ursprüngliche Version gewesen wäre, so hätte für Chaucer sicherlich kein Anlafs vorgelegen, ausgerechnet den Reim *negligence*:*presence* zu verwenden, da er sich ja leicht anders hätte ausdrücken können. Natürlich kann man Langhans[2]) darin zustimmen, dafs, soweit es hier auf das Wort *negligence* ankomme, Gg und F beide recht hätten. Aber alles dies trifft noch keineswegs den Kern der Sache. Der Hauptgrund für unsere Einstellung zum Gg-Text als der späteren Version liegt darin, dafs sich die Wiederaufnahme der Gedanken von Gg 268/9 und Gg 427—431 in den Versen Gg 525—27 deutlich als ein sehr starkes Verlegenheitsmoment darstellt. In Gg war in der Ballade gegenüber der Fassung in F, in der das Lied den Refrain: *My lady cometh* ... hat, die Alceste schon genannt worden (*Alceste is here* ...), so dafs der Gg-Text sich an der F 537—540 entsprechenden Stelle zu einer Änderung gezwungen sah. Um nicht auf das gute Reimwort *negligence* in F 537 zu *presence* (F 536) verzichten zu müssen[3]), nimmt Chaucer seine Zuflucht zu einem Aushilfsmittel, das nach den obigen Ausführungen und noch aus einem andern Grunde deutlich als solches erkennbar ist. Kaum hat der Dichter nämlich unmittelbar vor Gg 525—27 in Gg 508, 510, 514 die Alceste wegen ihrer *goodnesse* und *grete bountee* gepriesen, so fängt er wieder an, wie früher in Gg 268/9, mit dem Gegensatz von *goodnesse* und *unstedfastnesse* der Frauen zu jonglieren, und am Schlusse dieser Auseinadersetzung ist ihm die Alceste nicht, wie in F 542—43 'kalender ... to any woman that wol lover be', sondern wieder 'kalender ... of goodnesse' (Gg 533—34)! Das 'Let be the chaf,

---

[1]) Zur Verbindung von *negligence* und *forgete* vgl. Knight's Tale, A 1881 ff.:

I trowe men wolde deme it necligence
If I forgete to tellen the dispence
Of Theseus ...

[2]) Anglia 51, 326.

[3]) 'The line in which it occurs is the last of a long passage in which probably only one of the differences between the versions is due to Chaucer; to alter the word would have required re-casting of the whole couplet of which it is one of the rhymes.' Tatlock, *Development* 97/8.

and wryt wel of the corn' (Gg 529) nimmt wieder auf, was Chaucer in ähnlichem Zusammenhang in der langen F gegenüber eingeschobenen Stelle Gg 261—312 gesagt hatte:

> 'But yit I sey what eyleth thee to wryte
> The draf of stories, and forgo the corn?' Gg 311/12.

Zu der Wendung Gg 531 'And leten Criseide been a-slepe and reste' kommt er von F 547 (= Gg 537): 'Thy litel wit was thilke tyme a-slepe', so daſs wir gegenüber dem einmaligen *a-slepe* (F 547) in Gg kurz hintereinander, Gg 531 und 537, dasselbe Wort zweimal vom Dichter gebraucht finden. Tatlock hat, wie ich hier zum ersten Male darlegen konnte, mit seiner Ansicht recht behalten, daſs 'F 537—40 and Gg 525—27 form a case where the superiority of F actually suggests that Gg is the later.'[1])

II. Daſs nur F die ursprüngliche Version sein kann, weil eine ganz natürliche Gedankenfolge in F im Gg-Prolog unterbrochen wird, zeigt das folgende Beispiel. Auch hier ist der Kern der Sache nicht erfaſst worden.[2]) In F 33 ff. sagt der Dichter, daſs ihn von den Büchern kein 'game' abbringe, auſser, es sei selten einmal am heiligen Tag (Festtag); sicher ausgenommen, wenn der Monat Mai gekommen ist ... und die Blumen zu sprieſsen beginnen.[3]) Wenn dann im F-Prolog 103 ff. (nicht in Gg!) weiter davon gesprochen wird, daſs der Dichter bei der Auferstehung der Blume sein wolle (F 110/11), nachdem kurz vorher (F 108) als Datum 'the firste morwe of May' genannt war, so erhellt hieraus ganz deutlich, daſs Chaucer in F den 1. Mai als die Zeit des Wiederauflebens der winterlichen Erde gekennzeichnet wissen wollte.[4]) An den Gedanken des 1. Mai und der '*resurrectioun*' der Blume schlieſst sich dann weiter an die Schilderung des Frühlings, der auf den Winter folgt, F 125 ff.: „Vergessen hatte die Erde ihren 'poore estat' des Winters, der sie nackt und tot gemacht hatte.

---

[1]) *Development* 97. Wäre die Gg-Version allein als Werk Chaucers erhalten geblieben, so müſste man sich mit der Fassung in Gg 525—27 abfinden, wobei aber immer noch neben der gedanklichen Wiederholung das Ungewöhnliche des Ausdrucks 'eine sehr groſse Nachlässigkeit war's von dir, von Unbeständigkeit der Frauen zu schreiben ...' auffallen würde. Das Bestehen eines zweiten Textes (F) zwingt zum Vergleich von F und Gg. Und dieser Vergleich hat nicht nur mich, sondern auch andere Forscher genötigt, in F das Prius zu erblicken. Wie auſserordentlich stark übertrieben V. Langhans' Behauptung ist, daſs der F-Prolog, dessen Schwächen und Unzulänglichkeiten als Kennzeichen eines ersten, rasch komponierten Entwurfes m. E. seine unleugbaren Schönheiten nur heller erstrahlen lassen, ein 'nonsense' sei, habe ich an Hand der Stelle F 60—65 (anders in Gg) dargelegt (Anglia Bd. 39, S. 133, Anm. 2). Zwischen F 64—65 und den vorhergehenden Versen besteht kein Widerspruch.

[2]) Vgl. Langhans, *Untersuchungen zu Chaucer* 209/10.

[3]) Gg 35/36 hat hier: „auſser es sei entweder am heiligen Tag, oder sonst in der schönen Maienzeit."

[4]) Daſs 'after winter folweth grene May', lesen wir in *Troilus* III, 1062.

Nun hat die milde Sonne all das zum Leben erweckt[1]), was nackt war, und es wieder neu gekleidet.“ In diese in F ganz logisch und klar aufgebaute Verbindung der Verse F 33 ff., F 103 ff., F 125 ff., in die Vorstellung des 1. Mai als Zeitpunkt des Beginns einer neuen Jahreszeit[2]) nach dem Winter, platzt der Gg-Prolog — bei dem die ganze F 103—118 entsprechende Stelle fehlt, und weder der 1. Mai noch die Auferstehung der Blume erwähnt wird — mit seinem „Als der Monat Mai fast vergangen war“ (Gg 89), den Zusammenhang völlig zerreifsend, mitten hinein — und zwar aus einem ganz bestimmten, bisher noch nicht erkannten Grunde, über den bei einer andern Gelegenheit später noch einmal zu sprechen sein wird.

III. Die Richard-Anna-Theorie. Naturgemäfs können hier bei der grofsen Fülle des Stoffes nur Hauptpunkte, von denen jeder einzelne eine eingehende Behandlung verdient, skizziert und gestreift werden. Ein ganz klares Bild wird sich erst ergeben, wenn das vollständige Material in geordneter und in sich geschlossener Gedankenführung vorliegt. Bis dahin werden sich die Kritiker gedulden müssen.

1. Das *daisy* kann auch bei Chaucer (aber nur im F-Prolog) als eine Sonnenblume aufgefafst werden. Den langen Tag sieht der Dichter auf das *daisy*, das Tagauge[3]). Hier schimmert die alte Gleichsetzung von Auge und Licht durch. Der Vergleich des *daisy* = Tagauge mit dem Licht des Tages, der Sonne, liegt offenbar in dem Strahlen und Leuchten der Blume.[4]) ‘She is the clernesse and the verray light’[5]) wird daher

---

[1]) Das zum Leben Gewecktwerden der toten Erde durch die Sonne (*releved* F 128 = *revived*) stimmt zu der Vorstellung von der Auferstehung der Blume am 1. Mai, ‘whan that it shuld unclose — agayn the sonne’ F 108—112; wie die Erde, ersteht das *daisy* vom winterlichen Tode zu neuem Leben auf (aber so nur in F, nicht in Gg).

[2]) Wenn der Mai gekommen ist, beginnen die Blumen zu spriefsen. (F 36—38). In Gg 38 ist das „wenn die Blumen zu spriefsen beginnen“ auf Gg 36 ‘or elles in the joly time of May’ bezogen.

[3]) Cf. F 180—184; ‘that wel by reson men hit calle may — The dayesye or elles the ‘ye of day’, F 183/84, nicht in Gg. — Das Tagauge strahlt ihm entgegen.

[4]) Skeat, note zu F 43: ‘The primary meaning of *dæges êage* is doubtless the *sun*; the daisy is named from its supposed likeness to the sun [Das daisy ist eine Sonnenblume, weil es wie eine Sonne aussieht. So ist ja auch z. B. der Himmel ein Zelt, weil er wie ein Zelt anzusehen ist.], the white petals being the rays and the yellow centre the sun's sphere.’

[5]) Das „reizende Wortspiel zwischen *daisy* und *dayis ye, dayis lyght*“ in Gg (nicht in F 63/64), von dem V. Langhans, *Untersuchungen zu Chaucer* S. 90 spricht, erscheint mir als eine Reminiszenz aus dem F-Prolog und als Anklang an die obige Stelle F 84. — Zu Sonne als ‘the hevenes ye, the nightes fo’ vergleiche *Troilus* II, 904/5. ‘The name *day's eye*, which was also applied by Lydgate to the sun’, Skeat, *Chaucerian . . . pieces*, S. 539, Note zu 22/23.

folgerichtig von der *daisy-lady* in F 84 (nicht Gg) gesagt, und mit Recht nennt der sonnengekrönte, strahlende[1]) Liebesgott (so in F 230, anders in Gg) das *daisy*, die Sonnenblume, seine Blume.[2]) In F 64/65 (nicht in Gg) heifst es von der daisy-Blume: „Ihr Antlitz ist voll ausgebreitet in dem Glanz der Sonne, denn dort wird sie sich erschliefsen." Sie entfaltet sich der Sonne entgegen, F 111/12 (nicht in Gg). Wenn die Sonne, das Auge des Tages, ihre Lider öffnet, ihre Strahlen entfaltet, dann öffnet auch das *daisy* seine Blütenstrahlen.[3])

2. *Unclose* in F. In F 60—65 (Gg 51—53 ähnlich F 60—63) geht die Blume zur Ruhe aus Furcht vor der Nacht, so hafst sie die Dunkelheit (sie liebt also das Licht!). 'Her chere is pleynly sprad in the brightnesse — Of the sonne, for ther hit wol unclose' (F 64—65, nicht in Gg). Dieses *unclose* begegnet dreimal, in F 65, 111, 117, wird also betont, findet sich aber nirgends im Gg-Prolog. Die Interpretation aller hierfür in Frage kommenden Stellen von F (F 48, 64/65, 111/12, 117, 202) gegenüber Gg zeigt, dafs das Verhältnis der reinen Sonne[4]) zu der reinen Sonnenblume, dem *daisy*, ein anderes und weit tieferes ist als in Gg. Sonne und *daisy* sind Abbild der Darstellung des Verhältnisses von Gott und Seele. [Liegt in der Wendung *unclose* eine sexuelle Andeutung vor?[5])] Dieses geistige Verhältnis ist nun an sich das, was das Paradies bedeutet. Love und Alceste erscheinen dem Dichter im Traum, kommen aber aus dem Paradiese (F 563/64, nicht in Gg). Der Dichter will sagen: Das Verhältnis von Gott und Seele, wie es in reiner Geistigkeit Inhalt der Paradiesesherrlichkeit war und in der Paradiesehe zwischen Love und Alceste weiterbesteht, ist im irdischen Paradiese verwirklicht in der reinen Ehe zwischen König Richard und der daisy-Anna. Richards Hauptbadge war die Sonne; ebenso ist die Königin Anna, die wegen ihrer grofsen Güte bekannt und berühmt war, in der Blume reinster Güte, dem *daisy* mit seiner weifsen Krone, deutlich gekennzeichnet. Nur in F[6]), nicht in Gg, verherrlicht der Dichter eine *daisy-lady*.[7])

---

[1]) Mit der Sonne leuchtete sein Gesicht so hell; cf. F 230 ff.:
'His gilte heer was corouned with a sonne ...
Therwith me thoughte his face shoon so brighte.'

[2]) 'What dostow heer so nigh myn owne flour ...'. F 315/16, wo Gg liest: 'in my presence'.

[3]) Cf. Scott, *Monastery* XX: The eye of day hath opened its lids.

[4]) Sonne Sinnbild der Reinheit (Hohelied).

[5]) Die seelische Verbindung in der Ehe ist nach mittelalterlicher Auffassung Sinnbild der Gemeinschaft zwischen Gott und Menschenseele; cf. Wechfsler, *Kulturproblem des Minnesangs* S. 318. — „Gott ist der Seele Leben und Geliebter, sie ihm Ebenbild und Braut" (St. Bernhard).

[6]) Vgl. F 84 ff.: 'She is the clernesse and the verray light that in this derke worlde me wynt and ledeth ...'

[7]) 'In F, the poet worships an individual flower, while in Gg this individual worship is removed by the expression of the poet's admiration ... for daisies in general without any symbolism'. Griffith, *An Interpretation of Chaucer's Leg. G. W.* 33.

3. Die weiſse Krone der Alceste. Irdische Könige und Königinnen tragen niemals eine weiſse, sondern eine goldene Krone. Die weiſse Krone der Alceste (häufig betont in F und Gg), ebenso wie die Sonnenkrone in F 230/31 (nicht so in Gg!), wo ausdrücklich gesagt wird, daſs das goldene Haar des Liebesgottes mit einer Sonne, statt mit einer Krone aus Gold geschmückt war, weisen die Königin Alceste und ihren Gemahl Love sofort als himmlische, überirdische Gestalten dem Paradiese zu. In F besteht also eine natürliche Beziehung zwischen den Kronen Loves und Alcestes zu dem Land des Lichtes, dem Paradiese, während in Gg diese Verbindung durch den Fortfall der Sonnenkrone Loves und der Anspielung auf das Paradies gelöst wird. Bleiben muſste in Gg nur die weiſse Krone der Alceste, um die Parallele zwischen dem Aussehen des *daisy* und der Königin Alceste nicht zu verwischen (F 213—25 = Gg 145—57). Der F-Prolog erweist sich als eine Apotheose König Richards und seiner Gemahlin Anna, die himmlischen, göttlichen Ursprungs sind[1]), Abbilder des sonnengekrönten Liebesgottes und der daisy-Alceste mit ihrer weiſsen Krone der Güte. Die Parallele Love-Alceste und Richard-Anna wird durch „die poetische Illusion des Traumes, d. h. durch eine besondere Art des künstlerischen Spiels“ gewonnen.

4. Im Anschluſs an die *'ladies nyntene'* (F 283), das Spiel Chaucers mit der Zahl 20 (vgl. auch F 559, nicht in Gg), die Nativität, die für Anna paſst (F 112—14, nicht in Gg), und an andere Stellen des F-Prologs wird sich die Beziehung des F-Prologs auf die Königin Anna mit Sicherheit erweisen lassen (F 518/9, F 499 ff. etc.).

IV. Die Isabellen-Theorie. Warum hat Chaucer später den Legendenprolog 1396 (als terminus a quo) umgearbeitet? Die Antwort ergibt sich in der Hauptsache aus der Art der Umarbeitung. Die Änderungen im Gg-Prolog gegenüber F traten ein mit Rücksicht auf die neue Ehe König Richards mit dem siebenjährigen Königskinde Isabella von Frankreich, doch wurde in Gg nur soviel entfernt oder geändert, daſs der Prolog bestehen bleiben konnte. In engstem Zusammenhang mit der Frage der Revision des F-Textes steht die auffallende Tatsache, daſs der Strahlenkranz des Liebesgottes in F 230 in Gg 160/61 durch einen Rosen-Lilienkranz ersetzt wird. Gg ist keine 'rededication'!

Nachtrag

Da nach meinen Feststellungen Richards II. Livreefarbe grün (oder grün-weiſs) und die Farbe der Maienliebe (Deschamps!) ebenfalls grün war, so ergibt sich folgendes Bild: Wie Alceste in die Livreefarbe grün des Liebesgottes, ihres Gemahls, gekleidet ist, so die Maikönigin und Liebesgöttin Anna in die Livreefarbe ihres Gemahls, des Liebesgottes und Maikönigs Richard. Loves und Richards goldenes Haar sind in dichterischer Auffassung mit einer Sonnenkrone, dem weiſsen Strahlenkranz[2]),

[1]) Worauf 'As to myn erthly god, to yow I calle' in F 95 (nicht in Gg) hinzuweisen scheint.

[2]) Boece III, Metrum 10 [970] spricht von den 'white beemes of the sonne.'

geschmückt, Alceste und 'good queen Anne' mit der weifsen Krone der reinsten Güte.[1]) Das Liebespaar Love und Alceste lebt im Paradiese in reinster Ehe, der sog. Paradiesehe, wie sie im ursprünglichen Paradiese von Gott eingesetzt war, 'er that synne bigan' (Parson's Tale 920). Nach Chaucers Quelle für das Vogelparlament, Alanus[2]), entstammt der (eheliche!) Cupido der Verbindung von Hymenäus und Venus, und so sind auch Love und Alceste als himmlisches, in reinster Paradiesherrlichkeit lebendes, heiliges Ehepaar zu betrachten.[3])

---

[1]) Die milde Königin gegenüber dem strengen König.
[2]) *De planctu naturae*; bei Wright S. 481.
[3]) Loves Mutter ist seynt Venus (F 338, Gg 313).

Berlin-Weissensee. Hugo Lange.

STUDIEN ZUM PRÄPOSITIONALEN INFINITIV UND AKKUSATIV MIT DEM *TO*-INFINITIV.

I. Teil: Der *to*-Infinitiv.

Einleitung: Problemstellung und Stand der Forschung.

Von wenigen Fällen abgesehen ist im Ne. der Infinitiv in allen Verwendungsarten von der Präposition *to* begleitet. Hinsichtlich des Bedeutungsgehaltes dieser Präposition ist zu unterscheiden, ob sie in ihrer ursprünglichen, Richtung, Zweck, Absicht bezeichnenden Bedeutung steht, oder ob sie zum rein formalen Bindeglied geworden ist. In letzterem Falle begleitet sie den Infinitiv in all den Fällen, in denen sein syntaktisches Verhältnis zu einer übergeordneten Satzaussage das einer mehr oder weniger engen Ergänzung ist, und dient zur Kennzeichnung der relativen Selbständigkeit des Infinitivs im Gegensatz zu dem mit dem zugehörigen Prädikatsverbum zu einer Art Kompositum verschmelzenden reinen Infinitiv. Historisch gesehen ist der *to*-Infinitiv in beiden Verwendungsarten das Ergebnis einer langen Entwicklung, denn die älteste Sprache, die als Ergänzung nur den reinen Infinitiv verwandte, setzte ihn in weitem Maſse auch dort, wo noch heute die Präposition in ihrer vollen alten Bedeutungskraft steht. Diese Ausbreitung des präpositionalen Infinitivs bei gleichzeitigem Zurückweichen des reinen ist eine gemeingermanische Erscheinung: vom Gotischen ausgehend ist die Präposition in stetem Vordringen begriffen, und auch heute ist dieser Entwicklungsprozeſs noch nicht abgeschlossen.

Das Gebiet, über das sich der präpositionale Infinitiv allmählich ausgebreitet hat, ist in den einzelnen Sprachen verschieden. Am weitesten ist — auſser im Nordischen[1]) — die

[1]) Im Nordischen steht die Präposition *at* bei ausgeprägter nominaler Bedeutung des Infinitivs als Subjekt, Objekt bei Verben, Substantiven und Adjektiven; ferner wenn der Infinitiv Absicht oder Folge bezeichnet. Ohne

Entwicklung im Englischen gediehen. Während im Deutschen der reine Infinitiv durch das Vermögen, als echtes Substantiv mit nur dem Substantiv zukommenden Ergänzungen aufzutreten, neues Gebiet gewonnen hat, ist er im Englischen heute völlig auf die Vertretung der verbalen Seite des Infinitivs eingeschränkt worden, und die Entfaltung seiner nominalen Natur ist ausschliefslich dem präpositionalen Infinitiv zugefallen.[1]) Die Faktoren, die diese Entwicklung herbeigeführt haben, sind also zu einem Teil gemeingermanisch, während die Grenzen, bis zu denen diese Verschiebung vor sich gegangen ist, in der Struktur jeder Einzelsprache begründet sind.

Die Ausbildung der rein formalen Funktion der Präposition *to* beim englischen Infinitiv ist bis jetzt noch nicht zusammenhängend dargestellt worden. Im einzelnen und meist ohne Verbindung miteinander führt die heutige Literatur in erster Linie Analogiebildung und Konstruktionsmischung[2]), ferner Erfordernisse des Prosarhythmus[3]), auch ausländischen Ein-

---

at steht der Infinitiv bei den Hilfsverben *munu, skulu, mega, vilja* und im Akkusativ mit dem Infinitiv. Sehr häufig fehlt auch *at* nach *kunna, þora, verða* und gewöhnlich nach *gera*, wenn es umschreibend steht, ferner nach *biðja, beiða* und *láta*. In der Poesie kann *at* in den eben behandelten Fällen fehlen. Vgl. M. Nygaard, *Norrøn Syntax* 1905, § 222—225.

[1]) Hier steht der *to*-Infinitiv in Konkurrenz mit dem Gerundium, vor dem er nur in Abhängigkeit von Präpositionen völlig zurückgewichen ist. Vgl. die Gegenüberstellung beider in ihren einzelnen Verwendungsarten bei H. Willert, *Vom Gerundium*, Englische Studien 35 (1905), S. 376 f. — Willert irrt, wenn er angesichts solch weitgehender Übereinstimmung in der syntaktischen Verwendung beider den *to*-Infinitiv [in seinem Aufsatz *Vom substantivischen Infinitiv*, Englische Studien 48 (1914/15), S. 246 ff.] als Vertreter der verbalen von dem Gerundium als Vertreter der nominalen Seite des Infinitivs abheben zu sollen glaubt. Denn die Bezeichnung „Infinitiv in nominaler Funktion" kann doch nur darin ihren Sinn haben, dafs der Infinitiv in solchen Stellungen verwendet wird, in denen sonst ein echtes Substantiv steht, und das gilt ebenso für das Gerundium wie für den präpositionalen Infinitiv.

[2]) So besonders Deutschbein, *System der neuenglischen Syntax*[2], 1926, S. 155 ff.

[3]) Vgl. u. a. W. Franz, *Shakespeare-Grammatik*[3], 1924, S. 534; P. F. van Draat, *Rhythm in English Prose*, Anglistische Forschungen 29 (1910), S. 73 ff.; auch J. Bihl, *Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower*, Anglistische Forschungen 50 (1916), S. 223 ff. Solche Einwirkungen des Rhythmus können nur sekundär gewesen sein und sich nur auf jeweils bestimmte Verbindungen erstreckt haben. Die

flufs[1]) als treibende Kräfte an. Auch auf die Bedeutung des Flexionsschwundes ist schon vereinzelt hingewiesen worden.[2])

Aber einerseits haben alle diese Faktoren erst in ihrem Zusammenwirken und jeder zu seiner Zeit und zu seinem Teil auf die Differenzierung des reinen und präpositionalen Infinitivs im Ne. hingewirkt, andererseits ist mit ihnen noch nicht alles erklärt. So reicht keiner von diesen Erklärungsgründen zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung aus, dafs der Infinitiv, sobald er wirklich als Subjekt aufzutreten beginnt, sofort von der Präposition *to* begleitet ist.[3]) Und gerade da, wo ein solcher *to*-Infinitiv wirklich als Subjekt gefühlt wurde, mufs ein Hauptanstofs zu der weiteren Entwicklung gegeben gewesen sein. Warum der Infinitiv die Fähigkeit zu ausgesprochen substantivischer Verwendung, wozu sich Ansätze im Me. tatsächlich finden, nicht wie im Deutschen weiter ausgebildet hat, und wieweit hierin ein neuer Antrieb zu der ne. Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs lag, bedarf ebenso noch der Erklärung wie die Tatsache, dafs der im 14. Jahrhundert neu wieder auftretende Akkusativ mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens sofort die Präposition *to* zu sich nahm, während im Deutschen die Hinzufügung der Präposition *zu* diese Konstruktion um nichts gebräuchlicher hat machen können. Ausländischen Einflufs zu vermuten ist zum mindesten bedenklich, solange nicht alle auf einheimischem Boden liegenden Erklärungsmöglichkeiten erschöpft sind.[4])

---

prinzipielle Frage, was überhaupt die Veranlassung dazu war, dafs der präpositionale Infinitiv sein Gebiet überschritt, ist sicherlich kein solches aus dem Problemgebiet des Rhythmus.

[1]) So Krüger, *Syntax der englischen Sprache* IV, S. 1173 ff.

[2]) Vgl. E. A. Abbott, *A Shakespearian Grammar*, 1905, S. 248; W. Franz a. a. O. S. 534; H. Sweet, *A New English Grammar*, II (1898), S. 118.

[3]) Deutschbein bringt auffälligerweise nichts über die Ausbildung des präpositionalen Infinitivs als Satzsubjekt, als welches er doch sicherlich nie in seiner ursprünglich „dativisch-lokativischen" Bedeutung gestanden hat.

[4]) Die Ähnlichkeit der englischen Verhältnisse beim Infinitiv mit den entsprechenden nordischen fällt allerdings auf. Aber auch die nordische Verteilung ist ihrerseits erst das Ergebnis einer Entwicklung, die nur früher als die englische zum Abschlufs gelangt ist. Ob in Einzelfällen die einheimische Entwicklungstendenz von nordischer Seite her verstärkt ist, läfst sich heute nur schwer abschätzen.

Jede Arbeit über Probleme der historischen Syntax des Infinitivs im Englischen hat von der umfassenden Monographie Morgan Callaways über den Infinitiv im Ae. auszugehen.[1]) So dankenswert aber auch die genaue und erschöpfende Darbietung des Materials ist, und so grofse Verdienste die Arbeit in anderer Hinsicht hat, das Problem des Verhältnisses des reinen Infinitivs zum flektierten, „der Kernpunkt der ganzen Frage", wie es einer der Rezensenten mit Recht genannt hat[2]), ist von Callaway nicht gelöst worden. Schon in der Anlage des Buches lagen bedeutende Erschwerungen für eine Lösung dieses Problems. Indem Callaway es unternimmt, sämtliche im Ae. vorkommenden Infinitive, gleichgültig ob mit oder ohne Präposition, unter der modernen Sprache entnommene Kategorien[3]) einzuordnen, um dann zu untersuchen, welche von den modernen Verwendungsarten des Infinitivs schon zu ae. Zeit zu belegen sind, trübt ihm diese rein logisch-systematische Anordnung den Blick für die historischen Tendenzen, die diese modernen Verwendungsarten erst entwickelt haben. Im modernen sprachlichen Denken befangen, beachtet Callaway viel zu wenig, dafs unter Umständen Tatbestände der alten Sprache, die scheinbar solchen des modernen Sprachguts gleichzusetzen sind, dennoch syntaktisch ganz anders aufgefafst werden müssen. Auch stellt er nicht die Frage, ob wirklich alle im Ae. angetroffenen Verwendungsarten ursprünglich sind. Indem Callaway bei seinen Erklärungen davon ausgeht, welcher Infinitiv „logisch", das heifst im Grunde gemäfs den Forderungen der Elementargrammatik zu erwarten ist, versperrt er sich den Weg zu der Erkenntnis, dafs in der Entwicklung einer Sprache zu allen Zeiten „alogische", nur historisch zu erklärende Gebilde auftreten, die entweder

---

[1]) Morgan Callaway, *The Infinitive in Anglo-Saxon* 1913 [Carnegie Institution of Washington Publication 167]. — Rezensionen besonders von E. Einenkel, Anglia Beiblatt 25 (1914), S. 129ff.; W. Franz, Englische Studien 49 (1915/16), S. 115ff.; beide zustimmend. Scharf ablehnend O. Behaghel, Literaturbl. für germ. u. rom. Philologie 37 (1916), S. 357f. — Bei Callaway auch vollständige Bibliographie der bis dahin erschienenen Arbeiten über den Infinitiv. Nach ihm ist nichts Gröfseres mehr erschienen; was noch vorliegt und hier benutzt ist, ist jeweils an seiner Stelle angeführt.

[2]) W. Franz in seiner Rezension a. a. O. S. 116.

[3]) „Subjektiver Infinitiv", „objektiver Infinitiv", „kausaler Infinitiv", „konsekutiver Infinitiv" u. a.

wieder verschwinden oder die Ursache zu syntaktischen Umformungen bilden. Eine präpositionale Verbindung, wie sie der *to*-Infinitiv darstellt, in der Verwendung als Subjekt etwa ist ein solches alogisches Gebilde, und die Sprache mufs sie eine Zeitlang als solches empfunden haben. Callaways Erklärung, dafs der präpositionale Infinitiv den ursprünglich als Subjekt allein berechtigten reinen Infinitiv unter Einflufs der sonst den Dativ regierenden Adjektive verdrängt habe, kann schon deshalb nicht zugestimmt werden, weil nicht einzusehen ist, wie schon in der ältesten Poesie der im ganzen noch sehr seltene präpositionale Infinitiv gerade da den reinen hätte verdrängen sollen, wo es nur unter Verwirrung des Gefühls für die syntaktischen Funktionen der einzelnen Satzaussagen hätte möglich sein können. Man müfste denn eine weitgehende Abschwächung der Präposition *to* schon zu so früher Zeit annehmen, die notwendigerweise auch auf die Verwendung des präpositionalen Infinitivs in anderen Stellungen von Einflufs hätte sein müssen.[1]) Dafür kann aber kein Beweis erbracht werden. Und schliefslich wäre noch zu erklären, wie der reine Infinitiv, der seinem Ursprung nach ausschliefslich Ergänzung irgendwelcher Satzaussagen ist, überhaupt zu der Bedeutung eines Satzsubjektes gelangen konnte. Denn das wiederum setzt eine gewisse Nominalisierung des Infinitivs voraus, wie sie das Ae., aufser beim präpositionalen Infinitiv in den von Haus aus ihm zukommenden Stellungen, nirgends aufweist.

Die Entwicklung ist gerade umgekehrt verlaufen. Weil der präpositionale Infinitiv, aber zu viel späterer Zeit, als Callaway und andere annehmen, und ohne auf einen hier primär stehenden reinen Infinitiv zu stofsen, allmählich infolge einer Verschiebung in der Auffassung des syntaktischen Verhältnisses einzelner Satzglieder zueinander in die Bedeutung als Subjekt hineinwuchs, ergab sich für die Sprache eine alogische Verbindung, die sie durch Umgestaltung der syntaktischen Funktion der Präposition in dieser Stellung wieder beseitigte. Das spätere analoge Nachdrängen des reinen

---

[1]) Schon A. Denecke, *Der Gebrauch des Infinitivs bei den ahd. Übersetzern*, Diss. Leipzig 1880, S. 55 hebt mit Recht hervor, dafs den ahd. Übersetzern die Bedeutung des präpositionalen Infinitivs noch stets geläufig war. Im Ae. ist es genau so gewesen.

Infinitivs — wozu sich bedeutende Ansätze tatsächlich zeigen und das im Deutschen zu der Verwendung des reinen Infinitivs als Satzsubjekt bis heute geführt hat — hat den *to*-Infinitiv im Englischen deshalb wenig berühren können, weil die Abschwächung der Präposition inzwischen aus anderen Gründen weitere Fortschritte gemacht hatte.[1])

Man hat überhaupt, von der modernen Sprache ausgehend, viel zu oft in präpositionalen Infinitiven der alten Sprache „subjektive" oder „objektive" Infinitive erkennen wollen. Die erste Forderung, die man bei dem Versuch, die Verteilung der beiden Infinitivformen in ihren einzelnen Verwendungen zu erklären, aufzustellen hat, ist: stets von der Grundbedeutung der in Frage stehenden Konstruktion auszugehen. Und seiner Grundbedeutung nach ist der *to*-Infinitiv nichts als eine adverbiale Bestimmung und unterscheidet sich nirgends von der Verbindung der Präposition *to* mit dem Dativ eines Substantivs.[2]) Dementsprechend muſs auch sein ursprünglicher Gebrauch gewesen sein. Für eine Betrachtung der Weiterentwicklung des *to*-Infinitivs kann nur dieser ursprüngliche Gebrauch der Ausgangspunkt sein. In allen zweifelhaften Fällen, die über diesen ursprünglichen und sinngemäſsen Gebrauch hinauszugehen scheinen, hat man sich demnach zuerst zu fragen, ob nicht für die alte Sprache etwa bei anderer syntaktischer Auffassung das Bewuſstsein für diese Grundbedeutung noch lebendig war, und daraufhin erst, wie aus dieser ursprünglichen Verwendung die neue sich hat entwickeln können. Die nach solchen Prinzipien geführte Untersuchung wird erweisen, daſs von einer nennenswerten Ausdehnung des präpositionalen Infinitivs über sein eigentliches Gebiet hinaus in ae. Zeit noch keine Rede sein kann.

Es muſs daher die Frage der Entstehung und Ausbreitung des *to*-Infinitivs auch für die ae. Zeit hier noch einmal im Zusammenhang aufgerollt werden, allerdings nunmehr, dem Zweck dieser Arbeit entsprechend, mit der ausdrücklichen Beschränkung auf solche Verwendungsarten, in denen die Präposition allmählich verblaſst und zum formalen Bindeglied

---

[1]) Genauer ist dies in den Kapiteln 2 und 3 ausgeführt.

[2]) Vgl. Behaghel in seiner Rezension des Buches von Callaway. — Ähnlich Willert, *Vom Infinitiv mit to*, Englische Studien 43 (1910/11), S. 104.

geworden ist, und zeitlich nur bis zu der Sprachperiode, in der diese Entwicklung entschieden ist. In der stillschweigenden Voraussetzung, daſs Callaways erschöpfende Materialsammlung überall zur Hand ist, brauchen Beispiele hier nur in beschränkter Zahl gegeben zu werden. Andererseits werden gelegentliche Wiederholungen sich nicht ganz vermeiden lassen. Besonders auch hinsichtlich der gemeingermanischen Tendenzen zur Ausbreitung des präpositionalen Infinitivs kann es sich gegenüber dem, was die groſsen deutschen Grammatiken allgemein ausgeführt haben, hier oft nur um die Exemplifizierung an dem Tatsachenmaterial eines germanischen Einzeldialekts, wie es das Ae. ist, handeln. Besonders die Grammatik von Otto Behaghel[1]) — die neueste ihrer Art — ist mit groſsem Nutzen herangezogen worden.

Die Entwicklung zu der ne. Verteilung hin zwischen reinem und präpositionalem Infinitiv vollzieht sich in drei Stufen.[2]) In der ersten, die bis zum Ende der ae. Zeit gesetzt werden kann, dringt der *to*-Infinitiv in alle diejenigen Verwendungen ein, in denen der reine Infinitiv der noch lebendig gefühlten Grundbedeutung nicht mehr völlig angemessen erscheint, ohne hier jedoch ganz zu verschwinden. Andererseits beginnt der präpositionale Infinitiv über dieses sein eigentliches Gebiet stellenweise schon hinauszugehen und gelegentlich in solchen Verwendungen aufzutreten, in denen die Grundbedeutung der Präposition allmählich verblaſst (Infinitiv als Subjekt und Ergänzung von Verben).

Auf der zweiten Stufe, die etwa die erste Hälfte der me. Zeit einnimmt, setzt sich der präpositionale Infinitiv in allen Gebieten fest, in denen die Präposition in ihrer eigentlichen Bedeutung sinnlos ist. Zugleich bleibt aber daneben der reine Infinitiv im Gebrauch bestehen, ja gewinnt sogar gelegentlich an Boden, so daſs stellenweise beide Arten ohne Unterschied nebeneinander verwendet werden können. Da-

[1]) Otto Behaghel, *Deutsche Syntax.* II. *Die Wortklassen und Wortformen.* 1924.

[2]) Wenn hier der Begriff einer historischen Stufe verwendet wird, so kann das, wie stets, nur ein Kunstgriff des an feste Kategorien gebundenen diskursiven Denkens gegenüber dem Fluſs und der Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Geschehens sein, der auf lediglich methodologische Bedeutung eingeschränkt bleiben muſs.

gegen weicht der reine Infinitiv nunmehr endgültig da zurück, wo die alte finale Bedeutung noch lebendig geblieben ist.

In der dritten Stufe, deren Beginn etwa mit der zweiten Hälfte der me. Sprachperiode anzusetzen ist[1]), wird dieses Nebeneinander beseitigt und der reine Infinitiv auf seine noch heute gebräuchlichen wenigen Verwendungsarten beschränkt.

Dieser sachlichen Gliederung entspricht der Aufbau der Arbeit.

1. Kap. Ursprüngliche Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs in den ältesten germanischen Denkmälern.

§ 1. Allgemein im Germanischen.

Der Infinitiv der idg. Einzelsprachen[2]) erfuhr durch die allmähliche Eingliederung in das Verbalsystem eine stetig fortschreitende Verbalisierung. Gleichzeitig wurde die syntaktische Verbindung zwischen Verb und Infinitiv immer enger, und in seiner Hauptverwendungsart wurde letzterer unter gänzlichem Verlust seiner Kasusnatur schliefslich als fertige Ergänzung einer Reihe an sich unvollständiger Verben gefafst. Umgekehrt konnte nun natürlich in den Fällen, in denen die Verbindung mit der übergeordneten Satzaussage die alte lose geblieben war, die einfache Hinzufügung des Infinitivs nicht mehr genügen. Im Germanischen erscheint daher in solchen Fällen eine die verblafste Grundbedeutung des Infinitivs wieder aufnehmende Präposition als Träger der syntaktischen Beziehung. Das Vorbild hierzu gaben wahrscheinlich Verbindungen der Präposition mit einem abstrakten Substantiv, und so bedeutet die Hinzufügung der Präposition eine Rückkehr des schon stark verbalisierten Infinitivs zu nominaler Aus-

[1]) Es besteht eine relativ gröfsere Schwierigkeit für die Abgrenzung der dritten Stufe gegenüber der zweiten, als sie sich bei der Abgrenzung der zweiten gegenüber der ersten geltend macht, die ihren Grund darin findet, dafs der Flexionsschwund, der die endgültige Stabilisierung des Infinitivgebrauchs im Ne. herbeigeführt hat, schon zu fme. Zeit einsetzt.

[2]) Vgl. Brugmann-Delbrück, *Grundrifs der vergl. Grammatik der idg. Sprachen* II, 3 ²(1916), S. 888 ff.

drucksweise. Im Westgermanischen tritt diese Tendenz zur Nominalisierung noch stärker in Erscheinung, indem der mit der Präposition verbundene Infinitiv die Flexion eines Substantivs im Dativ annimmt; und hier wieder geht das Deutsche am weitesten in der analogen Neubildung eines Genitivs und vereinzelt eines Instrumentals.[1])

Das Aufkommen des präpositionalen Infinitivs und seine weitere Ausbreitung hängt nun von nichts anderem ab als von der Art seiner syntaktischen Verbindung mit einer übergeordneten Satzaussage. Seiner ursprünglichen Geltung nach ist der Infinitiv eine Erweiterung oder vielmehr Spezialisierung des in der regierenden Satzaussage zum Ausdruck kommenden Begriffes. Ist nun dieser Begriff völlig in sich abgeschlossen, so wird er der Hinzufügung einer näheren Spezialisierung, also auch eines Infinitivs, nur wenig bedürfen; in dem Maſse aber, wie die eigene Bedeutungskraft dieser Satzaussage schwächer wird, entsteht die Notwendigkeit, sie durch einen Zusatz zu ergänzen. Hier schlieſst sich ein solcher Zusatz eng an das regierende Wort an, dort steht er nur in loser Beziehung zu ihm.

Je loser nun die Verbindung des Infinitivs zu einer übergeordneten Satzaussage ist, desto weniger genügte allmählich die alte Art der Hinzufügung des reinen Infinitivs, desto gröſser wurde das Bedürfnis, das bestehende syntaktische Verhältnis durch Einschiebung einer Präposition stärker zum Ausdruck zu bringen. Je enger die Verbindung ist, je weniger das Verb durch andere Ergänzungen beschwert ist, je mehr sich die Verbindung von Verb und Infinitiv einem festen Typ

---

[1]) Ob dieser flektierte Infinitiv eine westgermanische Neubildung ist, wie Delbrück, Idg. Forschungen 21 (1907), S. 357, annimmt — dagegen Behaghel a. a. O. S. 305 —, die dem Gefühl, daſs die Präposition *to* eigentlich den Dativ erfordere, ihr Aufkommen verdankt, braucht hier nicht erörtert zu werden. Wichtiger ist, daſs sowohl im Ahd. als auch im Ae. Verbindungen der Präposition mit dem reinen Infinitiv belegt sind, die weder durch eine einsetzende Verblassung der eigentlichen Bedeutung der Präposition noch etwa durch beginnenden Flexionsschwund zu erklären sind. Vielmehr haben wir es hier wahrscheinlich mit Resten eines alten, im Nordischen und Ostgermanischen allein bewahrten Zustandes zu tun, zumal Sievers, *Ags. Grammatik* § 363 Anm. 3, geneigt ist, aus metrischen Gründen die kürzeren Formen in der ae. Poesie in weiterem Maſse anzusetzen. Vgl. noch Grein, *Sprachschatz* II (1912), S. 682 und R. Steig, *Über den Gebrauch des Infinitivs im Altniederdeutschen*, Zeitschrift für deutsche Philologie 16 (1884), S. 499.

nähert, desto fester ist der reine Infinitiv im Laufe der Sprachentwicklung geblieben.[1])

Wo der Infinitiv in ganz loser Verbindung an einen ganzen Satz tritt, oder wo er in adnominaler Stellung ein vom Hauptverbum abhängiges Substantiv oder Adjektiv ergänzt, ist die Präposition zuerst aufgekommen. Hier war die nominale Natur des Infinitivs in Anlehnung an Verbindungen der Präposition mit Substantiven immer lebendig geblieben. Wesentlich enger ist dagegen die Verbindung da, wo der Infinitiv direkt an ein Verb tritt. Hier ist die Verbalisierung des Infinitivs am weitesten fortgeschritten, indem dieser als einfache Ergänzung und Ausführung des im Verbum liegenden Gedankens aufgefaſst wird. Diese enge Verbindung wird durch den reinen Infinitiv bezeichnet. Je weniger nun bei diesem adverbalen Typ das Verb noch andere Ergänzungen erfordert, je fester der Typ Verb + Infinitiv für den Sprachgebrauch wird, desto enger ist die Verbindung. Es ergibt sich dabei eine fortlaufende Reihe bestimmter Verbgruppen mit stetig enger werdender Verbindung von Verb und Infinitiv, je nachdem, ob das Verb noch andere Ergänzungen auſser dem Infinitiv erfordert, ob an Stelle des Infinitivs andere (nominale) Ergänzungen an das Verb treten können, oder ob der Infinitiv ausschlieſsliche Ergänzung des Verbs ist. In letzterem Falle kann die Verbindung so eng werden, daſs Verb und Infinitiv zu einer Art Kompositum zusammenschmelzen. Hier ist bis in die neueste Zeit der reine Infinitiv fest geblieben; umgekehrt dringt da, wo das Verb auſser dem Infinitiv noch weitere Ergänzungen zu sich nimmt, die Präposition am ehesten ein.

Die hiernach zu erwartende Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs läſst sich noch deutlich in den ältesten Denkmälern aller germanischer Dialekte erkennen. Überall wo der Infinitiv sich als nähere Bestimmung auf einen ganzen Satz bezieht, steht schon der präpositionale Infinitiv. Bezeichnend ist, daſs den modernen Sprachen die einfache Präposition nach ihrer Verblassung hier nicht mehr genügt.[2])

---

[1]) Vgl. W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik* III, 1, S. 121ff. und Behaghel a. a. O. S. 306f.

[2]) Vgl. die alte Erweiterung des einfachen *to* durch *for to* und die moderne durch *in order to, on purpose to* u. a.

Als Ergänzung findet sich der präpositionale Infinitiv nach Substantiven und Adjektiven. Wo dagegen der Infinitiv sich ergänzend an ein Verb anschliefst — sei es analog zu einem nominalen Objekt oder in so enger Verbindung, dafs Verb und Infinitiv zu einem Kompositum zusammenfliefsen —, da fehlt die Präposition durchaus. Überall steht der präpositionale Infinitiv da, wo auch die Präposition in Verbindung mit einem Substantiv stehen könnte.[1]) Von hier aus läfst sich das Vordringen des präpositionalen Infinitivs Schritt für Schritt in allen germanischen Dialekten verfolgen.[2]) Im Grunde hat sich dabei in historischer Zeit derselbe Prozefs wie in indogermanischer Urzeit abgespielt, nur mit veränderten Formen. Wie dort die ursprünglich sinnliche Bedeutung des Infinitivs infolge Verwendung in neuen Stellungen verblafste und im Germanischen zur Hinzufügung einer Präposition führte, so ist nunmehr die ursprüngliche Bedeutung der Präposition verblafst und zwar wiederum zum grofsen Teil durch Verwendung in ihr unangemessenen Stellungen und hat einerseits zur Hinzufügung einer neuen Präposition oder zum Ersatz durch andere Konstruktionen geführt, andererseits die syntaktische Bedeutung der Präposition geändert.

§ 2. Der präpositionale Infinitiv in der ae. Poesie.

Die ae. Poesie[3]) zeigt — soweit poetische Denkmäler mit allen Vorbehalten, die man in syntaktischen Untersuchungen ihnen gegenüber machen mufs, hier herangezogen werden können — genau die nach den vorhergehenden Erwägungen

---

[1]) Wie bei allen präpositionalen Verbindungen ist der Platz des präpositionalen Infinitivs hinter seinem Beziehungsworte, wobei gelegentliche Umstellungen in poetischen Denkmälern aus den Erfordernissen der poetischen Sprache zu erklären sind. Beim reinen Infinitiv ist dagegen Voranstellung um so häufiger, je mehr das Verb zu auxiliarer Bedeutung neigt.

[2]) Wenn man allerdings bedenkt, dafs einerseits die Hinzufügung der Präposition nichts weiter bedeutet, als die Grundbedeutung des Infinitivs wieder lebendig zu machen, andererseits auch manche Verben in ihrer Funktion als Vollverben und Hilfsverben schwanken, so wird man von vornherein geneigt sein, keine starre Grenze zwischen reinem und präpositionalem Infinitiv zu erwarten.

[3]) Vgl. G. Riggert, *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs in der ae. Poesie.* Diss. Kiel 1909, dem Callaway im allgemeinen zustimmt.

zu erwartende Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs. Der reine Infinitiv findet sich mit Ausnahme der adnominalen Stellung in allen Stellungen. Der präpositionale Infinitiv steht in loser Beziehung auf einen ganzen Satz[1]) und ausschliefslich nach Adjektiven und Substantiven. Überall entspricht er syntaktisch der Verbindung der Präposition mit einem abstrakten Substantiv.

Einer kurzen Betrachtung bedürfen nur die von Callaway[2]) und Riggert[3]) aufserdem noch angeführten Verwendungen präpositionaler Infinitive als Subjekt eines Satzes oder als Ergänzung von Verben[4]), die über den ursprünglichen Gebrauch schon hinausgehen. Als Subjekt verzeichnet Callaway Beispiele folgenden Typs:

Beow. 1003: *No þæt yþe byþ to befleonne*
And. 206: *Nis þæt uneaþe eallwealdan ȝode to ȝefremmanne ...*
Beow. 2093: *To lanȝ ys to recenne, hu ...*
Guthl. 1223: *Þe me alyfed nis to ȝecyþenne cwicra ænȝum ...*
Beow. 473: *Sorh is me to secȝanne*[5]),

als (objektive) Ergänzung:

Dan. 544: *And in hiȝe funde to ȝesecȝanne soðum wordum hwæt ...*
Schöpf. 29: *Þonne him frea sylle to onȝietanne ȝodes aȝen bibod.*
Met. 19. 44: *Hi wilniað welan and æhta and weorðscipes to ȝewinnanne.*

Bringt man solchen Beispielen gegenüber die oben aufgestellte Forderung, überall zuerst von der Grundbedeutung

---

[1]) Hierzu sind Beispiele zu rechnen wie
Chr. 1389: *þa ic þe on þa fæȝran foldan ȝesette to neotenne neorxnawonȝes beorhtne blædwelan,*
wo der Infinitiv nicht mit Riggert als vom Verbum abhängig anzusehen ist.

[2]) a. a. O. S. 7 ff. und S. 28 ff.

[3]) a. a. O. S. 68 ff.

[4]) Callaway: „Objektiver Infinitiv. "Unter „Infinitiv als Ergänzung von Verben" ist im Folgenden die Stellung des Infinitivs nach Verben analog zu einem nominalen Objekt zu verstehen.

[5]) Die ersten beiden angeführten Infinitive hält Riggert im Gegensatz zu Callaway für abhängig vom prädikativen Adjektiv. Doch läfst er im ganzen Konsequenz vermissen in der Beurteilung, ob subjektiver oder abhängiger Infinitiv vorliegt.

des präpositionalen Infinitivs auszugehen, in Anwendung, so erkennt man, dafs nur falsche Auffassung der syntaktischen Bezüge hier dem *to*-Infinitiv die Funktion eines Subjekts bzw. einer Ergänzung des Verbums zuschreiben konnte. Denn in And. 206 etwa ist nicht zu konstruieren:

es ist nicht schwer für den allmächtigen Gott, das zu tun

oder in Schöpf. 29 nicht:

wenn ihm der Herr gebe (= erlaube), Gottes ... Gebot zu verstehen,

wobei dann allerdings der Infinitiv in der Bedeutung eines Subjekts bzw. einer Ergänzung des Verbums stehen würde, sondern entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des präpositionalen Infinitivs als eines präpositionalen Objekts zur Bezeichnung der Absicht und des Zweckes nur:

And. 206: Das *ist nicht schwer für ... zum Tun*
Schöpf. 29: *wenn ihm der Herr Gottes* ... Gebot *gebe zum Verstehen,*

wobei sofort das eigentliche Subjekt bzw. Objekt des Satzes, von dem jeweils der *to*-Infinitiv abhängig ist, klar wird.[1])

Durch eine solche rein historisch verfahrende Betrachtungsweise kann man nun alle in der Poesie belegten Beispiele mit präpositionalen Infinitiven, die bisher irrtümlich als Subjekt bzw. Ergänzung von Verben aufgefafst sind, auf ihre wirkliche syntaktische Funktion im Satze zurückführen. Es gibt keinen *to*-Infinitiv als Subjekt bzw. Ergänzung von Verben in der ae. Poesie.[2])

In diesem Zusammenhange sei auf zwei weitere Momente hingewiesen, die der richtigen Interpretation ae. Denkmäler in syntaktischer Hinsicht erschwerend im Wege stehen. Gerade bei poetischen Denkmälern kann der Hang zu archaischer Diktion und in noch höherem Mafse das Bedürfnis des Versmafses ein weitgehendes Abweichen von der gleichzeitigen normalen Sprechweise bedingen. Und besonders, wo die Grenzen

---

[1]) Callaway läfst es zwar bei den meisten der in der Poesie belegten Fälle offen, ob der *to*-Infinitiv tatsächlich als Subjekt oder in abhängiger Stellung steht, aber ausdrücklich bemerkt er, dafs ihm in solchen Zweifelsfällen die erste Auffassung wahrscheinlicher erscheine.

[2]) Ausführlich und im Zusammenhang wird das später in Kapitel 2 ausgeführt werden.

zwischen zwei Konstruktionen von Anfang an so flüssig sind wie beim Infinitiv, ist unter Umständen der Setzung oder Fortlassung der Präposition wenig Gewicht beizumessen. Auch die Stellung kann kein Kriterium sein, auf welche Satzaussage der Infinitiv syntaktisch zu beziehen ist. Etwa in

Ps. 54. 6: *hwa me sealde to fleoȝenne fiðeru*
= *quis mihi dabit pennas ..., et volebo*

der Stellung wegen den Infinitiv nicht zu *fiðeru* zu ziehen, wie es Riggert möchte, ist gänzlich unberechtigt.[1])

Ganz besonders aber ist für die gesamte ae. Überlieferung nicht der starke Einfluſs zu vergessen, den die lateinische Sprache direkt oder indirekt in syntaktischer Beziehung auf sie ausgeübt hat. Dieser Einfluſs äuſsert sich nicht nur in der eigentlichen Übersetzerliteratur, in der zum Teil die lateinische Vorlage sklavisch nachgeahmt wird, sondern er ist auch dadurch, daſs die ganze gebildete Oberschicht jener Zeit ihre Bildung durch das Medium der lateinischen Sprache empfing, für die mehr originale Prosa zu unterstellen. Die Ansetzung vieler in der literarischen Sprache belegten syntaktischen Erscheinungen für die wirklich gesprochene Sprache kann daher nur mit groſser Vorsicht geschehen. Offenbar ist das vielfach nicht genug in Rechnung gestellt worden, sonst wären nicht so oft an einzelne, aus dem allgemeinen Rahmen der Sprache mehr oder weniger herausfallende Beispiele weitgehende Folgerungen geknüpft worden. Es ist von vornherein anzunehmen, daſs die lateinische Doppelheit von Infinitiv und Gerundium und die Differenzierung zwischen beiden in syntaktischer Beziehung die Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs in den ae. Denkmälern stark beeinfluſst hat.[2])

Von der in der ae. Poesie belegten Verteilung aus hat sich der präpositionale Infinitiv in zwei Richtungen weiter

---

[1]) Man muſs daher bedauern, wenn von gleichzeitigen Denkmälern die poetischen in höherem Maſse Gegenstand syntaktischer Untersuchungen gewesen sind, wie es tatsächlich mit denen der me. Zeit der Fall ist.

[2]) Callaway unternimmt S. 270 den Versuch, den direkten lateinischen Einfluſs für die einzelnen Verwendungsarten des Infinitivs zu bestimmen. Den indirekten hat er wohl zu gering eingeschätzt. Lateinische Einflüsse selbst auf die Übersetzungsliteratur werden dagegen von J. H. Gorrell, *Indirect Discourse in Anglo-Saxon* 1895, S. 479 und J. Zeitlin, *The accusative with infinitive and some kindred constructions in English* 1908, S. 99 merkwürdigerweise völlig bestritten.

ausgebreitet. Einmal dringt er überall da ein, wo der noch lebendig gefühlten finalen Bedeutung des Infinitivs seine einfache Hinzufügung ohne Präposition nicht mehr genügte und wo noch heute die Präposition in ihrer Grundbedeutung gefühlt wird. Andrerseits, und das soll hier ausschliefslich betrachtet werden, überschreitet der Infinitiv dieses Gebiet und kommt allmählich zu der Verwendung, die er im Ne. hat, als Subjekt, Prädikatsnomen und Objekt, wobei die ersten beiden Verwendungsarten die bemerkenswertesten sind, da in ihnen der Infinitiv aus jedem Abhängigkeitsverhältnis heraustritt und wie ein Substantiv im Nominativ verwendet wird.

Wieweit und auf welchen Wegen diese Ausbreitung schon in ae. Zeit vor sich gegangen ist, soll nun zunächst untersucht werden.

2. Kap. Der präpositionale Infinitiv in ae. Zeit.

§ 3. Der exegetische Infinitiv.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen findet sich in der ae. Poesie die Hauptmasse der belegten *to*-Infinitive in adnominaler Stellnng.[1]) Davon hebt sich scharf der Gebrauch des reinen Infinitivs in adverbaler Stellung als Ergänzung transitiver und intransitiver Verben ab.

Für die Weiterausbreitung des *to*-Infinitivs ist die adnominale Stellung von gröfster Bedeutung gewesen. Schon auf den ersten Blick fallen unter den Beispielen mit adnominalem Infinitiv[2]) solche auf, in denen der von einem Nomen abhängige Infinitiv seine logische Ergänzung in ebendiesem Nomen findet (exegetischer Infinitiv).[3]) Rein grammatisch genommen können

---

[1]) Über die Entstehung des präpositionalen Infinitivs bei *beon* (*wesan*) vgl. § 10.

[2]) S. dieselben in den betr. Abschnitten bei Riggert und Callaway; vgl. auch oben § 2.

[3]) Die Doppelbeziehung, die das Wesen des exegetischen Infinitivs ausmacht, äufsert sich auch in der gelegentlichen Wiederholung des Objekts nach dem davon abhängigen Infinitiv:

Mat. 2. 13: *soecas þone cnæht to fordoanne uel to forlosanne hine* = *quaerat puerum ad perdendum eum.*

Vgl. auch aus neuerer Zeit

Wycliffe 103. 5: [*they*] *louen more here folye avowis to fulfille hem* und Mätzner a. a. O. S. 33.

nun in den Fällen, in denen dieses Nomen in einer neutralen, für den Akkusativ und den Nominativ gleichen Form auftritt, Zweifel entstehen, ob der Infinitiv von dem Nomen oder, falls jener von einem transitiven Verb gebildet ist, das Nomen von dem Infinitiv abhängt. Ist nun dieses Nomen Subjekt bzw. Objekt des Satzes, so kann der Anschein entstehen, als ob in Wirklichkeit der Infinitiv Subjekt bzw. Objekt und das Nomen seine Ergänzung sei. In Sätzen wie

And. 296: *Nis þæt uneaðe eallwealdan ȝode to ȝefremmanne*
Dan. 544: *and in hiȝe funde to ȝesecȝanne soðun wordum hwæt ...*

kann man sowohl konstruieren:

Nicht ist das *für den allmächtigen Gott schwer zum Tun* (= *um* es *zu tun*)

Und er finde in ihnen zum Sagen mit wahren Worten, was ... (= *um* es *zu sagen*)

als auch:

Nicht ist es schwer dem allmächtigen Gotte, das zu tun
Und er finde in ihnen ... zu sagen (das,) was ...

Tatsächlich hat man, wie wir oben schon gesehen haben, oft in der letzten Art konstruiert, als ob der *to*-Infinitiv in diesen Fällen in der Geltung eines Subjekts bzw. Objekts stünde. Man hat dabei gar nicht erwogen, wie ein solcher Gebrauch des Infinitivs zu solch früher Zeit schon hätte möglich sein können. Historisch und in Zusammenhang mit den anderen überlieferten Gebrauchsweisen des Infinitivs gesehen, kann der *to*-Infinitiv in solchen Sätzen gar nicht anders als in Abhängigkeit von dem betreffenden Nomen gedacht werden. Alles andere ist moderne syntaktische Auffassung und nur zu Unrecht der alten Sprache untergelegt.[1])

Nun ist aber die moderne Auffassung selber das Ergebnis einer historischen Weiterentwicklung der alten Auffassung.

---

[1]) Vgl. H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik, 12. Aufl. bearb. von Erich Gierach, 1929, S. 186: „Das Gerundium mit *ze* wird häufig gebraucht, um anzugeben, in welcher Hinsicht ein Urteil gilt. Bei der Übertragung in das Neuhhochdeutsche machen wir dann vielfach den Infinitiv mit *zu* zum Subjekt des Satzes und das Subjekt oder das Objekt des mittelhochdeutschen Satzes oder einen abhängigen Genitiv zum Objekt des Infinitivs:

uns zimt disiu sorge ensant ze tragenne
swĕr sîn hete gegĕrt ze koufenne."

Indem für das Sprachbewufstsein sich in diesen Fällen logischer Doppeldeutigkeit die alten syntaktischen Beziehungen verdunkelten und allmählich unverständlich wurden, trat eine syntaktische Gliederverschiebung ein, durch die das Nomen als Ergänzung des Infinitivs aufgefafst wurde und dieser mit seiner Ergänzung in die Stellung eines Subjekts bzw. einer Ergänzung des Verbums gerückt wurde. Voraussetzung ist hierbei immer, dafs die Satzaussage, in der der Infinitiv seine logische Ergänzung findet, in einem neutralen Kasus steht.[1])

Wann diese Gliederverschiebung vor sich gegangen ist, ist in Einzelfällen schwer zu sagen. Solange bei einem von einem transitiven Verb gebildeten Infinitiv beide Auffassungen möglich sind, läfst sich nur gelegentlich aus dem ganzen Satzsinn sagen, ob der Infinitiv schon die Funktion eines Subjekts oder Objekts übernommen hat. Sicheren Boden hat man erst dann gewonnen, wenn der Infinitiv absolut gebraucht oder seine eigene Ergänzung bei sich hat, so dafs das logische Doppelverhältnis nicht mehr besteht, dafs das Subjekt des Satzes zugleich Objekt des Infinitivs ist. Solche Sätze sind:

Mk. 10. 25: *Eaþere ys olfende to farende*
= *facilius est camelum . . . transire*

Oros. 44. 14: *Heton . . . secȝan, þæt him leofre wære wið hiene to feohtanne þonne ȝafol to ȝieldanne.*

Doch ist auch hier noch nicht jeder Zweifel über die Auffassung des Infinitivs geschwunden, denn es besteht durchaus die Möglichkeit, dafs die Gewohnheit, nach Adjektiven den präpositionalen Infinitiv zu setzen, auch da noch ein Abhängigkeitsgefühl aufkommen liefs, wo rein grammatisch betrachtet ein solches nicht mehr bestand.

Dieser exegetisch an irgendeine Satzaussage angeknüpfte *to*-Infinitiv mufs der alten Sprache im weitesten Umfange angemessen gewesen sein, denn man findet ihn bei den Über-

---

[1]) Wo die Satzaussage, in der der Infinitiv seine logische Ergänzung findet, in einem andern Kasus steht, als ihn der Infinitiv verlangt, ist eine Gliederverschiebung nicht möglich, wie in:

Oros. 50. 16: *nis me þæs þearf . . . to secȝenne.*

Eine Bezeichnnng solcher Infinitive als „appositionelle Infinitive" (Callaway S. 75 ff.) geht an den tatsächlich vorliegenden Abhängigkeitsverhältnissen völlig vorbei und ist nur geeignet, die Erkenntnis dieser zu erschweren. Vgl. unten § 6.

setzern oft da hinzugefügt, wo die lateinische Sprache nur das einfache nominale Objekt zeigt:

Älfr., Buch d. Richter 3. 20: *ic hæbbe þe to secȝanne ures ȝodes ærende*
= *verbum dei habeo ad te*

Solil. 27. 12: *ælces licuman eaȝan behofað þreora þinga ... to habbæne*
= *tribus ... rebus opus est*

Be. 114. 19: *þæt ... eowde ... þætte he him bead to healdanne*
= *gregen ... quem sibi ipse crediderat.*

Die syntaktische Gliederverschiebung in der eben angegebenen Form ist der einzige Weg, auf dem ein präpositionaler Infinitiv als Subjekt sich herausgebildet hat. Bei dem Eindringen des *to*-Infinitivs in die Stellung als verbale Ergänzung haben noch andere Faktoren mitgewirkt. Vor allem ist hier die Umbildung der Bedeutung der Präposition nie so stark gewesen wie dort, weil selbst in den Fällen, wo rein grammatisch betrachtet der *to*-Infinitiv nach Verben einem nominalen Objekt völlig gleichbedeutend zu sein scheint, eine psychologische Analyse doch meist noch einen Anklang an die alte Bedeutung der Präposition findet, indem der Infinitiv als das Ziel einer im Verbum angelegten Zielstrebigkeit erscheint.

Es soll nun dargelegt werden, ob und wieweit der präpositionale Infinitiv schon zu ae. Zeit durch solche Verschiebung der ursprünglichen Gliederung zum Subjekt bzw. zur Ergänzung von Verben geworden ist.

Zusatz.

Die Bedeutung des exegetischen Infinitivs für das Aufkommen des präpositionalen Infinitivs als Subjekt hatte schon Willert, *Vom Infinitiv mit to*, Englische Studien 43 (1910/11) S. 100 ff. erkannt. Auch J. S. Kenyon hatte in seinem Buche *The Syntax of the Infinitive in Chaucer* (1909) S. 49 ff. gegenüber anderen Erklärungsversuchen Einenkels [Anglia 13 (1891), S. 84] festgestellt, daſs der von Einenkel sogenannte „Zwecksinfinitiv“ notwendig die ursprüngliche Verwendungsart des *to*-Infinitivs, aus dem der Infinitiv als Subjekt erst hervorgegangen sei, darstellen müsse und nicht umgekehrt. Gegenüber Callaways Deutung des als Subjekt und Objekt gebrauchten präpositionalen Infinitivs hat aber erst Behaghel in seiner Rezension des Buches von Callaway [Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 37 (1916), S. 357 ff.] die tatsächlich hier vorliegenden Verhältnisse klar ausgesprochen: ‘Er [Callaway] bringt es fertig, den flektierten Infinitiv mit *to* zu einem groſsen Teil unter dem

„Subjektiven Infinitiv“, einen anderen, noch viel gröfseren Teil unter dem „Objektiven Infinitiv“ einzuordnen. Tatsächlich sind mit *to* eingeleitete Ausdrücke adverbiale Bestimmungen, ganz gleichgültig, ob der Präp. ein Substantiv oder ein Infinitiv folgt ... In einer Wendung wie: „Das ist gut zu essen“ ist die Infinitivbestimmung niemals wirkliches Subjekt gewesen, sondern adverbiale Bestimmung: „Das ist gut zu essen“, soviel wie: „Das ist gut zur Speise“. „Es ist gut, zu essen“ ist daraus erst durch jüngere Verschiebung an der Gliederung entstanden. Ähnlich ist es bei dem „objektiven Infinitiv“ ... „Ich habe Brot zu essen“ ... bedeutet von Haus aus: „Ich habe Brot zum Essen“, also das Substantiv und nicht der Infinitiv hatte die Rolle des Objektes.'

Vgl. noch H. Paul, *Mittelhochdeutsche Grammatik* a. a. O. S. 138 und Paul, *Deutsches Wörterbuch* ³1921, S. 683. Interessant ist auch ein Hinweis, welchen Jespersen, *Modern English Grammar* 3, S. 10 f. auf einen ähnlichen Vorgang in der ungarischen Sprache macht, wobei er sich auf eine Stelle bei S. Simonyi, *Die ungarische Sprache* 1907, S. 247 und S. 413 beruft.

Über derartige Verschiebungen der syntaktischen Gliederung beim Infinitiv hat jetzt Behaghel in seiner deutschen Grammatik im Zusammenhang gehandelt.

Zu verweisen ist schliefslich noch auf eine Parallelerscheinung in der französischen Sprache, in der persönlich konstruierte Wendungen des Altfranzösischen, nach denen ein durch die Präposition *à* eingeleiteter exegetischer Infinitiv folgte, durch unpersönlich konstruierte Ausdrücke mit einem *de*-Infinitiv in subjektiver Bedeutung abgelöst sind. Vgl. darüber Lerchs Rezension des Buches von H. Kjellmann, *La construction moderne de l'infinitif dit sujet logique en français*: Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 43 (1922), S. 106 ff.

Ob alle diese Erscheinungen, durch die in gleicher Weise eine bestimmte sprachliche Wendung der alten Sprachperioden verdrängt wird, mit einer allgemeinen Umwandlung des sprachlich formulierten Denkens dieser Völker etwa in der Richtung eines allmählichen Zurücktretens mehr sinnlich-anschaulich fundierter Sprechweise in Zusammenhang gebracht werden können, kann hier nur angedeutet werden und bedarf umfangreicherer Untersuchungen.

§ 4. Der präpositionale Infinitiv als Subjekt und prädikative Ergänzung.

Weitgehend herrscht noch in der Literatur die Meinung vor, dafs der reine Infinitiv als Subjekt eine ursprüngliche Erscheinung sei, und dafs der präpositionale Infinitiv ihn hier erst auf verschiedenen Wegen sekundär verdrängt habe.[1])

---

[1]) So Callaway. Vgl. die allgemeinen Bemerkungen oben S. 117 ff. Ebenso auch Koch, *Historische Grammatik* 2, S. 60 ff., Mätzner 3, S. 1 ff. und andere. Charakteristisch für diese Auffassung ist die kurze Darstellung, die Einenkel, *Die Entwicklung des englischen Gerundiums*, Anglia 38

Diese Anschauungsweise hängt wohl mit der allgemeinen Neigung zusammen, dem reinen Infinitiv noch für die Zeit der ältesten Denkmäler nominale Funktionen zuzuschreiben.[1]) Es ist ja auch verlockend, für die alte Sprache ein so einfaches Schema aufstellen zu können, wie das, daſs der reine Infinitiv wie ein nominales Subjekt und Objekt, der präpositionale Infinitiv dagegen wie ein präpositionales Objekt gebraucht worden sei.[2]) Dieses einfache Schema sei dann durch die Weiterentwicklung gestört und damit der Grund zu umfangreichen Um- und Neubildungen in me. Zeit gelegt worden. Historisch gesehen ist diese Annahme schon deswegen unmöglich, weil der reine Infinitiv als erstarrter Kasus eines Substantivs ursprünglich nur in abhängiger Stellung vorkommen konnte. Sein Auftreten als Subjekt kann daher stets nur sekundär sein. Darüber hinaus hat nun Behaghel[3]) einwandfrei nachgewiesen, daſs zuerst der präpositionale Infinitiv die Rolle eines Satzsubjektes übernommen hat und zwar als Ergebnis einer syntaktischen Gliederverschiebung, und daſs der reine Infinitiv erst analog dazu und relativ spät nachgerückt ist. Das wird auch durch die ae. Verhältnisse bestätigt.[4])

Callaway bringt im ganzen 404 Infinitive, denen seiner Meinung nach subjektive Bedeutung zukommt, und zwar 356 nach aktivem Prädikat und 48 nach passivem Verb. Von den ersteren sind 252 flektiert und 104 nicht, von den letzteren haben 39 die Präposition bei sich und 9 nicht. Aus der Poesie belegt er 9 reine Infinitive als Subjekt gegenüber 27 präpositionalen. Schon diese grobe Statistik zeigt ein erhebliches Überwiegen des präpositionalen Infinitivs über den reinen, das

---

(1914), S. 1 ff. im Anschluſs an Callaway von dem Verhältnis des reinen zum *to*-Infinitiv gibt. Vgl. auch den Abschnitt über den Infinitiv in seiner *Geschichte der englischen Sprache II., Historische Syntax* [3]1916, und andere Arbeiten über den Infinitiv.

[1]) Vgl. unten § 11.

[2]) So etwa Curme, *History of the English Gerund*, Engl. Studien 45 (1912), S. 375.

[3]) a. a. O. S. 341 ff.

[4]) Da die vollständige Materialsammlung Callaways vorliegt, ist es am einfachsten, von den bei Callaway als Subjekt verzeichneten Beispielen auszugehen und durch übersichtliche Zusammenfassung in einzelne Gruppen zu zeigen, welche Beispiele nicht als Subjekt, welche zweifelhaft und welche schlieſslich nur als Subjekt aufgefaſst werden müssen.

in der Poesie noch stärker in Erscheinung tritt als in der Prosa. Instruktiver wird eine solche Statistik, wenn man eine Einteilung nach den verschiedenen Prädikaten vornimmt, und zwar in folgende Gruppen:

1. Das Prädikat besteht aus Hilfszeitwort und Adjektiv;
2. Das Prädikat besteht aus Hilfszeitwort und Substantiv;
3. Das Prädikat ist ein aktives Verb;
4. Das Prädikat wird durch das Passiv eines transitiven Verbs gebildet.

Das Verhältnis des präpositionalen zum reinen Infinitiv ist dann in den einzelnen Gruppen folgendes:

1.	185 : 4	(Poesie 25 : 0)
2.	3 : 0	(Poesie 1 : 0)
3.	38 : 100	(Poesie 0 : 9)
4.	37 : 9	(Poesie 1 : 0).

Gegenüber der verhältnismäſsig geringen Zahl der reinen Infinitive fällt ihr Überwiegen in der Gruppe 3 auf, in der das Prädikat von einem aktiven Verb gebildet wird. Hier sollen sich — nach Callaway u. a. — in der Poesie auch die einzigen Fälle eines reinen Infinitivs als Satzsubjekt finden.

Nun ist in allen 9 Fällen der Poesie das Prädikat eine Form des Verbs *lystan*, und auch von den aus der Prosa für subjektive Infinitive ausgegebenen 100 Beispielen stehen über die Hälfte, nämlich 61, neben einer Form von *lystan* als Prädikat. Das Verb *lystan* wird bekanntlich mit dem Akkusativ der Person und dem Genitiv der Sache verbunden. Es erhebt sich die Frage, wie der die Stelle des nominalen Genitivs einnehmende reine Infinitiv syntaktisch aufzufassen ist. Mätzner[1]) sagt sehr vorsichtig von seinem ne. Standpunkt aus: „Der Infinitiv wird längst nicht mehr in der Bedeutung eines abhängigen Kasus empfunden"; das heiſst doch, daſs der reine Infinitiv bei *lystan* ursprünglich Ergänzung des Verbs bildete und daſs erst ein sekundärer Wandel der Auffassung ihn in die Stellung als Subjekt einrücken lieſs. Wann diese Auffassung des Infinitivs als Subjekt sich durchsetzte, sagt Mätzner nicht. Nun zeigt aber im Vergleich dazu das Ahd., das den Gebrauch des Infinitivs auch in substantivischer Ver-

[1]) a. a. O. S. 2. Vgl. auch S. 16.

wendung kennt, hier nebeneinander den reinen Infinitiv und den Genitiv des flektierten Infinitivs, vgl.:

Gen. 48. 11: *so gelustet mich mere leben*
O. 5, 7, 21: *mag mich gelusten weinones.*

Man muſs daraus schlieſsen, daſs im Ahd. beide Infinitivarten nach *gelusten* in syntaktischer Beziehung gleichbedeutend aufgefaſst werden. Beide galten als Ergänzungen des Verbums mit dem einzigen Unterschied, daſs in letzterem Falle durch die Gewohnheit, einen nominalen Genitiv nach *gelusten* zu setzen, auch der verbale Infinitiv durch Hinzufügung der substantivischen Genitivendung nominalisiert wurde. Wenn auch im Altenglischen die Parallele zu einem substantivierten Infinitiv im Genitiv fehlt, so kann man meines Erachtens doch aus den gleichzeitigen ahd. Belegen ohne weiteres schlieſsen, daſs auch im Altenglischen dem Infinitiv bei *lystan* nur die Bedeutung einer Ergänzung zukam. Zu subjektiver Auffassung liegt absolut kein Grund vor. Daſs der Infinitiv, besonders in der Poesie, oft unmittelbar vor das Verb gesetzt wurde, beweist nur, wie eng die Verbindung von Verb und Infinitiv gefühlt wurde. Wie mit *lystan* steht es natürlich auch mit allen anderen Verben derselben Konstruktion. Es wird darauf später zurückzukommen sein. Hier genügt die Feststellung, daſs es in der ae. Poesie einen reinen Infinitiv als Subjekt nicht gibt, ebensowenig wie einige zweifelhafte präpositionale Infinitive dort als Subjekt anzusehen sind.[1])

Es sind nunmehr die präpositionalen Infinitive der ganzen ae. Zeit in den einzelnen Gruppen auf ihre syntaktische Funktion hin zu untersuchen.

1. Das Prädikat besteht aus Hilfsverb und Adjektiv.

Auch Callaway ist bei einigen zu dieser Gruppe gehörigen Infinitivbeispielen im Zweifel, ob der Infinitiv wirklich als Subjekt und nicht besser als von dem prädikativen Adjektiv abhängig aufzufassen sei. Und zwar hat er solche Beispiele im Auge, die durch das Neutrum eines Pronomens oder Nomens eingeleitet werden, wobei ihm Sätze mit einleitendem Relativpronomen oder mit in der Mitte stehendem Demonstrativpronomen weniger zweifelhaft erscheinen. Im ganzen möchte

[1]) S. oben § 2.

er sich aber doch überall mehr für die subjektive Auffassung entscheiden.[1])

Diesen Zweifel hätte Callaway bei konsequenter Anwendung noch viel weiter treiben können. So stellt er

Älf. Hom. II. 542: *ælc ehtnys bið earfoðe to þolianne*

zum Abschnitt „Infinitiv nach Adjektiven", dagegen faſst er in

Älf. Hom. II. 466: *Eac þæs dæges ȝodspel is swiðe earfoðe læwedum mannum to understandenne*

den Infinitiv als Subjekt, obwohl nicht der geringste Unterschied in der syntaktischen Struktur beider Sätze zu erkennen ist. —

Hat man nun Sätze wie

Boeth. 92. 24: *þa stanas . . . bieð earfoðe to tedælenne*
= ne facile dissolvantur

Greg. 409. 20: *sæde þæt he unieðe wære to ȝehealdenne*
= et dum praedicit quia difficile capitur,

so ist gar kein Zweifel möglich, daſs der Infinitiv nur von dem Adjektiv abhängig sein kann.[2]) Noch klarer ist das zu sehen, wenn der englische Satz eine entsprechende lateinische Konstruktion wiedergibt, wie in

Älf. Gen. 3. 6: *þæt treow wæs ȝod to etanne*
= bonum esset lignum ad vescendum,

wo die lateinische Gerundialkonstruktion jeden Zweifel über die syntaktische Bedeutung des englischen Infinitivs ausschlieſst. Solche Beispiele stellt Callaway daher mit Recht unter sein Kapitel „Infinitiv nach Adjektiven".

Es ist nun nicht einzusehen, warum die Auffassung eine andere sein soll, wenn statt des Subjekts im Plural oder des Pronomens *he*, wie in den angegebenen Beispielen, das Neutrum eines Nomens oder Pronomens gebraucht wird, wie in

Älf. Hom. II. 466: *ȝodspel is . . . earfoðe . . . mannum to understandenne*

Solil. 39. 9: *for þæs þinȝes lufum, þe þe rihtre ys to lufianne þonne þæt*[3])

---

[1]) a. a. O. S. 9.

[2]) Vgl. allerdings unten S. 137, Anm. 1.

[3]) = . . . *welches geeigneter ist zum Lieben (= zur Liebe) als jenes.*

Wärf. 308. 18: *þæt is unriht to secȝanne*
= *quod dictu nefas est,*

deren Infinitive Callaway für Subjekte hält, obwohl ihn schon die lateinische Konstruktion mit dem Supinum in dem letzten Beispiel hätte stutzig machen können. Ist denn etwa syntaktisch eine Wandlung eingetreten, nur, weil das Subjekt nunmehr durch ein Neutrum gebildet wird, dessen undeutliche Form allein einen Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ zu machen nicht gestattet, während in den anderen Fällen das Substantiv im Plural oder die maskuline Form des Pronomens ohne jeden Zweifel die syntaktische Funktion als Subjekt erkennen lassen?[1])

---

[1]) Mit Absicht sollen hier und im folgenden diese im einzelnen vielleicht gelegentlich schon bekannten Tatsachen breiter ausgeführt werden, einmal um sie im gröſseren Zusammenhang abschlieſsend darzustellen, andererseits um der Überschätzung des Buches von Callaway in diesem Punkte, die sich noch in der Literatur zeigt, entgegenzutreten.

Zu welch gewundenen Erklärungsversuchen man gelangen kann, wenn man nicht rein historisch von der ursprünglichen Bedeutung des präpositionalen Infinitivs ausgeht, zeigt Einenkel, *Der Infinitiv im Me.*, Anglia 13 (1891), S. 84: „Ist das infinitivische Subject eines Adjektivs von einem Objectsnomen begleitet, so tritt in den meisten Fällen eine Kreuzung ein mit dem unter dem Infinitiv des Zweckes verzeichneten Belege: *he is good to see*, das heiſst, das Objectsnomen wird zum Subject gemacht, während das frühere infinitivische Subject des Satzes eine Function erhält, die einem Zwecksinfinitiv zum Verwechseln ähnlich sieht." Ferner *Streifzüge*, S. 243: „diese Kreuzungen sind bereits ae.: Bl. Hom. 59. 13: *se deada bið uneaðe ælcon men on neaweste to hæbbenne* aus: *ælcon men bið uneaðe þone deadan on neaweste to hæbbenne* + *on neaweste se deada bið uneaðe ælcon men.* Bl. Hom. 59. 9: *þa ȝeoȝuðlustas þa þe him swete wæron to aræfnenne* aus: ... *þa þe him swete wæron* + *þa þe to aræfnenne him swete wæs.*" Der in unzähligen Beispielen belegte Typ des exegetischen Infinitivs soll also erst das Ergebnis einer Verschiebung sein aus dem als wirklichem Subjekt nur wenig belegten Infinitiv? Dann wären auch die oben S. 136 gegebenen Beispiele dieses Typs erst sekundär aus einer solchen Verschiebung zu erklären? Das ist doch wohl unmöglich und nur moderne Auffassung, der der exegetische Infinitiv ungeläufig, die unpersönliche Konstruktion mit einem Infinitiv als logischem Subjekt dagegen ganz geläufig ist. Vgl. auch noch *Streifzüge* S. 86.

Schon Kenyon a. a. O. S. 49f. hatte diese Interpretation Einenkels zurückgewiesen und auf Grund folgender Erwägungen den „Zwecksinfinitiv" als primär erkannt: 1. Die ursprüngliche Funktion des präpositionalen Infinitivs lag darin, ein Zweckverhältnis schärfer auszudrücken. 2. Im *Beowulf* steht der reine Infinitiv als Subjekt nur einmal nach *lystan* [!];

Man kann in folgender Form eine Abstufung vornehmen: ausgehend von den Fällen, in denen der Infinitiv unbedingt von dem Adjektiv abhängig ist, über solche, in denen über die syntaktische Funktion des Infinitivs Zweifel entstehen können, bis zu solchen Fällen, in denen subjektive Auffassung tatsächlich vorliegt.[1])

---

nach Substantiven und Adjektiven ist die Geltung des Infinitivs in allen Beispielen zweifelhaft. 3. *Alfred* hat nach Adjektiven kein Beispiel des reinen Infinitivs als Subjekt, nach Substantiven nur ein zweifelhaftes; der *to*-Infinitiv steht bei ihm ebenso vereinzelt, und zwar wiederum in zweifelhaften Fällen. 4. Nach Adjektiven und Substantiven führt Wülfing für *Alfred* etwa 100 Beispiele eines abhängigen *to*-Infinitivs an, deren genaue syntaktische Funktion jedoch zweifelhaft sein mufs. — Auf Grund dieser Erwägungen stellte Kenyon dann folgendes Schema für die syntaktische Geltung präpositionaler Infinitive bei prädikativen Adjektiven im Ae. auf:

a) Der Infinitiv ist zweifellos abhängig:

Boeth. 16. 13: *þa þe nawðer ne sint ne ȝetrewe to habanne, ne eac ieðe to forlætanne*

b) Ob der Infinitiv abhängige oder subjektive Bedeutung hat, ist nicht sicher zu entscheiden:

Pr. Ps. 16. 14: *flæsc, þæt Judeum unalyfedlic ys to etanne*

c) Der Infinitiv kann nur die Bedeutung eines Subjekts haben:

Be. 210: *hit is ȝod ȝodne to herianne and yfelne to leanne.*

Meines Erachtens liegt kein Grund vor, gerade den von Kenyon unter b) angeführten Infinitiv für die ae. Zeit als zweifelhaft anzusehen, obwohl allerdings ein jeden Zweifel ausschliefsendes Kriterium für die abhängige Geltung des Infinitivs nicht gefunden werden kann. Jedoch gestattet eine rein historisch orientierte Methode im Zusammenhang mit der ganzen Natur der in ae. Denkmälern überhaupt belegten präpositionalen Infinitive einen ziemlich sicheren Schlufs auf die zu jener Zeit noch klar gefühlte abhängige Bedeutung solcher Infinitive.

Jedenfalls wies Callaway dieses Schema Kenyons als Ganzes zurück (S. 26): "My own belief is that the use of the inflected infinitive as subject of the verbal phrases is probably contemporaneous with the use of the inflected infinitive as the complement of an adjective, for in each use it is found in the poetry and in the more original prose as well as in the translations and in the later prose. Moreover, while, as stated at the outset of Chapter I, the use of the infinitive is ambiguous in a number of examples, the number of ambiguous examples seems smaller to me than to Dr. Kenyon."

[1]) Diese einzelnen Stufen auf dem Wege der Entstehung des präpositionalen Infinitivs als Subjekt stellen bestimmte Abwandlungen dar, deren ein Satz mit einem Hilfszeitwort und Adjektiv als Prädikat fähig ist.

a) Subjekt des Satzes ist das Neutrum eines Substantivs oder Pronomens an der Spitze des Satzes.

Wenige Beispiele genügen hier, wo eigentlich eine andere Auffassung des Infinitivs als die der Abhängigkeit nicht möglich ist.

Gen. 660: *His hyldo is unc betere to ʒewinnanne þonne his wiðermedo*
And. 206: *Nis þæt uneaðe eallwealdan ʒode to ʒefremmanne*
And. 1689: *þæt wæs Satane sar to ʒeþolienne*
Be. 350. 33: *þreodæʒlic fæsten is ʒenoh to healdenne* = *hoc tantum ... commemorare satis est*
Pr. Ps. 16. 14: *hi eton ... flæsc, þæt Judeum unalyfedlic ys to etanne* = *saturati sunt porcina*[1])
Ae. Hom. I. 275: *Hwæt is wynsummere on life, þonne ʒodes ʒeoc to weʒenne*
Wulf. 211. 24: *me þis is lanʒ to secʒanne and to writanne, hu oft ...*
Wärf. 308. 18: *þæt is unriht to secʒanne* = *quod dictu nefas est*
Solil. 39. 9: *for þæs þinʒes lufum, þe þe rihtre ys to lufianne þonne þæt.*

b) Subjekt des Satzes ist das unpersönliche *hit.*[2])

Mit *hit* werden Sätze eingeleitet, deren Subjekt ein unbestimmter neutraler Gegenstand ist, den der Redende nicht weiter bezeichnen will oder kann.[3]) In dieser Verwendung ist *hit* nichts anderes als eine Abschwächung des bestimmten neutralen *þæt.* Syntaktisch ist das Gefüge eines Satzes wie

Wulf. 217. 11: *þæt is lanʒ and wundarlic to asecgenne*[4])

dasselbe wie

---

[1]) Vgl. oben S. 137, Anm. 1.

[2]) Nicht hierher gehört eigentlich ein Satz wie

Älf. Hom. I. 582: *... ʒodes rice ..., and hu deorwurðe hit is to ʒeaʒenne,*

wo *hit* das eigentliche Subjekt *ʒodes rice* wieder aufnimmt.

[3]) Vgl. Mätzner a. a. O. II, 1, S. 15.

[4]) Warum Willert [Engl. Studien 43 (1910/11), S. 102] einen Satz wie

hit is eað to paie him

Boet. 145. 5: *Hwæs wundrast þu ..., swa eðe swa hit is to onȝitanne.*

Auch der Infinitiv hat in beiden Fällen die gleiche Funktion, nämlich die einer Ergänzung des prädikativen Adjektivs.

Noch mehr ist die Bedeutung des Pronomens *hit* abgeschwächt, wenn es als sog. grammatisches Subjekt auf das eigentliche logische Subjekt hinweist. Aber auch hier ist seine Entstehung aus dem bestimmten Demonstrativpronomen noch deutlich, wie folgende Gegenüberstellung zeigt

Wulf. 211. 24: *me þis is lanȝ to secȝanne and to writanne, hu oft ...*

Oros. 52. 8: *Hit is unieðe to ȝesecȝenne, hu ...*
= quae ... disserere ... aptum videtur.

Ebensowenig wie in dem ersten Beispiel mit *þis* ist auch in dem zweiten mit *hit* der Infinitiv das logische Subjekt des Satzes, sondern beide Male ist der abhängige Satz logisches Subjekt, und der Infiuitiv ist exegetisch an das prädikative Adjektiv angeschlossen. Der präpositionale Infinitiv steht dabei in der gleichen Funktion wie das lateinische Supinum, zu dessen Wiedergabe er in der Übersetzerliteratur auch gebraucht wird:

Oros. 134. 15: *hit is unȝeliefedlic to secȝanne ...*
= incredibile dictu est.

Vergleiche noch

Greg. 51. 5: *hit ... earfoðe is æneȝum menn to witanne hwonne ...*

Wulf. 283. 15: *Hit is lanȝ to reccenne, þæt we ... rædað.*

Übrigens finden sich Sätze mit abhängigem Nebensatz als Subjekt auch ohne einleitendes *hit,* in denen ein präpositionaler Infinitiv in der gleichen Weise wie oben abhängig von dem prädikativen Adjektiv vorkommt. Diese Fälle mögen daher hier gleich mit erwähnt werden:

---

aus

he is eað to paie

ableiten zu müssen glaubt, ist nicht ganz klar, wo der Rückgriff auf das neutrale *þæt* doch viel näher liegt.

Rid. 40. 22: *Lonȝ is to secȝanne hu . . .*
Bened. 124. 12: *Eaþe is to understandenne, of hwylcum . . . asprincð þisse . . .*
= *Quod quam sit absurdum facile advertitur*
Älf. Hom. II. 476: *lanȝsum is to reccenne, hu fela . . .*

In ihnen den *to*-Infinitiv als Subjekt aufzufassen, liegt durchaus kein Grund vor.

c) Das nominale oder pronominale Subjekt ist seinem Prädikat nachgestellt.

Solange das eigentliche Subjekt eines Satzes schon durch seine Stellung am Anfange sich als solches ausweist, kann man mit Sicherheit die syntaktische Funktion eines im Satze auftretenden *to*-Infinitivs als abhängig bestimmen; die Auffassung, daſs der Infinitiv Subjekt sei, beruht nur auf Verkennung der alten syntaktischen Funktion des präpositionalen Infinitivs. Zweifelhafter können Sätze werden, in denen das nominale oder pronominale Subjekt in undeutlicher Form seinem Prädikat nachgestellt ist. Zwar beweist in

Ps. 76. 16: *ne bið þær eðe þin spor on to findanne*
= *vestigia tua non cognoscentur*

die Konstruktion der lateinischen Vorlage, daſs *þin spor* Subjekt ist und der Infinitiv exegetisch an das prädikative Adjektiv *eðe* angefügt ist. Dieselbe Auffassung ist anzusetzen in

Älf. Hom. II. 444: *ȝenoh is . . . mannum to rædenne and to secȝenne þæt þæt soð is*
Älf. L. d. H. XXXVI. 325: *dyslic bið to forseonne . . . þæt ece lif.*

Dagegen kann man des Satzsinnes wegen in folgendem Beispiel über die Funktion des Infinitivs im Zweifel sein:

Wulf. 257. 13: *him wæs lað . . . mannum mete to syllenne.*

Nicht „das Fleisch" ist dasjenige, von dem im Prädikat etwas ausgesagt wird, sondern die Handlung „das Fleisch zu geben" = „das Geben des Fleisches".

Jedenfalls ist es klar, daſs Nachstellung des eigentlichen Subjekts und sein näheres Heranrücken an den Infinitiv das Gefühl einer Zugehörigkeit des eigentlichen Subjekts zum Infinitiv hervorrufen konnte, und daſs dadurch eine Verschiebung

der syntaktischen Gliederung zu der Auffassung hin, daſs der Infinitiv das eigentliche Subjekt des Satzes sei, beschleunigt werden konnte.

Noch mehr muſs dies der Fall gewesen sein, wenn auſser dem unbestimmten *hit* weitere neutrale Bestimmungen im Satze standen, die der Form nach ebensogut zum Subjekt wie als Ergänzung zum Infinitiv gezogen werden konnten:

Gesetze 455, Gerefa, c. 18: *Hit is earfoðe eall to ȝesecȝanne.*

Ursprünglich ist *eall* sicherlich als Nominativ und zugehörig zum Subjekt *hit* aufgefaſst worden, doch war die Möglichkeit, es zum Infinitiv als abhängiges Objekt zu ziehen, naheliegend. In letzterem Falle übernahm dann der Infinitiv die Funktion des logischen Subjekts. Vgl. noch:

Wulf. 220. 6: *Hit is to lanȝ eal to awritenne, hu oft ...*
Wulf. 306. 17: *Hit is lanȝ eall to areccanne, þæt we ... rædað*
Älf. L. d. H. XXV. 82: *Hit biþ to lanȝsum eall to loȝiȝenne*
Chron. 189, 1058 D: *Hit is lanȝsum to atellanne eall hu hit ȝefaren wæs.*

Wann ein solcher Wandel der Auffassung eingetreten ist, ob schon zu ae. Zeit, kann nicht angegeben werden. Man muſs diese Fälle daher als zweifelhaft offen lassen.

d) Der Infinitiv hat seine eigene Ergänzung bei sich.

In den zuletzt behandelten Fällen war die Gewiſsheit über die Funktion des Infinitivs deshalb nicht zu erlangen, weil die undeutliche Form einer Satzaussage nicht erkennen lieſs, ob sie als Nominativ zum Subjekt oder als akkusative Ergänzung zum Infinitiv gehörte. Wo diese Doppeldeutigkeit nicht mehr besteht, und wo der Infinitiv durch eine formal als solche gekennzeichnete eigene Ergänzung vollständig geworden ist, kann dieser, rein grammatisch betrachtet, nur selber Subjekt des Satzes sein. In

Be. 2. 10: *Hit is ȝod ȝodne to herianne and yfelne to leanne*

können *godne* und *yfelne* nur Objekte des Infinitivs sein, während dieser selbst im Verhältnis zu *hit* als logisches Subjekt aufgefaſst werden muſs. Weitere Beispiele sind:

Greg. 453. 12: *Hit is . . . earfoðre ealle ætsomne to læranne = laboriosus est auditores inumerabiles admonere*
Älf. L. d. H. XXXV. 219: *Hit bið langsum to awritene þa wundra*
Älf. L. d. H. XXX. 133: *buton hit unaræfnedlic sy to ofercumenne þa þing.*

Ohne einleitendes *hit*:

Greg. 455. 6: *þeah bið . . . earfodre ælcne on sundrum to læranne = multo . . . acriore labore fatigatur, quando . . . praedicare compellitur*
Älf. L. d. H. XXXI. 956: *. . . þæt him unacumendlic nære þone cnapan to gehælenne*
Oros. 122. 16: *hu lað eow . . . wæs to gelæstanne eowre aþas.*

e) Der Infinitiv wird absolut gebraucht.

Den Beispielen der letzten Gruppe gleichzusetzen sind solche, in denen der Infinitiv überhaupt keine Ergänzung nötig hat. Auch hier kann er grammatisch nur als Subjekt gefaſst werden. Solche Beispiele sind etwa:

Oros. 44. 14: *Heton . . . secgan, þæt him leofre wære wið hiene to feohtanne*
Boeth. 81. 13: *nis hire þeah þonne eðre to feallanne of dune þonne up*
Ps. 117. 8, 9: *god ys on dryhten . . . to þencanne, þonne on mannan wesemod to treowianne*
god ys on dryhten . . . to hyhtanne, þonne on ealdormen ahwær to treowianne
Greg. 275. 18: *hwelcum tidum him gecupust sie to sprecanne*
Bened. 10. 3: *sel is to swigienne, þonne embe to sprecenne = melius est silere quam loqui*
Älf. Hom. II. 374: *him þincð æðryht to gehyrenne ymbe ða clænnysse*
Mk. 10. 25: *eaðere ys olfende to farenne = facilius est camelum . . . transire*
Mat. 17. 4: *god ys us her to beonne = bonum est nos hic esse.*[1])

---

[1]) Über die Frage, ob die Anlehnung an das Lateinische hier so weit ging, daſs der lateinische Akkusativ mit dem Infinitiv wörtlich übersetzt, *us* also als Akkusativ aufgefaſst ist, vgl. Callaway a. a. O. S. 119, Note.

In dem Wandel der syntaktischen Bedeutung, den der präpositionale Infinitiv bei prädikativem Adjektiv allmählich durchgemacht hat, bezeichnen die beiden letzten Gruppen die Stufe, auf welcher der Infinitiv, rein grammatisch gesehen, nur als Subjekt aufgefafst werden kann. Die Gesamtzahl der hierher gehörigen Beispiele beträgt ein Viertel — im ganzen etwa 50 — der bei Callaway angegebenen Zahl. Kein einziges von ihnen findet sich in der originalen Poesie; in der Prosa allerdings zu früher und später Zeit. Aber die Tatsache, dafs aufser einigen Häufungen der Spätzeit die meisten Autoren nur äufsert selten den *to*-Infinitiv als Subjekt verwenden — so haben Be. 1, Boeth. 1, Bened. 2, Wärf. 1, Oros. 4, Greg. 8, Älf. 16 Beispiele usw. —, weist auf die offenbare Ungeläufigkeit dieser Konstruktion hin oder auch direkt auf die Absicht, sie zu vermeiden. In der Übersetzungsliteratur hat wohl auch oft der Zwang, einen lateinischen subjektiven Infinitiv wiedergeben zu müssen, den entsprechenden englischen entstehen lassen, der dem Übersetzer an sich vielleicht noch fremd klang, vgl.:

Bened. 10. 3: *sel is to swiȝienne, þonne embe to sprecanne*
= *melius est silere quam loqui*
Be. 2. 10: *Hit is ȝod ȝodne to herianne and yfelne to leanne*
= kein Latein
Mat. 17. 4: *ȝod ys us her to beonne*
= *bonum est nos hic esse.*[1])

2. Das Prädikat besteht aus Hilfszeitwort und Substantiv.

Es sind nur drei Beispiele, die Callaway hier anführt, und die alle drei in ihrer syntaktischen Struktur gleich sind:

Ju. 569: *þæt þam weliȝan wæs weorc to þolianne*
Chron. 216, 1085 E: *Hit is sceame to tellanne*
Chron. 216, 1085 E: *Hit ne þuhte him nan sceame to donne.*

In allen drei Fällen ist der Infinitiv nicht Subjekt des Satzes, sondern er steht abhängig von dem prädikativen Substantiv.

In der gleichen syntaktischen Funktion steht der präpositionale Infinitiv in einer Reihe von Beispielen, in welchen Callaway ihn als prädikativen Nominativ[2]) fafst, wie in:

[1]) Vgl. oben S. 143, Anm. 1.
[2]) Vgl. auch weiter unten S. 150 ff., wo im Zusammenhang kurz über den Infinitiv als prädikative Ergänzung im Ae. gehandelt ist.

Be. 202. 29: *þæt eac swilce his þeaw wæs on oðrum cyninges tune to donne*
= *quod ipsum et in aliis villis regiis facere solebat*

J. 19. 40: . . ., *swa Judea þeaw ys to bebyrȝenne*
= *sicut mos est Judeis sepelire*

Beow. 473: *Sorh is me to secȝanne, hwæt me Grendel hafað ȝefremed*

Beow. 1724: *Wunder is to secȝanne, hu mihtiȝ ȝod manna cynne þurh sidne sefan snyttru bryttað.*[1])

3. Das Prädikat ist ein aktives Verb.

Die Statistik der bei Callaway verzeichneten Beispiele dieser Gruppe weist ein Verhältnis des präpositionalen Infinitivs zum reinen auf wie 65 : 100. Über die wahre Geltung des reinen Infinitivs nach *lystan* ist schon gesprochen worden.[2]) Damit bleiben nur noch wenig Fälle eines reinen Infinitivs als Subjekt anderer Verben übrig, die noch zu besprechen sind.

Beispiele eines präpositionalen Infinitivs sind in dieser Gruppe in den poetischen Denkmälern nicht belegt. Für die Prosa ergibt eine Zusammenstellung aller bei Callaway verzeichneten Beispiele die gleichen Verhältnisse wie bei der Gruppe nach prädikativem Adjektiv. Zu einem Teil ergänzt der Infinitiv das eigentliche nominale Subjekt des Satzes, dessen undeutliche Form lediglich die nachträgliche Auffassung als Ergänzung des Infinitivs und damit dessen Geltung als Subjekt möglich macht. Nur zu einem kleineren Teil ist der Infinitiv, wo er absolut gebraucht ist oder seine Ergänzung bei sich hat, tatsächlich als Subjekt anzusehen.

Zwar hätte die syntaktische Geltung des Infinitivs in einigen Fällen gar nicht mifsverstanden werden sollen, dort nämlich, wo er sich auf das Genitivobjekt eines Verbums wie *lystan* bezieht, z. B.:

---

[1]) Die syntaktische Struktur dieses Satzes ist im Grunde nicht verschieden von der des folgenden Satzes

Be. 164. 27: *þæt is wunder to cweðanne*
= *quod mirum dictu est,*

in dem das Subjekt in Gestalt eines Pronomens nur an der Spitze des Satzes steht, und in dem die abhängige Geltung des Infinitivs schon durch das entsprechende Supinum der lateinischen Vorlage deutlich wird.

[2]) Oben S. 134 f.

Solil. 27. 12: *ælces licuman æagen behofað þreora þinga . . . to habbæne*
= tribus . . . rebus opus est
Solil. 14. 23: *Ne lyst me þeah nanes þinges . . . to witanne þonne þises.*

Hier ist nur aufzufassen:

Mich gelüstet nach keinem Dinge zum Wissen (= um es zu wissen).

Aufserdem gibt bei dem ersten Beispiel der lateinische Text schon einen Hinweis, dafs der Übersetzer von dem Prädikat das Genetivobjekt abhängig sein läfst (entsprechend dem lateinischen Ablativ im Verhältnis zu *opus est*), an das er in gewohnter heimischer Weise den *to*-Infinitiv exegetisch anknüpfte.

In anderen Fällen, in denen der präpositionale Infinitiv das eigentliche Subjekt ergänzt, entsteht wieder aus der undeutlichen, sowohl Akkusativ als auch Nominativ bezeichnenden Form des eigentlichen nominalen Subjekts dessen logische Doppeldeutigkeit als Satzsubjekt und Ergänzung des Infinitivs und damit Zweifel über die syntaktische Funktion des Infinitivs:

Greg. 237. 11: *dereð . . . monnum þæt soð to gehierenne*
= quibusdam audita vera nocuerunt
Oros. 106. 24: *gelicade eallum . . . hiera æ to behealdanne*
Oros. 250. 19: . . . *folce his ægenu æ gelicade to healdenne*
Gesetze 477, Episc., c. 2: . . . *hwæt him mid rihte gebyrige to donne.*[1])

Endlich treten Sätze auf, deren von intransitiven Verben gebildete oder ihre eigene Ergänzung bei sich führende Infinitive grammatisch nur als Subjekt angesprochen werden können:

Pr. Ps. 43. 5: *for þam hy þe þa licodon, and þe licode mid him to beonne*
= quoniam complacuisti in eis
Solil. 32. 16: *þe gedafenað to lerenne and me to hlistenne*
Mat. 26. 54: *for þam þus hyt gebyrað to beonne*
= quia sic oportet fieri
Math. 19. 10: *ne fremað nanum menn fo wifienne*
= non expedit nubere

---

[1]) Ihrer syntaktischen Struktur nach sind die angegebenen Sätze denen auf S. 141 und angegebenen gleichzusetzen.

Älf. L. d. H. 314. 127: *us ȝedafenað to offriȝenne þam ... ȝode*
Solil. 32. 17: *me dafenað to andsweorianne þes þe ic onȝyte*
Chron. 175, 1082 D: *þa ne onhaȝode him to cumene to wiðer male.*

Von diesem letzten Typ sind etwa 30 Beispiele belegt und zwar: Oros. 1, Pr. Ps. 1, Solil. 3, Wulf. 1, Älf. 18, Chron. 3, Ev. 4. Es ist also vornehmlich die Spätzeit, die diese Konstruktion anwandte.

4. Das Prädikat besteht aus dem Passiv eines transitiven Verbums.

Das Prädikat dieser Gruppe bilden Verben, die im Aktiv einen Dativ der Person und einen Akkusativ der Sache nach sich haben, wobei an die Stelle des letzteren ein Infinitiv treten kann. Bei der Umwandlung in das Passiv wird der Akkusativ zum Subjekt, wofür theoretisch wieder ein Infinitiv erwartet werden könnte.

Daſs die Sprache aber nicht so verfahren ist, zeigt klar das Verhältnis der reinen und präpositionalen Infinitive. Von den 32 Beispielen, die Callaway hier bringt, haben nur 9 den reinen Infinitiv, 23 dagegen den präpositionalen bei sich. Und von den 9 Beispielen eines reinen Infinitivs stehen 7 bei Beda als Übersetzung lateinischer Infinitive und nur 2 finden sich bei Älfric.

Eine Umwandlung ins Passiv ist also offenkundig dann für das Ae. ungebräuchlich gewesen, wenn ein reiner Infinitiv die Ergänzung des aktiven Verbums bildete. Nur wenn im Aktiv ein nominales Objekt die Ergänzung des Verbums bildete, konnte eine Umwandlung ins Passiv erfolgen, bei der dann dieses Objekt zum Subjekt des Satzes wurde; an dieses Subjekt konnte dann genau wie an das Objekt bei aktiver Verbform ein präpositionaler Infinitiv exegetisch angeschlossen werden[1]):

Älf. Lev. 11. 8: *Hara and swyn synd forbodene to æþrinenne.*

Das Prädikat im Plural läſst hier keinen Zweifel darüber aufkommen, welche Satzaussage Subjekt ist, und der *to*-Infinitiv schlieſst sich an dieses Subjekt in der ihm ganz gemäſsen

[1]) Vgl. unten § 5.

Zweckbedeutung an.[1]) Tritt nun an die Stelle des Subjekts im Plural ein solches im Singular und zwar in der undeutlichen neutralen Form, wie z. B.

Be. 206. 16: *of eallum þon, þe on halȝum beocum beboden is to healdanne*
= nil ex omnibus, quae . . . facienda cognoverat,

so braucht sich an der syntaktischen Struktur des Satzes nicht das Mindeste zu ändern: das Relativpronomen ist ebensogut Subjekt wie in dem Beispiel oben *hara and swyn*, und ebensogut wie oben schliefst sich der präpositionale Infinitiv exegetisch an dieses Subjekt an. Es ist also zu konstruieren:

. . . von allem dem, was in heiligen Büchern geboten ist zum Halten (= um es zu halten).

Genau die gleiche Bedeutung hat der Infinitiv in anderen Beispielen:

Älf. Hom. II. 40: *þis nis nu alyfed nanum men to donne*
Boeth. 40. 10: *. . . to þam weorce þe me beboden wæs to wyrcanne*
Mat. 13. 11: *For þam eow is ȝeseald to witanne heofena rices ȝerynu*
= quia vobis datum est nosse mysteria.

Von solchen Sätzen aus ist dann die Entwicklung dahin gegangen, die logische Funktion des Subjekts als Objekt des Infinitivs auch in der syntaktischen Auffassung durchdringen zu lassen und es als Akkusativ und damit als Objekt des Infinitivs aufzufassen. Dem Sinn nach könnte diese Verschiebung der syntaktischen Gliederung schon in dem letzten Beispiel vollzogen sein. Auch die Konstruktion der lateinischen Vorlage, deren Wortstellung dazu fast genau nachgebildet ist, bot zu der neuen Auffassung des Infinitivs als Subjekt des Satzes einen Anreiz.

Den Schlufs der Entwicklung bilden wieder Sätze, in denen eine andere Auffassung des Infinitivs als die eines Subjekts nicht möglich ist, da ein anderes Subjekt nicht mehr vorhanden ist:

---

[1]) Vgl. auch Einenkel [Anglia 13 (1891), S. 86f]. Doch irrt Einenkel, wenn er die Konstruktion eines solchen Satzes für ein „Ausweichen“ von dem zu erwartenden „regelrechten“ reinen Infinitiv erklärt. Nicht von der logisch-grammatisch zu „fordernden“, sondern von der historisch berechtigten Form darf ausgegangen werden.

Bened. 86. 6: *secȝȝende þæt him alyfed nis wið cuman to sprecenne*

Wärf. 39. 21: *þæt us nu nære alyfed to farene* = *pergere minime liceret*

Mat. 12. 10: *Ys hyt alyfed to hælenne on restedaȝum* = *Si licet sabbatis curare.*

Doch darf bei solchen Sätzen nie vergessen werden, daſs die literarische Sprache unter lateinischem Einfluſs unter Umständen schon eine Sprachstufe erreichen konnte, die für die wirklich gesprochene Sprache noch nicht vorauszusetzen ist.

5. Der reine Infinitiv als Subjekt.

Die Zahl der als Subjekt verwendeten präpositionalen Infinitive hat sich bei der hier gewählten Betrachtungsweise auf einen Bruchteil der von Callaway auf Grund seiner Betrachtungsart angenommenen Zahl reduziert. Viele Beispiele stehen dazu noch offenkundig unter dem Einflusse einer lateinischen Vorlage, der Rest verteilt sich hauptsächlich auf die Denkmäler der Spätzeit. Von den Beispielen Callaways, in denen der reine Infinitiv Subjekt des Satzes sein soll, bleibt nun bei genauer Betrachtung fast gar nichts übrig.

Über den reinen Infinitiv bei *lystan* ist schon gesprochen worden.[1]) Ihn als Subjekt aufzufassen, liegt durchaus kein Grund vor. Von dem verbleibenden Rest scheidet ein weiterer Teil aus, bei dem der reine Infinitiv zweiter in einer Serie von Infinitiven ist, deren erster von der Präposition begleitet ist[2]), wie in

Älf. Hom. II. 318: *us ȝedafenað to donne duȝeðe on sibbe ..., and eft on ehtnysse ure lif syllan*

Älf. L. d. H. 308. 30: *me bet licað to forlætenne nu þisne ... wurðmynt and þæs ... ȝodes cynedome ȝehyrsumian.*

Was dann noch an Beispielen eines reinen Infinitivs als Subjekt übrig bleibt, findet sich zum gröſsten Teile in der Übersetzerliteratur und ist daher in hohem Maſse verdächtig, nur lateinisches Sprachgut wiederzugeben. Ganz sicher ist das der Fall, wenn etwa bei *ȝebyrian* 11 mal der präpositionale Infinitiv und 7 mal der reine Infinitiv steht, und alle 7 Bei-

[1]) Vgl. oben S. 134 f.

[2]) Über diese Beziehung der Präposition über den unmittelbar von ihr abhängigen Infinitiv hinaus auf einen zweiten vgl. Mätzner a. a. O. S. 54 ff.

spiele des reinen Infinitivs in den *Evangelien* vorkommen zur Übersetzung von *oportet* mit dem Akkusativ mit Infinitiv.[1]) In denselben *Evangelien* findet sich auch das einzige Beispiel eines reinen Infinitivs als Subjekt bei *ȝelician*:

L. 12. 32: *for þam eowrum fæder ȝelicode eow rice syllan*
= *quia complacuit patri vestro dare vobis regnum.*

Das einzige Beispiel eines reinen Infinitivs als Subjekt bei *lician* findet sich in der Beda-Übersetzung:

Be. 276. 12: *licade us efencuman*
= *placuit convenire nos.*

Nicht direkt als Übersetzung einer entsprechenden lateinischen Konstruktion findet sich der reine Infinitiv als Subjekt nur:

Älf. Hom. I. 394: *ac hit ne fremede him swa ȝedon*
Älf. L. d. H. XXIII B. 261: *þe ȝedafenað . . . for me and for eallum ȝebiddan*
Napiers Nachtrag zu Thorpe [Herrigs Archiv 102. 34]: *ne ȝedafonode Criste swa þrowian and swa faran into his wuldre.*
Chad. [Anglia 10. 154] 11: *þam cilde ne be cymð næfre into heofonan rice becuman.*

Alle Beispiele gehören der Spätzeit an.

Was schliefslich die 4 Beispiele eines reinen Infinitivs als Subjekt bei prädikativem Adjektiv betrifft, die Callaway verzeichnet, so liegen die gleichen Verhältnisse vor. In einem Falle ist der reine Infinitiv zweiter in einer Reihe, deren erster von der Präposition begleitet ist. Zwei finden sich als Übersetzung vor:

Mk. 9. 47: *bonum est tibi luscum introire in regnum dei*
= *betere þe is mid anum eaȝan ȝan on ȝodes rice*

ebenso Napiers Nachtrag zu Thorpe [Herrigs Archiv 101. 322]: *selre þe bið aneȝede faran . . .*

---

[1]) Ob in Sätzen wie
L. 12. 12: *þa þinȝ, þe eow specan ȝebyrað*
= *quae oporteat dicere*
nicht sogar der lateinische Akkusativ mit dem Infinitiv nachgebildet werden soll, ist möglich, aber nicht zu erweisen.

Ohne direkte lateinische Vorlage bleibt nur ein Beispiel übrig:
Älf. Hom. I. 164: *Him bið swiðe softe, and nan ȝeswinc þæt he fylle his ȝalnysse, and ... don swa hwæt swa hine lyst.*

6. Der präpositionale Infinitiv als prädikative Ergänzung.

Nahe verwandt mit der Funktion des Subjekts ist syntaktisch die einer prädikativen Bestimmung in allgemeinen Erklärungssätzen oder Fragesätzen. Mätzner kennt als älteste Beispiele einer solchen Verwendungsart des Infinitivs nur solche aus der ne. Zeit. Callaway glaubt einige auch für die ae. Zeit belegen zu können. Was er an präpositionalen Infinitiven hier anführt, findet sich — mit einer Ausnahme — nach *beon* + Nomen oder Pronomen. Von diesen sind jedoch Fälle wie

Beow. 437: *Sorh is me to secȝanne . . . ȝumena ængum, hwæt me Grendel hafað ... ȝefremed*
Beow. 1724: *Wundor is to secȝanne, hu mihtiȝ ȝod manna cynne þurh sidne sefan snyttru bryttað*
Be. 202. 29: *Þæt eac swilce his þeaw wæs on oðrum cyninges tune to donne*
= *quod ipsum et in allis villis regiis facere solebat*
Älf. Hom. II. 76: *Hwæt is to cweðanne, „Ne cann ic eow“, buton þæt ic ne worhte eow dyllice*

nur nach S. 144 zu beurteilen, da der Infinitiv exegetisch an das Subjekt des Satzes angeschlossen ist.

Nicht von genau der gleichen Struktur, aber doch mit noch deutlich fühlbarer Abhängigkeit des *to*-Infinitivs sind andere Beispiele, wie:

Älf. Hom. I. 298: *Nis na eower mæð to witenne þone timan, þe ...*
Älf. L. d. H. XXV. 310: *Nis nan earfoðnyss þam ælmihtiȝan ȝode ... to helpenne on ȝefeohte*
Älf. Hom. II. 160: *wæs þam ȝebroðrum micel frecednys to astiȝenne dæȝhwomlice of þam cludum to wæterscipe.*

In solchen Sätzen bezeichnet der Infinitiv das Ziel, auf das hin der im Subjekt angelegte Begriff tendiert. Man hat also zu konstruieren:

Älf. L. d. H. XXV. 310: *Es besteht keine Schwierigkeit für den allmächtigen Gott zum Helfen (= beim Helfen),*

wobei die dem *to*-Infinitiv natürliche finale Funktion ersichtlich wird.

Nun steht einmal bei Älfric neben dem schon erwähnten

Älf. Hom. II. 574: *Hwæt is to cweđenne, „Ne cann ic eow“, butan . . .*

ein

Älf. Hom. I. 490: *Hwæt is lonȝe lybban buton lonȝe swincan?*

Ein solcher reiner Infinitiv kann nur als prädikativer Nominativ gefaſst werden. Stellt er nun in seiner Isoliertheit eine Erinnerung an lateinische Vorbilder dar, oder weist er tatsächlich darauf hin, daſs eine Neuauffassung des Infinitivs wenigstens in Entwicklung begriffen war? Näher liegend scheint mir die erste Annahme zu sein.

Ergebnis.

Soviel Zweifel im einzelnen über die syntaktische Auffassung mancher Infinitive in den angeführten Beispielen bestehen bleiben mag, sicher ist jedenfalls, daſs die Gesamtzahl aller Infinitive, denen grammatisch die Funktion eines Satzsubjektes zugeschrieben werden muſs, weit geringer ist, als allgemein bis jetzt angenommen wurde. Von den bei Callaway angeführten Beispielen bleibt kaum ein Fünftel übrig. Zugleich zeigt aber auch die verschwindend kleine Zahl der hier in Betracht kommenden reinen Infinitive, sowie andererseits die groſse Zahl solcher präpositionaler Infinitive, bei denen ein Schwanken zwischen abhängiger und subjektiver Auffassung möglich ist, daſs die allmähliche Verschiebung der syntaktischen Gliederung der einzige Weg ist, auf dem überhaupt der Infinitiv zu der Funktion eines Subjekts gelangen konnte, daſs der *to*-Infinitiv zuerst in diese Stellung einrückte, und daſs der reine Infinitiv in ae. Zeit in dieser Funktion noch ganz ungebräuchlich war. Denn wenn man von den einzig einer Analyse erreichbaren literarischen Denkmälern einen Schluſs auf die Verhältnisse der wirklich gesprochenen Sprache ziehen will, muſs man zunächst einmal alles abziehen, was in jenen unter dem gar nicht hoch genug einzuschätzenden Einfluſs der lateinischen Sprache entstanden ist. Und wenn nun tatsächlich kein Beispiel eines reinen Infinitivs als Subjekt sich in der Poesie findet, die wenigen, die überhaupt belegt

sind, sich dagegen vorwiegend in solchen Übersetzungen finden, die wie die Beda-Übersetzung und die *Evangelien* wegen ihrer Nachbildung lateinischer Konstruktionen besonders bekannt sind, so wird man auch dann, wenn ein solches Beispiel gelegentlich in der mehr originalen Prosa auftaucht, zweifeln können, ob es wirklich heimisches Sprachgut darstellt. Auch hier kann indirekt wenigstens lateinischer Einfluſs am Werke gewesen sein.

Wie unangemessen der ae. Sprache der reine Infinitiv als Subjekt war, zeigt noch die Tatsache, daſs ein lateinischer Infinitiv als Subjekt meist nicht mit dem reinen, sondern mit dem präpositionalen Infinitiv wiedergegeben wurde. Diese Konstruktion muſs also der Sprache in solchem Falle näher gelegen haben. Schlieſslich ist ein Beweis für die Ungebräuchlichkeit des reinen Infinitivs als Subjekt seine Vermeidung bei passiven Formen solcher Verben, bei denen er im Aktiv ganz geläufig war.

Beim präpositionalen Infinitiv ist das Überwiegen solcher Fälle für das Ae. charakteristisch, in denen über die Funktion des Infinitivs Zweifel entstehen können. Nun ist dieser Zweifel aber selber erst nach dem Wandel, den die Auffassung in diesen Fällen allmählich durchgemacht hat, möglich. Daſs dieser Wandel in seinen Anfängen schon in ae. Zeit fällt, beweisen die Fälle, in denen der absolut gebrauchte oder mit eigener Ergänzung stehende Infinitiv nur als Subjekt aufgefaſst werden kann. Denn ehe dieser Gebrauch möglich war, muſste der Wandel der Auffassung in bestimmten, uns als zweifelhaft erscheinenden Fällen schon eingetreten sein. Doch kann das nur für die Spätzeit zutreffen. Aber auch da ist noch zu bedenken, daſs niemals ein Infinitiv, der absolut gebraucht wird oder seine eigene Ergänzung bei sich hat, und der daher grammatisch nur als Subjekt aufgefaſst werden kann, an die Spitze des Satzes gestellt wird, wie es bei nominalem Subjekt die Regel ist. In dem einzigen Beispiel, in dem diese Voranstellung angetroffen wird:

Mat. 20. 23: *to sittanne on mine swiþran healfe . . ., nys me inc to syllanne*
= sedere autem ad dexteram meam . . ., non est meum dare vobis,

hat offenkundig die lateinische Wortstellung die entsprechende

englische veranlaſst. Sonst ist der *to*-Infinitiv ausnahmslos dem Prädikat nachgestellt. Psychologisch gesehen muſs daher auch hier überall noch ein bestimmtes Gefühl für die Abhängigkeit des Infinitivs vorgelegen haben. Man vergleiche etwa den Unterschied, den wir heute noch zwischen

Es ist besser zu arbeiten

und

Arbeiten ist besser

empfinden. Wohl erweist eine grammatische Analyse den Infinitiv in beiden Fällen als Subjekt des Satzes, aber wir haben durchaus das Gefühl, daſs der Infinitiv im ersten Falle sich irgendwie an das Prädikat anlehnt, während er im zweiten Falle genau wie jedes andere Substantiv gefaſst wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Der *to*-Infinitiv als Subjekt ist in der ae. Zeit selten und auf die Spätzeit beschränkt. Im allgemeinen ist er erst auf dem Wege zu solcher Verwendung. Der reine Infinitiv als Subjekt gehört nur der literarischen Sprache an, und auch da steht er nur sehr selten und wird offensichtlich vermieden. Die Annahme irgendeiner stärkeren Verwendung des reinen Infinitivs als Subjekt in voraltenglischer Zeit, in der er durch ein Vordringen des präpositionalen Infinitivs in historischer Zeit eingeschränkt worden sei, erledigt sich von selbst bei rein historischer Betrachtung.

§ 5. Der präpositionale Infinitiv als Ergänzung von Verben.

Der adverbale Gebrauch bezeichnet die älteste und hauptsächlichste Verwendung des Infinitivs. Hier dient er zur Ergänzung des an sich unvollständigen Verbalbegriffes. Allgemein unterscheidet man in dieser Stellung den Infinitiv nach Hilfsverben, den objektiven und den finalen Infinitiv. Hier, wo es nur darauf ankommt, das Aufkommen und die weitere Ausbreitung des präpositionalen Infinitivs in den einzelnen Verwendungsarten zu erklären, ist es besser, dieses Einteilungsschema aufzugeben[1]) und den Infinitiv nur in bezug auf die Enge oder Weite seiner Verbindung mit dem übergeordneten Verb zu betrachten. Zwar entsprechen sich beide

[1]) Vgl. auch über die häufige Unsicherheit in der Beurteilung, ob *finaler* oder *objektiver* Infinitiv vorliegt, unten S. 157, Anm. 2.

Betrachtungsarten weitgehend, insofern als die Verbindung mit einem Hilfsverb am engsten ist und stetig bis zu dem finalen Gebrauch loser wird. Aber es ist methodisch viel klarer, den gesamten Komplex des adverbalen Infinitivs als Einheit aufzufassen und nun festzustellen, wie in ansteigender Linie mit dem allmählichen Engerwerden der Verbindung das Eindringen des *to*-Infinitivs immer später erfolgt, bis die Verbindung so eng wird, dafs der reine Infinitiv niemals in seinem Bestande ernstlich bedroht gewesen ist.[1]) Denn der präpositionale Infinitiv dringt in die Stellung als sog. objektiver Infinitiv nicht deshalb ein, weil er hier einem nominalen Objekt entspricht.[2]) Vielmehr genügte allmählich der reine Infinitiv bei solchen Verben nicht mehr, die aufser ihm noch andere Ergänzungen zu sich nehmen können, und mit denen daher die Verbindung des Infinitivs relativ locker war. Umgekehrt wurde bei manchen Verben, die einzig durch einen Infinitiv ergänzt werden können, die Verknüpfung allmählich so eng, dafs die Verbindung Verb + Infinitiv zu einem festen Typ wurde, in dem der reine Infinitiv bis heute wie der Teil eines einheitlichen Ganzen gefühlt wird.

Wo nun das Verb aufser durch einen Infinitiv noch durch eine zweite Bestimmung im Akkusativ ergänzt wird, steht der Infinitiv in derselben Funktion wie ein präpositionales Objekt, sofern die Verbindung des Verbums zu dem Akkusativ eine engere ist als zu dem Infinitiv und letzterer mithin nach den Verben des Zwingens, Bewirkens und In-Bewegung-Setzens mehr eine nähere Bestimmung transitiver Verben ist.[3]) Der präpositionale Infinitiv bleibt hier also durchaus in den Grenzen seiner eigentlichen Grundbedeutung. *„Ich schicke dich zu arbeiten“* ist seinem syntaktischen Gehalt nach genau dasselbe wie *„Ich schicke dich zur Arbeit.“*

---

[1]) Vgl. Behaghel a. a. O. S. 307.

[2]) Curme, Englische Studien 45 (1912), S. 375 hat ganz recht, wenn er für die alte Sprache die Bezeichnung *„objektiver Infinitiv“* ablehnt und in dem Infinitiv in dieser Verwendung nur eine Ergänzung des Verbs sieht (“was used to complete the meaning of verbs”). Sicher hat nur die Bezeichnung *„objektiver Infinitiv“* Callaway zu der Annahme geführt, dafs bei Verben mit doppelter oder dreifacher Rektion der Unterschied zwischen dem reinen und präpositionalen Infinitiv dem zwischen den verschiedenen Kasus gleichzusetzen sei (a. a. O. S. 68).

[3]) Vgl. Wilmanns a. a. O. S. 122.

Bei den Verben des Bewirkens und Aufforderns ist hierbei zu beachten, daſs ihre Zahl, soweit sie einen Infinitiv überhaupt nach sich dulden, in ae. Zeit nicht sehr groſs gewesen ist[1]), und daſs der Gebrauch des Infinitivs nach einigen von ihnen, nämlich *hatan*, *lætan* und *biddan*, nach denen der Infinitiv schon vorhistorisch so eng mit dem Verb verschmolzen sein muſs, daſs sie nie *to* zu sich nehmen, den nach allen andern Verben dieser Bedeutung weit übersteigt. Der Infinitivgebrauch bei diesen andern Verben ist also verhältnismäſsig jung, die Verbindung des Infinitivs mit dem regierenden Verbum ist stets sehr lose geblieben, und als daher die Präposition *to* zum Infinitiv hinzugesetzt wurde, wurde sie mit am ehesten nach diesen Verben verwandt. Die groſse Zahl ne. Verben dieser Bedeutung, die einen Akkusativ und einen *to*-Infinitiv nach sich verlangen, wie *cause*, *pray*, *force*, *charge*, *invite*, *request*, *prevent* u. a. ist erst allmählich seit me. Zeit hinzugekommen und meist romanischen Ursprungs. Besonders in den Denkmälern seit dem 14. Jahrhundert kann man das schnelle Eindringen der Verben dieses Typs beobachten.[2])

Ebensowenig wie diese Verwendungsart interessiert hier das letzte Glied der aufgestellten Reihe, nämlich der in engster Verbindung mit einem auxiliar gebrauchten Verb stehende reine Infinitiv, der in dieser Stellung bis heute fest geblieben ist. Was Callaway an vereinzelten Beispielen eines präpositionalen Infinitivs nach solchen Verben anführt — darunter sogar zwei Beispiele aus der Poesie! — ist anders zu deuten. Über

Ex. 437: *þæt ... rim ne cunnon yldo ofer eorðan ealle cræfte to gesecgenne*,

wo *cunnan* tatsächlich Begriffsverb ist und einen nominalen Akkusativ bei sich hat, von dem der *to*-Infinitiv seinerseits erst abhängt, vgl. F. A. Blackburn in seiner Ausgabe von *Exodus and Daniel.*[3])

---

[1]) Vgl. die von Callaway in seinem Abschnitt "The final Infinitive" angeführten Beispiele.

[2]) Das wird in Teil II noch im Zusammenhang des Akkusativs mit dem *to*-Infinitiv zu betrachten sein.

[3]) Zitiert bei Callaway a. a. O. S. 81.

Ebensowenig steht der *to*-Infinitiv in

Rid. 37. 13: *þu wast ȝif þu const to ȝesecȝanne, þæt we soð witan*

mit dem Hilfsverbum in Verbindung.[1])

Hier sollen nur die Fälle behandelt werden, in denen das Verb statt durch den Infinitiv auch durch ein nominales Objekt ergänzt werden kann, oder in denen neben dem Infinitiv noch ein Dativobjekt die Ergänzung bildet. In letzterem Falle steht bei den Verben des *Gebens* einerseits, denen des *Ge-* und *Verbietens* und *Erlaubens* andrerseits der reine und präpositionale Infinitiv; im ersteren Falle bei den Verben des *Besitzens* und *Erwerbens* nur der präpositionale Infinitiv; nach denen, die eine *Absicht* oder einen *Wunsch* bezeichnen, stehen beide Infinitivformen, dagegen nach denen des *Anfangens* und *Aufhörens* fast ausschliefslich der reine Infinitiv.

Es fragt sich, wie diese verschiedene Verteilung zu erklären ist.

Callaway führt in seinem Abschnitt „objektiver Infinitiv" 2709 Beispiele mit reinem Infinitiv gegenüber nur 529 mit präpositionalem an, davon aus der Poesie 491 : 17. Sein Einteilungsprinzip nach den verschiedenen Verwendungsarten, ob *final, objektiv, konsekutiv* usw., hat den grofsen Nachteil, dafs er je nach seiner oft fraglichen Auffassung eines Infinitivs[2]) das regierende Verb an verschiedenen Stellen anzuführen genötigt ist, wodurch er notwendigerweise die historischen Zusammenhänge auseinander reifst und die Erkenntnis der Herkunft der einzelnen Verwendungsarten des präpositionalen Infinitivs aus der Grundbedeutung erschwert.

[1]) Vgl. Riggert a. a. O. S. 70 und Callaway a. a. O. S. 82 und die dort angegebene weitere Literatur über diese Stelle.

[2]) Man beachte, wie oft Callaway im Zweifel ist, ob er einen *„objektiven"* oder *„finalen"* Infinitiv vor sich hat. Die reinen Infinitive nach *sellan* hält Callaway für final, Einenkel dagegen [Anglia 13 (1891), S. 99] für objektiv. In den folgenden Beispielen:

Älf. Num. 11. 13: *Sile us flæsc to etanne*
= da nobis carnes, ut comedamus

Älf. Num. 11. 4: *hwa sylð us flæsc to etanne*
= quis dabit nobis ad vescendum carnes?

fafst Callaway den ersten Infinitiv konsekutiv, den zweiten final auf. Alle solche Differenzierungen sind nur geeignet, die Erklärung des überall derselben Quelle entstammenden präpositionalen Infinitivs zu erschweren.

So verzeichnet er nach *sellan* 76 : 257 präpositionale bzw. reine Infinitive in finaler Bedeutung, aufserdem je einen in objektiver Bedeutung. Es ist aber kaum anzunehmen, dafs der Infinitiv in

Schöpf. 30: *þonne him frea sylle to onȝietanne ȝodes aȝen bibod* (Callaway: objektiver Infinitiv) und

Oros. 42. 29: *ealle ... bearn ... sealdon þæm Minotauro to etanne* = *filios Minotauro ... devorandos addicebant* (Callaway: finaler Infinitiv)

von verschiedener Herkunft ist.

Ebensowenig sind folgende nach demselben Verb stehende Infinitive von verschiedener Herkunft:

Wulf. 231. 1: *þa fæstendaȝas, þe men eow beodað to healdenne* (Callaway: objektiver Infinitiv)

Be. 114. 19: *eowde ..., þætte he him bead to healdanne* = *gregem ... quem sibi ipse crediderat* (Callaway: finaler Infinitiv)

Pr. Ps. 34. 4: *þa þe secað mine sawle to fordonne* = *quaerentes animam meam* (Callaway: objektiver Infinitiv)

Mat. 2. 13: *þæt Herodes secð þæt cild to forspillenne* = *ut Herodes quaerat puerum ad perdendum* (Callaway: finaler Infinitiv).

Vielmehr ist die syntaktische Struktur aller angegebenen Beispiele die gleiche. Die ursprüngliche Bedeutung von *sellan* ist „übergeben", von *beodan* „darbieten" und von *secan* „suchen". Wenn diese Verben ein nominales Objekt bei sich haben, kann von diesem zur Bezeichnung dessen, was mit ihm geschehen soll, eine adverbiale Bestimmung des Zweckes abhängig gemacht werden. Eine solche kann die Verbindung der Präposition *to* mit dem Dativ eines Substantivs ebenso wie mit dem Dativ des Infinitivs sein. Die oben gegebenen Sätze müssen daher alle in der gleichen Weise aufgefafst werden, nämlich:

Schöpf. 30: *als ihm der Herr Gottes eigenes Gebot zum Verstehen übergab (= zum Verständnis)*

Oros. 42. 29: *sie übergaben alle Kinder dem M. zum Essen (= zur Speise)*

Wulf. 231. 1: *..., welche euch die Leute zum Halten darboten*

Be. 114. 19: *..., welche er ihm darbot zum Halten.*

Der präpositionale Infinitiv steht also in allen Beispielen ohne Unterschied in seiner alten eigentlichen Bedeutung. Der Anschein, daſs der Infinitiv Ergänzung des Verbums sein könne, beruht auf der logischen Doppelbeziehung des Objekts auf das Verb und auf den Infinitiv. Soll die syntaktische Beziehung des Objekts Ausdruck der logischen auf das Verb sein, so schlieſst sich der Infinitiv als adverbiale Ergänzung an das Objekt an; soll dagegen dessen syntaktische Beziehung Ausdruck der logischen auf den Infinitiv sein, so rückt dieser in die Funktion einer Ergänzung des Verbums hinein, verbunden mit einer gewissen Verflüchtigung der prägnanten Bedeutung der Präposition *to*. Aus

Mat. 2. 3: *H. sucht das Kind zum Verderben*

wird

H. (ver)sucht das Kind zu verderben.

Dieser Wandel in der Auffassung der syntaktischen Bezüge hat aus dem exegetisch an ein Objekt angefügten *to*-Infinitiv einen solchen in der Bedeutung einer Ergänzung des Verbs entstehen lassen. Dieser Vorgang ist in seinen Grundzügen der gleiche, der auch zu der Entstehung des präpositionalen Infinitivs als Subjekt geführt hat. Und genau wie dort ist es auch hier schwierig festzustellen, wann der Wandel in der Auffassung sich vollzogen hat. Solange ein nominales Objekt vorhanden ist und der Infinitiv von einem transitiven Verb gebildet ist, liegt zunächst kein Grund vor, diesen anders als von dem Objekt abhängig zu fassen. Daher hat auch eine Differenzierung wie die von Callaway versuchte[1]) immer etwas Willkürliches an sich. Erst wenn analog ein absolut gebrauchter Infinitiv oder ein solcher, der seine eigene Ergänzung bei sich hat, an ein Verb angeschlossen wird, ist man sicher, einen präpositionalen Infinitiv als Ergänzung eines Verbums vor sich zu haben.

Während man also zweifeln muſs, in welcher Funktion der Infinitiv in

Älf. L. d. H. 102. 227: *þam alyfde se casere heora cristendom to healdenne*

steht, kann dieser in

---

[1]) S. oben S. 157.

Mat. 8. 21: *alyfe me ærest to farenne*
= *permitte me primum ire*

nur als Ergänzung des Verbs gefaſst werden.

Diese syntaktische Gliederverschiebung ist der erste und mächtigste Anstoſs, der den präpositionalen Infinitiv in die Stellung einer Ergänzung von Verben analog zu einem nominalen Objekt gebracht hat. Da die Bedingungen dieses Vorgangs die gleichen sind, wie bei der Entstehung des subjektiven *to*-Infinitivs, braucht er im folgenden nur kurz behandelt zu werden.

1. Auſser durch einen Infinitiv wird das Verb noch durch ein Objekt im Dativ ergänzt.

Die Verben des *Darbietens* und *Gebens* haben fast ausschlieſslich den präpositionalen Infinitiv nach sich, nur nach *sellan* überwiegt der reine Infinitiv im Verhältnis von 257 : 76. Hier hat der reine Infinitiv noch stark seine ursprüngliche finale Kraft bewahrt; er wird sogar zur Übersetzung lateinischer Gerundialkonstruktionen verwandt:

Wärf. 220. 22: *hlodon heom drincan*
= *ad bibendum hauriebant aquam*

Be. 192. 14: *sealde þam untruman drincan*
= *obtulit aegro potandum.*

Auch ein Objekt kann von einem solchen reinen Infinitiv abhängig gemacht werden:

Greg. 459. 18: *ic seal sellan eow ʒiet mioloc drincan nalles flæsc etan.*

Daſs der präpositionale Infinitiv bei diesen Verben im Germanischen ursprünglich zu dem nominalen Objekt und nicht direkt zu dem Infinitiv gehörte, ist im Gotischen noch deutlich ersichtlich. Nach Köhler steht es durchaus nicht im Belieben des Übersetzers, ob er nach *giban* den reinen Infinitiv oder *du* mit dem Infinitiv verwendet. „Überall nämlich, wo wir nach *giban du* c. Inf. finden, ist das Objekt im Akk. angegeben und an der einzigen Stelle, wo es scheinbar fehlt, ist es zu dem ersten der koordinierten Verben zugesetzt und somit aus dem Zusammenhang leicht zu ergänzen. Der Infinitiv mit *du* dient also zur Angabe dessen, was mit der Gabe geschehen

soll ..."[1]). Erst durch den Wandel in der Auffassung der syntaktischen Bezüge ist der Infinitiv direkt vom Verb abhängig geworden, und nun sind auch Fälle möglich, in denen der nominale Akkusativ ausgelassen ist. Doch scheint das erste Beispiel hierfür sich erst bei Laȝamon zu finden:

Laȝam. III. 236: *þæ quene bar to drinken.*[2])

Doch zu einer wirklichen Verbindung des präpositionalen Infinitivs mit diesen Verben ist es bis heute nicht gekommen, wir fühlen immer noch seine ursprüngliche gerundiale Natur heraus, auch da, wo der Akkusativ erspart ist. Der Infinitiv eines intransitiven Verbs ist daher nach diesen Verben nicht möglich.

Hieran schliefsen sich die Verben des *Ge-* und *Verbietens* und des *Erlaubens* an. Mit den Verben des *Gebens* sind sie der Bedeutung nach nahe verwandt; bei ein und demselben Verbum ist sogar ein Übergang von einer Bedeutung zu der anderen möglich. Aber in ihrer gegenüber den Verben des *Gebens* mehr unsinnlichen Bedeutung erlauben sie auch den Infinitiv intransitiver Verben nach sich. Doch stehen im Ae. bei ihnen noch vorwiegend Infinitive transitiver Verben, die sich exegetisch an das eigentliche Objekt anschliefsen und nur wegen der logischen Doppelbeziehung des Objekts den Anschein erwecken, als ob sie sich auf das Verb bezögen.

Bei manchen Beispielen aus der Übersetzerliteratur gibt schon die Konstruktion der lateinischen Vorlage einen Hinweis darauf, dafs der Infinitiv nur abhängig von dem Objekt gemeint sein kann:

Be. 412. 1: *þe ic bebead him to secȝenne*
= quae tibi dicenda praecepi
= was ich dir gebot [urspr.: darbot] zum Sagen (= damit du es sagst)

---

[1]) A. Köhler, *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs im Gotischen,* Germania 12 (1867), S. 436.

[2]) Mätzner a. a. O. III, S. 32. Vgl. auch ebenda S. 33: „Wo nun ein Akkusativ hinzutritt, welcher zugleich als das natürliche Okjekt des Infinitivs angesehen werden mufs, kann als zweifelhaft erscheinen, ob ursprünglich jener Kasus auf das Prädikatsverb oder auf den Infinitiv unmittelbar zu beziehen ist, obwohl die englische Sprache durch die Wortstellung sich überwiegend für die erstere Beziehung entscheidet."

Be. 350.28: *Swa hwæt swa þu me onsettest and bebeodest to donne*
= *Quidquid mihi imposueris agendum.*

Es liegt nun kein Grund vor, den Infinitiv in Beispielen aus der mehr originalen Prosa, die auch ohne lateinisches Vorbild die gleiche syntaktische Struktur aufweisen, anders aufzufassen:

Wulf. 10. 10: . . . *scyp, þe ȝodd sylf ȝedihte Noe to wyrcanne*
Älf. Hom. I. 218: *Circlice þeawas forbeodað to secȝenne æniȝ spel*
Chron. 206, 1070 A: *bebead þam biscopan . . . þa serfise to donde.*

Beispiele dieses Typs, in denen der Infinitiv von einem transitiven Verb gebildet ist und von dem Objekt des Satzes abhängt, in dem er auch seine Ergänzung findet, gibt es bei dieser Gruppe von Verben nach Callaway etwa 50. Demgegenüber gibt es nur wenige, deren Infinitiv von einem intransitiven Verb gebildet ist, der daher nur als Ergänzung des Verbums selber gefaſst werden kann:

Älf. L. d. H. XXXII. 105: *forbead Petre . . . to winnenne*
Älf. L. d. H. XXXII. 221: *ȝehadodum forbeadað . . . to beonne embe þeofas*
Älf. Num. 21. 22: *þæt þu me lyfe ofer þin land to ferenne*
= *ut transire mihi liceat*
Älf. Deut. 3. 25: *alife me to farenne and to ȝeseonne þæt seloste land*
= *transibo et videbo*
Mat. 8. 21: *alyfe me ærest to farenne*
= *permitte me primum ire.*

Weiter gehören zu dieser Gruppe einige Verben, die *Darbieten* in abgeschwächter Form bedeuten, nämlich *zeigen, lehren* u. ä.[1])

Der Infinitiv ist Ergänzung des Akkusativobjekts:

Älf. Hom. II. 344: *Boda nu eallum mannum dædbote to donne*
Älf. Hom. II. 216: *þus tæhte Crist . . . mannum to donne.*

Der Infinitiv ist Ergänzung des Verbs:

Bl. Hom. 169. 9: *hwylc æteowde eow to fleonne?*

---

[1]) Wenn Callaway sie zu den Verben der *geistigen Wahrnehmung* stellt, kann das nur zu Irrtümern in der Erkenntnis der syntaktischen Geltung eines folgenden Infinitivs führen.

Mat. 3. 7: *hwa ȝeswutelode eow to fleonne?*
= quis demonstravit vobis fugere.

Auch *læran* mufs hier mit eingereiht werden, obwohl es eigentlich den Akkusativ der Person verlangt. Doch ist der präpositionale Infinitiv als Ergänzung bei ihm von der gleichen Herkunft wie bei den sinnverwandten Verben des Zeigens:

Be. 258. 8: *he rehte endebyrdnesse lifes æteawde, and rihte Eastran to weorðianne lærde*
= rectum vivendi ordinem, ritum celebrandi paschae . . . disseminabat

Be. 276. 6: *he . . . onȝon læran to healdenne . . . þa þinȝ*
= coepit observanda docere

Läce 35. 10: *Sume an word . . . lærað to cweþenne*

Boeth. 79. 17: *ne þe nan neodðearf ne lærde to wyrcanne þæt þæt þu worhtest*

Greg. 255. 12: *he us lærð nytwyrðlicu þinȝ to underfonne.*[1])

Der reine Infinitiv ist nach *læran* im Ae. nicht belegt. Die hier angeführten präpositionalen Infinitive — mehr verzeichnet Callaway nicht — können wohl alle noch als abhängig von den verschiedenen Objekten aufgefafst werden.[2])

2. Der Infinitiv ist einzige Ergänzung des Verbs an Stelle eines nominalen Objekts.

Zunächst kommen hier einige Verbgruppen in Frage, die im eigentlichen oder übertragenen Sinne ein *Erwerben* oder *Besitzen* bezeichnen. Zwar bleibt in dem Infinitiv nach den eigentlichen Verben des *Erwerbens* und *Besitzens* stets ein finaler Sinn enthalten, auch wenn er durch den Wandel der syntaktischen Auffassung näher an das Verbum herangerückt

[1]) In diesem Beispiel fafst Callaway den Infinitiv merkwürdigerweise als Ergänzung des Adjektivs, im Gegensatz zu den anderen angegebenen Beispielen, deren Infinitive er für *„objektive“* hält, obwohl nicht der geringste Unterschied in der syntaktischen Struktur aller Beispiele zu finden ist.

[2]) Vgl. Wilmanns a. a. O. S. 121 u. 118: „Nach *lehren*, das schon im Ahd. mit *zi* vorkommt, brauchen wir beide Konstruktionsarten wie bei *helfen*: der blofse Infinitiv bezeichnet das Objekt, der Infinitiv mit *zu* das Ziel.“ Nach den Verben, die *helfen* bedeuten, und die unter den Verben mit Dativ und Infinitiv eine Sonderstellung einnehmen, ersetzt der *to*-Infinitiv unmittelbar ein präpositionales Objekt.

ist. Insofern stehen diese Verben mit den Verben des *Gebens* auf der gleichen Stufe. Aber während bei diesen der reine Infinitiv ursprünglich ist, der erst allmählich vor dem vordringenden präpositionalen Infinitiv zurücktritt, beweist das gänzliche Fehlen des reinen Infinitivs und der ausschliefsliche Gebrauch des präpositionalen nach den Verben des *Erwerbens* und *Besitzens*, dafs der Infinitiv bei ihnen überhaupt etwas Sekundäres ist.

Nach *habban* ist oft für die ae. Zeit der Gebrauch eines *to*-Infinitivs als Ergänzung behauptet worden. Auch Callaway[1]) glaubt, mit aller Vorsicht wenigstens einige Beispiele dieses Gebrauchs anführen zu können. Wie unberechtigt und im Grunde willkürlich eine Differenzierung der Infinitivfunktion nach *habban* ist, zeigt aber schon die folgende Gegenüberstellung:

Callaway "with noun":

Greg. 237. 13: *fela ic hæbbe eow to secʒanne*
= *multa habeo vobis dicere*

Callaway: "objective (or with noun?)":

Ae. Hom. II. 149: *ne hæfst þu nan þinʒc on me to donne*

Callaway: "objective":

Älf. B. d. Richter 3. 20: *ic hæbbe þe to secʒanne ures ʒodes ærende*
= *verbum dei habeo ad te*

Mat. 20. 22: . . . *drincan þone calic þe ic to drincenne hæbbe*
= . . . *bibere calicem quem ego bibiturus sum.*

In allen 4 Beispielen bezieht sich rein logisch das Objekt sowohl auf das Verb wie auf den Infinitiv. Syntaktisch liegt aber absolut kein Grund vor, die Geltung der einzelnen Infinitive verschieden aufzufassen. Auch die Stellung des Objektes im 3. Beispiel ist kein Beweis, dafs es sich näher an den Infinitiv als an das Hauptverb anschliefst. Wohl nur der Stellung wegen zieht auch Mätzner[2]) das Objekt zum Infinitiv in

L. 7. 14: *ic hæbbe þe to secʒenne sum þinʒ.*

---

[1]) a. a. O. S. 43.

[2]) a. a. O. III, S. 33. In

Ex. 16. 23: *ʒearwiað to morʒen, þæt ʒe to ʒearwienne hæbbon*

Apol. 24. 24: *Nim, þæt ic þe to sillenne habbe*

liegt schliefslich gar kein Grund vor, den Infinitiv als Ergänzung des Verbs aufzufassen, wie es Mätzner will. Vgl. auch Paul, *Deutsche Grammatik* IV, 4 S. 118f.

Doch kann ich Mätzners Argument nicht anerkennen. In allen Beispielen ist in gleicher Weise der *to*-Infinitiv abhängig von dem Akkusativobjekt. Bezeichnend ist, daſs nach *habban* genau wie nach den Verben des *Gebens* in ae. Zeit nur die Infinitive transitiver Verben möglich sind, bei denen allein das logische Doppelverhältnis zu Zweifel über die syntaktische Geltung der Infinitive Anlaſs gibt. Der ursprüngliche gerundiale Charakter der Infinitive nach *habban* setzt sich auch heute noch in dem Charakter der Notwendigkeit fort, den *to have to* im Ne. angenommen hat. Bezeichnenderweise sind auch erst mit Annahme dieser neuen Bedeutung von intransitiven Verben gebildete Infinitive hier möglich.

Bei den Verben, die im übertragenen Sinne ein *Erwerben* oder *Besitzen* bezeichnen, liegen die Verhältnisse infolge des nach ihnen nebeneinander bestehenden Gebrauchs des reinen und präpositionalen Infinitivs wesentlich verwickelter. Einige zeigen von Anfang an ausschlieſslich den präpositionalen Infinitiv; dieses und die Tatsache, daſs sie nur selten den Infinitiv bei sich haben, läſst noch klar erkennen, daſs sich der Infinitivgebrauch überhaupt bei ihnen erst allmählich herausgebildet hat. Bei anderen Verben kann man noch klar die ursprüngliche Differenzierung in der Anwendung des reinen und des präpositionalen Infinitivs sehen. Bei allen kann aber der präpositionale Infinitiv nur durch die Verschiebung der syntaktischen Gliederung allmählich in die Funktion einer näheren Ergänzung des Verbums eingerückt sein.

Noch in seinem ursprünglichen, in der eigentlichen Bedeutung der Präposition angelegten Gebrauch findet sich der *to*-Infinitiv in den wenigen überlieferten Belegen nach folgenden Verben, die einen reinen Infinitiv überhaupt nicht kennen:

Älf. L. d. H. 200. 73: *þu cwyst þæt þu ȝecure þa tinteȝru to þrowiȝenne*
Apol. 19. 19: *þone deað hi oferhoȝodon and þone rædels understodon to arædenne*[1])
Älf. Hom. II. 506: *þa nyste heora nan his naman to secȝenne.*

---

[1]) Gerade hier treten die syntaktischen Bezüge ganz klar zu Tage. Wie *deað* von *oferhoȝodon*, so hängt *rædels* von *understodon* als Objekt ab, und zu *rædels* ist dann der *to*-Infinitiv exegetisch hinzugesetzt.

Hierher gehören auch die beiden *to*-Infinitive, die Callaway fälschlich als von Hilfsverben abhängig bezeichnet[1]):

Rid. 37. 13: *þu wast ʒif þu const to ʒesecʒanne þæt* ...
Ex. 437: *þæt ... rim ne cunnon yldo ofer eorðan ealle cræfte to gesecʒenne* ...

Bei anderen Verben erkennt man aus dem gleichzeitigen Gebrauch des reinen und präpositionalen Infinitivs noch deutlich die ursprüngliche Bedeutungsdifferenzierung beider. Jener steht als Ergänzung des Verbums, dieser bezeichnet in gerundialer Funktion das Ziel der Tätigkeit und ist von dem Objekt des Verbums abhängig. So bei (*ʒe*)*leornian*:

Reiner Infinitiv als Ergänzung des Verbums:

Be. 404. 22: *he ʒeleornode ... inʒonʒ ʒeopenian = didicerat ... patere ... introitum*
Älf. Hom. II. 416: *þæt men leornion aʒyldan ʒod for yfelne;*

präpositionaler Infinitiv exegetisch an das Objekt angefügt:

Be. 210. 31: *eall þa þe he ʒeleornade to donne = quae agenda didicerat*
Be. 246. 7: *þa þa he in wreotum leornade to donne = quae in scripturis agenda didicerat.*

Schon die lateinische Gerundialkonstruktion läſst in den beiden letzten Beispielen deutlich die Funktion der englischen *to*-Infinitive erkennen.

Von solch ursprünglicher Verwendung aus ist dann die Präposition auch da eingedrungen, wo der absolut oder mit eigener Ergänzung gebrauchte Infinitiv nur Ergänzung des Verbs sein kann:

Älf. L. d. H. 132. 242: *Þa þe habbað ʒeleafan and leornodon to campienne*
Greg. 441. 17: *þonne hi leorniað ... þa soðan ʒod to secanne = tunc discunt vera bona discere.*

Derselbe Bedeutungsunterschied im Gebrauch beider Infinitivarten findet sich bei *secan*:

Reiner Infinitiv als Ergänzung:

Wald. A. 18: *þu ... feohtan sohtest*

---

[1]) Vgl. oben S. 156.

L. 20. 19: *Þa sohton ... hyra handa ... on hine wurpan*
= *quaerebant ... mittere in illum manus*
Mat. 12. 46: *secende spæcon to him*
= *quaerentes loqui ei;*

präpositionaler Infinitiv abhängig von dem Objekt von *secan*:
Pr. Ps. 34. 4: *þa þe secað mine sawle to fordonne*
= *quaerentes animam meam*
Pr. Ps. 36. 32: *seceð hine to fordonne*
= *quaerit mortificare eum*
Älf. Ex. 2. 15: *Þa Pharao ... sohte Moises to ofsleanne*
= *quaerebat occidere Moysen*
Mat. 2. 13: *Herodes secð þæt cild to forspillenne*[1])
= *H. quaerat puerum ad perdendum eum.*

Die logische Doppelbeziehung des Objekts auf das Verb und auf den Infinitiv, die das Wesen des exegetischen Infinitivs ausmacht, kommt in dem lateinischen Text des letzten Beispiels durch die Wiederholung des Objekts durch ein Pronomen nach dem Infinitiv auch äufserlich zum Ausdruck. Demgemäfs ist diese Stelle auch in der Lindisfarn-Hs. wiedergegeben:
soecas þone cnæht to fordoanne uel to forlosanne hine.

Die Verben, die eine *Absicht*, einen *Wunsch* oder ein *In-Aussicht-Stellen* oder *-Nehmen*[2]) bezeichnen, sind zu einem Teil solche, die neben ihrer transitiven Bedeutung noch eine andere

---

[1]) Wenn Callaway diesen Infinitiv als *final* ansah, durfte er doch auch dem Infinitiv in dem vorhergehenden Beispiel keine andere Bedeutung zuschreiben. Denn dafs in *Mat.* eine lateinische Gerundialkonstruktion zu übersetzen war, *Älf.* dagegen einen reinen Infinitiv in seiner Vorlage fand, kann doch nur ein Beweis dafür sein, dafs *Älf.* auch gegen den lateinischen Text eine einheimische Konstruktion anwandte. Älfrics Übersetzung entspricht genau der bei allen in der ae. Zeit nach *secan* belegten Infinitivbeispielen zu beobachtenden Differenzierung des reinen und *to*-Infinitivs: dieser wird von transitiven Verben gebildet, jener von intransitiven. Noch in den *Evangelien* ist diese Differenzierung streng durchgeführt. Vgl. auch Callaway a. a. O. S. 64.

[2]) Nach dem Vorbilde Mätzners werden in der Literatur Verben wie *gedenken, hoffen, lernen, meinen, erwarten* u. ä. meist als Verben der geistigen Wahrnehmung (des Vorstellens und Denkens) angeführt. Diese Bezeichnung ist zur Beurteilung der syntaktischen Funktion der von ihnen abhängigen Infinitive leicht irreführend. *Þencan* u. ä. haben im Ae. nur einen Infinitiv nach sich, soweit sie eine Absicht zum Ausdruck bringen; *hoffen* als Verb des In-Aussicht-Nehmens. Alle jedenfalls gestatten einen Infinitiv nur soweit nach sich, als sie auf etwas Zukünftiges hinweisen. Nach den

haben, in der sie eine präpositionale Bestimmung des Zweckes und Zieles verlangen. So haben *ȝemyntan* und *tilian* den Akkusativ oder *to* nach sich, und entsprechend wird ursprünglich die Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs nach ihnen gewesen sein. Andere, die nur durch eine präpositionale Bestimmung ergänzt werden können, wie *beotiȝan, ȝiernan, hiȝian* u. a. haben entsprechend auch nur den *to*-Infinitiv nach sich. Verben dagegen, die nur der Ergänzung durch ein einfaches Objekt fähig sind, werden auch ursprünglich analog dazu nur den reinen Infinitiv nach sich gehabt haben. Nun lagen natürlich in einer Gruppe von Verben, deren einer Teil von Haus aus den präpositionalen Infinitiv oder beide Infinitivformen nach sich hatte, die Bedingungen zu analogem Eindringen der Präposition zu den Verben, die sie ursprünglich nicht hatten, besonders günstig. Dazu kam, dafs diese letzteren Verben oft neben dem Akkusativ des erreichten Zieles den Genitiv des erstrebten Zieles nach sich hatten[1]), so dafs die Präposition leicht zur Verstärkung der finalen Bedeutung zu den an die Stelle dieses Kasus tretenden Infinitiven gesetzt werden konnte. Ausgangspunkt dieser ganzen Bewegung ist zum Teil auch hier wieder der Wandel in der Auffassung der syntaktischen Gliederung gewesen. Die ursprüngliche Gliederung, in der der *to*-Infinitiv sich exegetisch an das Objekt anschlofs, ist noch in folgenden Beispielen zu erkennen:

Solil. 56. 5: *Hwæs wilnast þu ma to witanne*
= Quid scire prius mavis

Met. 19. 44: *Hi wilniað welan and æhta and weorðscipes to ȝewinnanne*

Solil. 32. 20: *Wilnast þu maran to witanne . . .?*
= Amasne aliquid praeter tui Deique scientiam?

Chr. 1288: *hu hi fore ȝoddædum ȝlade blissiað, þa hy, unsælȝe, ær forhoȝdun to donne*

Greg. 11. 14: *þonne hit þencð fela ȝodra weorca to wyrcanne.*

---

echten Verben des Sagens und Denkens ist ein Infinitiv zur Bezeichnung von etwas Vergangenem oder Zukünftigem im Ae. unmöglich. Vgl. den Bedeutungsunterschied noch im Ne. in:

I meant to take my life
You professed to love me

(zitiert bei Mätzner a. a. O. III, S. 23).

[1]) Vgl. B. Delbrück, *Synkretismus. Ein Beitrag zur germanischen Kasuslehre,* 1907, S. 207 f.

Bei der Weiterausbreitung des *to*-Infinitivs haben gerade bei dieser Gruppe von Verben neben dem rein grammatischen Umwandlungsprozeſs in starkem Maſse psychologische Faktoren eine Rolle gespielt. Die Richtung auf etwas Zukünftiges, Geschehen-Sollendes ist bei diesen Verben so stark, daſs zu ihrem Ausdruck sehr leicht die Präposition hinzugefügt werden konnte. Wahrscheinlich war die Verbalisierung des reinen Infinitivs nach ihnen gar nicht so weit fortgeschritten gewesen, so daſs auch dieser immer noch eine gewisse finale Bedeutung hier bewahrt hatte, die jetzt durch das *to* wieder zum Ausdruck gebracht wurde. Nur so läſst sich die frühe Ausbreitung des absolut gebrauchten oder mit eigener Ergänzung versehenen *to*-Infinitivs nach diesen Verben erklären[1]):

Boeth. 53. 11: *þeah hi . . . þencan to cumanne*[2])
Greg. 25. 9: *wilniađ þeah lareowas to beonne*
= *docere concupiscunt.*

Das starke finale Element, das in diesen Verben liegt, wird heute noch durch den Gebrauch des *to* als Proinfinitiv zum Ausdruck gebracht.[3])

---

[1]) Eine rein psychologische Erklärung für den gleichzeitigen Gebrauch des reinen und präpositionalen Infinitivs und des Gerundiums nach Verben, die eine Absicht oder einen Wunsch bezeichnen, gibt Deutschbein, *Neuere Sprachen* 30 (1922) S. 12 ff. Der Infinitiv kann nach ihm hier bezeichnen:

1. das Ziel, auf das hin die Gemütsbewegung tendiert;
2. das Objekt, das von dieser ergriffen wird.

In letzterem Falle kann in dem Vorstellungskomplex der Verbbegriff so sehr vor dem Infinitivbegriff zurücktreten, daſs beide zu einer Einheit verschmelzen, in der das Verb (3.) nur noch zur Modifikation des Infinitivs dient. Mit der Abschwächung der Grundbedeutung des Infinitivs bringt die Präposition in Fall 1 diese Grundbedeutung wieder schärfer zum Ausdruck; das Übergreifen der Präposition auf Fall 2 bedeutet eine Abschwächung der sinnlichen Bedeutung der Präposition, neben die später das Gerundium tritt (*I like hunting*). In Fall 3 bleibt der reine Infinitiv unangefochten.

[2]) Über *þencan* mit folgendem Infinitiv im Ae. und Ne. vgl. W. van der Gaaf, *Some Remarks on þencan and its me. and modern English representatives*, Englische Studien 34 (1904), S. 52 ff. — Merkwürdigerweise hat *lystan*, das seiner Bedeutung nach auch zu dieser Gruppe gehört, den reinen Infinitiv neben dem erst sehr spät hier eindringenden präpositionalen Infinitiv lange zähe bewahrt.

[3]) Vgl. darüber Deutschbein, a. a. O. S. 164 Anm. 2 und die dort angegebene Literatur.

Den stärksten Widerstand gegen das Eindringen des präpositionalen Infinitivs haben in ae. Zeit die Verben des *Anfangens* und *Aufhörens* geleistet.

Zwar nach *fon*, das von seiner eigentlichen Bedeutung *nach etwas greifen* erst sekundär die Bedeutung *sich an etwas machen, anfangen* entwickelt hat, entspricht der gleichzeitige Gebrauch des reinen und präpositionalen Infinitivs durchaus der doppelten Konstruktion, die nach diesem Verbum gebräuchlich war, das neben einem Akkusativ auch ein präpositionales Objekt mit der Präposition *to* nach sich haben konnte.[1]) Die Komposita von *fon*, die ebenfalls die Bedeutung *etwas unternehmen, anfangen* annehmen konnten, haben den einzig bei ihnen belegten präpositionalen Infinitiv mit Recht von ihrer Grundbedeutung *empfangen* als Ergänzung des nominalen Objekts nach sich:

Greg. 77. 4: *þa þe . . . saula underfooð to lædanne*
= *qui . . . animam . . . perducendam . . . suscipiunt*
Wärf. 113. 22: *þas stowe se ʒota underfenʒ to clænsienne*
= *Locum . . . quem mundandum Gothus susceperat.*

Die eigentlichen Verben des *Anfangens* und *Aufhörens*, wie *ʒinnan* und Komposita, *blinnan, ablinnan* u. a. haben fast ausschliefslich den reinen Infinitiv bei sich. *Blinnan* ist nur in der Beda-Übersetzung siebenmal mit dem reinen Infinitiv belegt, *ablinnan* bei Älfric je einmal mit dem reinen und dem präpositionalen Infinitiv. Bei *ʒinnan* und Kompositis kann man das ganz allmähliche Aufkommen des präpositionalen Infinitivs in den Denkmälern deutlich verfolgen. *Ʒinnan* selbst ist nur einmal bei Beda und zwar mit dem reinen Infinitiv belegt. Das Hauptverb ist *onʒinnan*, das gegenüber 977 reinen Infinitiven nur 37 präpositionale nach sich hat. Im Vergleich zu ihm tritt *beʒinnan* mit 29 : 57 weit zurück, obwohl bei ihm gerade der präpositionale Infinitiv überwiegt. Die Poesie verwendet ausschliefslich *onʒinnan* und zwar nur mit dem reinen Infinitiv. Die Verteilung der in der Prosa belegten Beispiele eines *to*-Infinitivs ist folgende (die gelegentlich in Klammeru gegebenen Zahlen bedeuten die Zahl der reinen Infinitive zum Vergleich):

---

[1]) Wie *fon to* ist auch *tacan to* zu beurteilen in
Chron. 263, 1135 E: *David toc to werrien him.*

	beȝinnan		*onȝinnan*		*aȝinnan*	
Greg.			1			
Boeth.			1			
Pr. Ps.			1			(1)
Bened.	2		1			
Älf.	52	(19)	25	(82)		
Ae. Hom.	2	(5)	2			
Wulf.	1		3			(7)
Chron.	1	(1)	2		5	(2)
Ev.		(1)				(14)
Nic.			1			
Gesetze						(2)
Bend. Off.		(1)				
Glauben		(1)				
Apol.						(2)

Die Frühzeit der ae. Prosa kennt also den präpositionalen Infinitiv so gut wie gar nicht; nicht ein einziges Mal verwendet ihn die Beda-Übersetzung. Auch die Spätzeit nimmt ihn nur sehr zögernd auf, und da verhalten sich die einzelnen Denkmäler verschieden: Während die *Evangelien* nur den reinen Infinitiv kennen, gebraucht Älfric den flektierten Infinitiv gern und setzt ihn nach *beȝinnan* sogar häufiger als den reinen! Für *beȝinnan* hat Älfric überhaupt eine Vorliebe: von den 86 in der ae. Zeit belegten Beispielen eines Infinitivs nach diesem Verb stehen 71 bei ihm.

Nach *aȝinnan* schliefslich, das nicht sehr oft gebraucht wird, finden sich nur fünf präpositionale Infinitive in der späten Hs. E der Chronik bei Eintragungen zum Jahre 1006.

In der Reihe der Verbgruppen, deren Verbindung mit einem abhängigen Infinitiv fortlaufend enger wird, bezeichnen *ȝinnan* und Komposita den Punkt, an dem diese Verbindung so eng zu werden beginnt, dafs Verb und Infinitiv zu einem Begriff zusammenschmelzen. Vorzüglich *onȝinnan* scheint in solch auxiliarer Bedeutung gern angewandt worden zu sein und mit einem nachfolgenden Infinitiv oft nur eine Umschreibung des einfachen Infinitivbegriffes bezeichnet zu haben. Aus diesem Gebrauch erklärt sich das späte Hinzutreten des präpositionalen Infinitivs zu diesen Verben, das, wie die obige Tabelle zeigt, nur ganz langsam im Verlaufe der späteren ae. Zeit vor sich ging. Da nun *beȝinnan* mit einem Infinitiv überhaupt erst aus der späteren Zeit belegt ist, ist die verhältnismäfsig hohe Zahl präpositionaler Infinitive bei ihm

nichts Befremdendes. Warum aber gerade Älfric bei *beginnan* so ausgesprochen den präpositionalen Infinitiv dem reinen vorzieht, läſst sich nicht erklären.

Das Aufkommen des präpositionalen Infinitivs nach diesen Verben ist vielleicht am ehesten da erfolgt, wo die Bedeutung des Anfangens noch nach der Seite des Vorsätzlichen, Beabsichtigten verstärkt war und *ginnan* und Komposita zur Übersetzung des lateinischen *conari* verwendet wurden. Ursprünglich scheint bei dieser Verwendung der Infinitiv wieder als adverbiale Bestimmung zum Objekt gehört zu haben, wie aus

Boeth. 127. 23: *ic sceal þeah hwætwugu his onginnan þe to tæcanne = aliquid deliberare conabimur*

noch hervorzugehen scheint. Bei der Verschiebung der syntaktischen Gliederung müssen dann Analogien zu dem bedeutungsverwandten *fon* eine groſse Rolle gespielt haben. So langsam dieser Übergang vor sich ging und so verschwindend, wie wir gesehen haben, die Zahl der *to*-Infinitive bei diesen Verben im Vergleich zu der der reinen Infinitive in der ae. Zeit bleibt, im Einzelfall kann die Verbindung des *to*-Infinitivs mit dem regierenden Verb schon als besonders eng empfunden worden sein, wie die Voranstellung des Infinitivs in folgendem Beispiel beweist:

Älf. L. d. H. 530. 704: *on þam fyrmestan dagan þe decius se casere to rixianne begann.*

Eine solche Voranstellung, die beim präpositionalen Infinitiv sonst nie eintritt, dagegen beim reinen Infinitiv, besonders bei Hilfsverben, aber auch sonst nicht selten ist, bezeichnet stets eine besonders enge Verbindung des Infinitivs mit seinem regierenden Verb.

Ergebnis.

Die Ergebnisse des letzten Paragraphen lassen sich kurz noch einmal dahin zusammenfassen, daſs die Zahl der wirklich als Ergänzung von Verben analog zu nominalen Objekten stehenden präpositionalen Infinitive im Ae. noch sehr gering ist. Da nun eine solche Verwendungsart von der ursprünglichen Funktion des *to*-Infinitivs durchaus verschieden ist, so ist der geringe Gebrauch des *to*-Infinitivs als Ergänzung von

Verben ein Zeichen dafür, dafs das Ae. in seinem Infinitivgebrauch sich noch nicht sehr weit von der ursprünglichen Verteilung zwischen reinem und präpositionalem Infinitiv entfernt hatte. Der Weg, den die Sprache zur Verwendung des präpositionalen Infinitivs als Ergänzung von Verben am Ende der ae. Zeit schon deutlich erkennbar zu gehen begann, wird gekennzeichnet durch die grofse Zahl von Beispielen, in denen das Objekt logisch sowohl zu dem Verb als auch zu dem Infinitiv gehört, und in denen der *to*-Infinitiv daher syntaktisch sowohl als Ergänzung des Objekts als auch des Verbs aufgefafst werden kann. Eine von der Entstehung und der Grundbedeutung des *to*-Infinitivs ausgehende historische Betrachtungsart wird jedoch in solchen Zweifelsfällen stets geneigt sein, den ursprünglichen Gebrauch dieses Infinitivs als Ergänzung des Objekts zu erkennen.

Neben diesem Ausgehen von der Grundbedeutung des präpositionalen Infinitivs ist für die Erklärung seines Gebrauchs in ae. Zeit die Erkenntnis der Verbindung, in der überhaupt Verben Infinitive als Ergänzung zu sich nehmen können, von gröfster Bedeutung. Die Anordnung aller dieser Verben in Gruppen, die gemäfs der zunehmenden Enge dieser Verbindung eine fortlaufende Reihe bilden, läfst klar erkennen, wie im Verhältnis dazu der präpositionale Infinitiv immer später zu den einzelnen Verben tritt; zu den Verben, die aufser durch einen Infinitiv noch durch einen Akkusativ ergänzt werden, tritt der *to*-Infinitiv am ehesten in der Funktion einer präpositionalen Bestimmung; bei den Verben des *Anfangens* und *Aufhörens*, die einen Infinitiv in sehr enger Verbindung zu sich nehmen, kommt der *to*-Infinitiv erst in spätae. Zeit und auch da nur in ganz beschränktem Umfange auf. Darüber hinaus, bei den sogenannten Hilfsverben, tritt der präpositionale Infinitiv überhaupt nicht auf.

Es bleiben nur noch die beiden Fragen zu erörtern, wie in der verhältnismäfsig geringen Zahl von Fällen, in denen nach einem Verb beide Infinitivarten möglich sind, das Verhältnis des reinen Infinitivs zum präpositionalen zu beurteilen ist, und ob in solchen Fällen schon von einer Abschwächung der eigentlichen Bedeutung der Präposition gesprochen werden kann. Gegen eine völlige Gleichsetzung spricht zunächst schon die Tatsache, dafs der präpositionale Infinitiv so gut wie gar

nicht seinem regierenden Verb vorangestellt wird, während das bei dem reinen Infinitiv immerhin nichts Seltenes ist. In folgenden Sätzen steht der Infinitiv nicht vor seinem regierenden Verb, wie Callaway[1]) meint, sondern ergänzt in Wahrheit das Objekt des Verbums:

Be. 258. 8: *he rehte endebyrdnesse lifes æteawde, and rihte Eastran to weorðianne lærde*[2])

Alf. Ex. 16. 23: *ȝearwiað to morȝen, þæt ȝe to ȝearwienne hæbbon*[3])

Mat. 20. 22: ... *þone calic þe ic to drineenne hæbbe*[4]).

Tatsächlich vor seinem regierenden Verb steht der *to*-Infinitiv nur in:

Älf. L. d. H. 530. 704: *on þam ... daȝan þe decius se casere to rixianne beȝann*

Läce 58. 27: ..., *sona him to ȝifanne biddað*

Gesetze 102, Ine B, c. 30: *Ʒif man ... mannan flymanfeormienne teo*[5]).

Doch lassen sich aus solch ganz isoliert stehenden Fällen keine allgemeinen Folgerungen in bezug auf einen Wandel in der Auffassung des präpositionalen Infinitivs ziehen.

Im Vorstehenden ist fast ausschlieſslich von grammatischen Beziehungen gesprochen worden. Die syntaktische Gliederverschiebung, durch die der präpositionale Infinitiv in erster Linie in die adverbale Stellung hineingebracht worden ist, ist eine rein grammatische Kategorie. Nun weisen aber alle die Verben, nach denen der präpositionale Infinitiv im Verlaufe der ae. Zeit auftritt, in stärkerem oder schwächerem Maſse auf etwas Zukünftiges hin, dessen Erfüllung die durch den Infinitiv zum Ausdruck kommende Handlung bringt. Wenn also in den verhältnismäſsig wenigen Fällen, in denen beide Infinitivarten scheinbar nach demselben Verbum in der gleichen Funktion stehen, die verschiedene Stellung schon äuſserlich sehr oft eine Differenzierung zum Ausdruck bringt, so kann, psychologisch betrachtet, der Grund dieser Differenzierung nur

---

[1]) a. a. O. S. 29. [2]) Vgl. oben S. 162.

[3]) Vgl. oben S. 164, Anm. 2. [4]) Vgl. oben S. 164.

[5]) Dies ist das einzige nach *teon* belegte Beispiel eines Infinitivs. Die schwankenden Lesarten der anderen Handschriften (Callaway a. a. O. S. 43) scheinen mir anzudeuten, daſs hier ursprünglich kein Infinitiv gestanden hat.

darin bestehen, dafs die neu eindringende Präposition dieses Element der Zielstrebigkeit wieder stärker hervorhob. Die Verbindung zwischen Verb und Infinitiv mufs beim Gebrauch des reinen Infinitivs schon so eng empfunden worden sein, dafs die Präposition in den Fällen loserer Verbindung angemessener erschien. Im Zusammenhang damit kann also auch eine Verflachung der Grundbedeutung der Präposition erst in geringem Mafse eingetreten sein. Das Gefühl für die volle Bedeutung der Präposition wird bei den einzelnen Verben verschieden gewesen sein; bei solchen Verben, in deren Begriff das Tendieren auf etwas Sein-Sollendes stärker angelegt war, wie etwa bei denen des *Wünschens* und *Wollens*, bestand dieses Gefühl in höherem Mafse als bei anderen. Am wenigsten sicher bei den Verben des *Anfangens* und *Aufhörens*, nach denen dann auch die Präposition, wenn sie — bezeichnenderweise erst spät — einmal hier gesetzt wurde, am ehesten in ihrer Grundbedeutung verblassen konnte.

§ 6. Zusatz: Der Infinitiv als Apposition.

Callaway verzeichnet unter “other substantial uses of the infinitive” eine kleine Zahl von Belegen, in denen der Infinitiv Apposition zu einem vorhergehenden Substantiv oder Pronomen sein soll. Doch ist ein solches Verhältnis meist nur ein logisches, kein grammatisches. In bezug auf die Differenzierung des reinen und präpositionalen Infinitivs kann die Bezeichnung nur irreführend wirken, indem sie das wahre Abhängigkeitsverhältnis nur verdunkelt, in welchem der Infinitiv auch hier zu einer übergeordneten Satzaussage steht. In Sätzen wie

Mat. 9. 5: *Hwæt is eaþelicre to cweðenne.: þe beoð forȝifenne þine synna oððe to cweðenne aris*

Oros. 50. 16: *nis me þæs þearf ... to secȝenne*[1]) = *nec per ordinem retexere nostrum est*

Greg. 355. 22: *hit bið swiðe unieðe æȝðer to donne, ȝe wið þone to cidanne þe yfel deð, ȝe eac sibbe wið to hæbbenne = difficile erat, ut si mala acta corriperent, habere pacem cum omnibus possent*

---

[1]) Vgl. Steig a. a. O. S. 494 zu einem ähnlichen Beispiel Hel. 1187: *uuas im is helpono tharf te githiononne.*

ist der *to*-Infinitiv von dem prädikativen Adjektiv abhängig und ist in seiner syntaktischen Funktion den oben in § 4 besprochenen Fällen gleichzusetzen.

Der reine Infinitiv, der in den von Callaway hier belegten Beispielen vorwiegend verwendet ist, ist fast immer Ergänzung des Hauptverbs, wie in

Oros. 178. 10: . . ., *þæt he æʒðer wolde, ʒe þæt ærende abeodan . . . ʒe eac him þæt anwyrde eft ʒecyþan*

Pr. Gu. 16. 14: . . . *þæt he naðer þara ne ʒesittan ne standan mihte*
= *ut sedere aut stare vel jacere nequivisset.*

Einen interessanten Einblick in die Technik des Übersetzens ergibt eine Gegenüberstellung folgender Fälle:

Be. 458. 24: *he ærest onʒan þæt weorc Cristes ʒodspell læran*
= *ipse primus ibi opus euangelicon coepit*

Be. 56. 24: *hwearf eft on þæt weorc ʒodes word to læranne*
= *rediit in opus uerbi.*

Im ersteren Falle ist der Inhalt des lateinischen appositionellen Adjektivs, das im Englischen fehlt, wirklich durch den appositionell an das Objekt angeschlossenen reinen Infinitiv wiedergegeben, der, grammatisch betrachtet, ebenso wie dieses Objekt von dem vorhergehenden Verbum abhängt. Im zweiten Falle dagegen wird der lateinische Genitiv durch den englischen *to*-Infinitiv wiedergegeben, der nunmehr abhängig von dem Objekt und nicht mehr appositionell daneben steht.

Appositionell zu dem Subjekt, d. h. selber in der Funktion eines Subjekts, steht der reine Infinitiv in

Älf. Hom. I. 360: *Oðer . . . cynn is deorwurðre . . .: styran his modes styrunʒe . . ., and campian . . . wið leahtras, and hine sylfne þreaʒian. Deorwyrðe is þeos forhæfednys, and wunderfull þrowunʒ . . ., þa yfelan ʒeþohtas and unlustas . . . ʒestyran, and fram deriʒenlicere spræce . . . hine sylfne forhabban.*

(Schlufs folgt.)

KIEL. HELLMUT BOCK.

STUDIEN ZUM PRÄPOSITIONALEN INFINITIV UND AKKUSATIV MIT DEM *TO*-INFINITIV.

(Schlufs.)

3. Kap. Der präpositionale Infinitiv im Me.

§ 7. Allgemeine Charakteristik des me. Gebrauchs.

Die Ausbreitung des präpositionalen Infinitivs geht im Me. in den in ae. Zeit eingeschlagenen Bahnen weiter. Bis auf geringe Reste verdrängt der *to*-Infinitiv den reinen Infinitiv allmählich überall da, wo die alte finale Bedeutung noch lebendig geblieben ist. Auf diesen Vorgang braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Daneben setzt der präpositionale Infinitiv sich weiter in den Stellungen als Subjekt und Ergänzung von Verben fest. Dabei müssen Analogiebildungen nunmehr, wo der Gang der Weiterentwicklung im Kern vorgezeichnet war, eine grofse Rolle gespielt haben. Doch beruhen solche Analogiebildungen unter Umständen auf ganz verschiedenen Tendenzen, die entsprechend auch zu ganz verschiedenen Ergebnissen führen. Dem stetig zunehmenden Gebrauch des präpositionalen Infinitivs als Ergänzung von Verben lag im ganzen das Gefühl zugrunde, dafs das in ihnen mehr oder weniger stark angelegte Hinweisen auf etwas Zukünftiges durch die Präposition besser zum Ausdruck gelange. Psychologisch betrachtet blieb also die, wenn auch abgeschwächte, Grundbedeutung der Präposition hier immer noch in gewissen Grenzen lebendig. Vollkommen zurück trat diese jedoch in dem Gebrauch des präpositionalen Infinitivs als Subjekt; und indem in dieser Verwendung nun auch der reine Infinitiv zu dem schon völlig eingebürgerten *to*-Infinitiv trat, bildete sich hier bald ein oft unterschiedsloses Nebeneinander beider Infinitivarten heraus. Eine Stütze erhielt der Gebrauch des reinen Infinitivs als Subjekt weiterhin durch die aufkommende Tendenz, diesen wie ein echtes Substantiv auch nach Präpositionen zu gebrauchen. In dem Vordringen des reinen Infinitivs als Subjekt und in seinem substantivischen

Gebrauch holte das Englische nunmehr die gleiche Entwicklung nach, die das verwandte Ahd. schon viel früher durchgemacht hatte, die aber im Englischen infolge der ganz anderen Lage nunmehr nichts als eine Episode blieb und, ohne dauernde Eindrücke zu hinterlassen, bald wieder verging. Die Entwicklung überstürzt sich in diesen Jahrhunderten gewissermafsen. Am besten ist das Tempo der Entwicklung an den Wandlungen, die der Gebrauch der Doppelpräposition *for to* vor dem Infinitiv erlitt, zu erkennen. Ganz am Ausgange der ae. Zeit aufkommend, wird sie bis an das Ende des 12. Jahrhunderts nur da gebraucht, wo der Infinitiv in ganz ausgesprochen finaler Bedeutung steht. Dafs man *for to* bis dahin so gut wie gar nicht beim Infinitiv als Subjekt oder als Ergänzung von Verben verwandte, ist ein Zeichen für die noch deutlich gefühlte Differenzierung zwischen *to* und *for to* in dieser Zeit. Das Eindringen von *for to* zum Infinitiv in der Verwendung als Subjekt und als Ergänzung von Verben seit dem 13. Jahrhundert ist dann weiter ein Zeichen, dafs nunmehr *for to* in der Verblassung seiner ursprünglichen Bedeutung dem vorangegangenen *to* gefolgt ist, und dafs damit eine völlige Lockerung aller syntaktischen Bezüge beim Infinitiv eingetreten ist, indem reiner Infinitiv, Infinitiv mit *to* und *for to* unterschiedslos in ein und derselben syntaktischen Verwendung gebraucht werden konnten. Beide Präpositionen sind dann noch über das 14. Jahrhundert hinaus so gut wie ohne jede syntaktische Funktion in bestimmten Verwendungsarten des Infinitivs mitgeschleppt worden. Erst der formale Zusammenfall des Infinitivs mit anderen Verbformen und die Notwendigkeit, den Infinitiv als solchen zu kennzeichnen, gab der Präposition *to* die neue Funktion eines formalen Erkennungszeichens des Infinitivs und machte damit gleichzeitig dem Gebrauch von *for to* als in dem neuen Verteilungsplan von reinem und präpositionalem Infinitiv überflüssig ein Ende.

Die vielen Schwankungen des Infinitivgebrauchs im einzelnen, die dieser Zeit das Gepräge geben, brauchen im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter verfolgt zu werden. Nur im ganzen mögen sie gewertet werden als ein äufseres Zeichen für die Verblassung der Präposition *to* und für die Unsicherheit im Infinitivgebrauch des Me. überhaupt im Vergleich zu der sinnvollen und sicheren Differenzierung zwischen reinem

und präpositionalem Infinitiv im Ae. und später wieder seit dem 14. Jahrhundert. Diesen schwankenden Gebrauch des 13. Jahrhunderts in seine Einzelfälle hinein zu verfolgen, ist auch schon deshalb zwecklos, da die in diesem Jahrhundert vorwiegend aus poetischen Denkmälern bestehende Überlieferung nur ein schiefes Bild ergeben könnte. Wenn einmal die Präposition in gewissen Verwendungsarten des Infinitivs verblaſst, ja z. T. inhaltslos geworden war, dann lag ihre Verwendung als poetisches Füllwort nur zu nahe, und Erfordernisse der poetischen Sprache müssen auf den Gebrauch im einzelnen von gröſstem Einfluſs gewesen sein.[1]) Umgekehrt kann nunmehr die poetische Sprache sogar die Präposition auch da gelegentlich fortlassen, wo sie in ihrer vollen Bedeutungskraft steht, nach Adjektiven und Substantiven.[2])

Aus allen diesen Gründen genügt daher hier ein kurzer Überblick über die Verwendung des *to*-Infinitivs als Subjekt und als Ergänzung von Verben.[3])

§ 8. Der Infinitiv als Subjekt, prädikative Ergänzung und Ergänzung von Verben.

Die ae. Zeit hatte die Verwendung des präpositionalen Infinitivs als Subjekt eines Satzes nur in sehr wenigen Fällen

---

[1]) Angesichts dieses Schwankens im poetischen Gebrauch ist es nicht angängig, schon im 12. und 13. Jahrhundert in den Fällen, in denen zwei oder mehrere Infinitive von demselben Verb abhängen, deren letzter nur von der Präposition begleitet ist, der Präposition die Funktion der Bezeichnung des von seinem Regens weit abstehenden Infinitivs zuzuschreiben. Sätze dieser Struktur begegnen nur selten:

K. H. 1407. 61: *þat folc hi gunne quelle and churchen for to felle*
W. V. 21. 2: *heo sceal hi bitellen and riht azylden . . . and eac þar to eacen*
Pm. 270: *heore gultes gunnen lete and betere lif to lede* (verschiedene Handschriften zeigen zwei reine Infinitive).

Solcher Gebrauch zeigt nur die Verblassung der ursprünglichen Bedeutung der Präposition und damit ihre Eignung zum poetischen Füllwort. Vgl. Sanders a. a. O. S. 31.

[2]) Beispiele bei Mätzner a. a. O. III, S. 42 ff.

[3]) Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs im Frühmittelenglischen ist von Hermann Sanders [Kieler Studien zur englischen Philologie 7 (1915)] behandelt worden. Daneben hat sich Einenkel in seinen verschiedenen Arbeiten vielfach mit dem Infinitivproblem beschäftigt. In bezug auf Material sind besonders die verschiedenen Arbeiten (meist Dissertationen) zur Syntax des Infinitivs in den einzelnen Denkmälern heranzuziehen.

gekannt. Charakteristisch für diese Zeit war vielmehr die grofse Zahl von Sätzen gewesen, in denen der *to*-Infinitiv infolge der logischen Doppelbeziehung des Subjekts rein grammatisch sowohl als Ergänzung des Subjekts wie selber als Subjekt aufgefafst werden konnte. Nur die Besinnung auf die Herkunft und die ursprüngliche Bedeutung des präpositionalen Infinitivs und der Vergleich mit der geringen Zahl wirklich einwandfrei als Subjekt fungierender *to*-Infinitive liefs in diesen zweifelhaften Fällen den Infinitiv doch als abhängig erkennen.[1]) Schon von fme. Zeit an mehren sich nun die Kriterien, dafs der Gebrauch des präpositionalen Infinitivs als Subjekt allgemeiner geworden ist, und dafs in den auch jetzt vorkommenden zweifelhaften Fällen der Infinitiv nicht mehr von vornherein als abhängig aufgefafst werden darf.

Zunächst mehren sich von fme. Zeit an ständig die Fälle, in denen über die subjektive Funktion des absolut gebrauchten oder seine eigene Ergänzung bei sich führenden *to*-Infinitivs kein Zweifel sein kann. In dem von Sanders vorgelegten Material nehmen Sätze dieses Typs einen breiten Raum ein, vgl.

G. E. 2067: *good is ... to dremen of win*
W. V. 13. 30: *selre is to swiȝene*
P. N. 116: *þet is ure eðele and ure riche mid him to wunen in heouene riche*
V. V. 137. 27: *michel senne hit is to breken fasten*
S. W. 614: *ȝef ham biluueð to heren him.*

Bei diesem Typus werden auch die Fälle häufiger, in denen der von der Präposition begleitete Infinitiv an der Spitze des Satzes erscheint. Zwar braucht in poetischen Denkmälern die Stellung nicht notwendig ein Zeichen der syntaktischen Funktion des Infinitivs zu sein.[2]) Doch zeigt der Vergleich mit der ae. Zeit, in der diese Voranstellung so gut wie gar nicht vorkam[3]), dafs die poetische Sprache der ae. Zeit die Voranstellung als der abhängigen Funktion des Infinitivs unangemessen vermied. Insofern kommt der häufigen Voranstellung präpositionaler Infinitive als Subjekt in poetischen Denkmälern der me. Zeit doch ein gewisser Wert als Kriterium für die tatsächliche Auffassung des Infinitivs als Subjekt zu.

---

[1]) Vgl. oben § 4. [2]) Vgl. oben § 2. [3]) Vgl. oben § 4.

Vgl.

E. N. 759: *to seche hine is lihtlich þing*
H. M. 23. 16: *to tellen of hare euene ne is na monnes speche*
Pm. 390: *of him to seone nis na sed*
XI P. H., D. 147: *to ete þer-of was here lykyng.*[1])

Neben dem präpositionalen Infinitiv wird der reine Infinitiv häufig als Subjekt gebraucht:

Bisp. 241. 4: *mine esten beoð wunian mid mannen bearnen*
Marh. 7. 5: *ȝef þi wil is iseon þat wiht*
G. E. 3315: *bet us were in Egipte ben*
Kath. 2280: *hweðer þe beo leouere don þat ... ant libben.*

Auch der reine Infinitiv steht als Subjekt am Anfang des Satzes:

O. E. H. II. 31: *esteliche eten and drinken makeð þe man fair and wurðlice.*

Ein reiner Infinitiv als Subjekt war, wie wir gesehen haben[2]), in ae. Zeit sehr selten und wohl nur für die literarische Sprache unter lateinischem Einfluſs anzunehmen. Seinen Gebrauch in dieser Funktion für die wirklich gesprochene Sprache anzusetzen, lag kein Grund vor. Von dem stärkeren Auftreten des reinen Infinitivs als Subjekt in der Überlieferung seit fme. Zeit kann nunmehr mit Sicherheit auf einen entsprechenden Gebrauch auch in der gesprochenen Sprache geschlossen werden. Es ist wahrscheinlich, daſs reine Infinitive als Subjekt nur Analogiebildung zu den hier schon festen *to*-Infinitiven darstellen.[3]) Wie weit allerdings in der gesprochenen Sprache des 12. und 13. Jahrhunderts der Gebrauch des reinen Infinitivs als Subjekt ging, ist nur schwer zu sagen, da die vorwiegend poetische Überlieferung sicher die Verhältnisse nicht genau wiedergibt. Für das 14. Jahrhundert hat z. B. Chaucers

[1]) Auch Fälle eines vorangestellten präpositionalen Infinitivs als logischen Subjekts mit nachfolgendem *(h)it* begegnen:

Havelok 802: *to liggen at hom hit is ful strong*
Amis a. Amil. 2234: *for to slen his childer so ȝing, it were a dedli sinne*
P. the Plowm. 9. 200: *to love þi frende and þi foo ... þat is dobet*

(zitiert bei W. Wandschneider, *Zur Syntax des Verbs in Langleys Vision ...*, Diss. Kiel 1887; dort auch noch weitere Belege).

[2]) Vgl. oben § 4.

[3]) So Behaghel a. a. O. S. 340 ff. für die deutsche Sprache.

Prosa erheblich weniger Fälle mit reinem Infinitiv als Subjekt als mit präpositionalem. Dagegen werden beide im *Ayenbite of Inwit* durchaus gleichmäſsig verwandt.[1])

Natürlich finden sich auch jetzt noch Sätze, in denen der an sich unvollständige Infinitiv grammatisch doppeldeutig ist, da eine daneben stehende Satzaussage in undeutlicher Form sowohl Subjekt als auch Ergänzung des Infinitivs sein kann:

A. R. 316. 19: *inouh hit is to siggen ...*
H. M. 13. 10: *þin is te mare strengðe to halden*
Prov. 75: *þe eorl ... ibureþ ... þat lond to leden*
Kath. 1865: *þis me were leouere ... to habben ant to halden*
O. E. H. II. 203. 18: *for þat hem þingð iuel to forleten*
O. E. H. I. 147. 14: *ach hit is uuel to understonden*
Ayenbite 39. 14: *long þing hit were to zigge.*

Eine endgültige Entscheidung über die Funktion des Infinitivs in solchen Sätzen ist zwar auch jetzt unmöglich, doch läſst sich je nach der syntaktischen Struktur und dem Sinne des ganzen Satzes mit Wahrscheinlichkeit angeben, ob subjektive oder abhängige Auffassung des Infinitivs anzusetzen ist. So wird der Infinitiv in Beispiel 3 und 5 abhängig gebraucht sein, in 1 und 4 wahrscheinlich als Subjekt.[2])

Es ist daher auch nicht überraschend, die ersten Belege eines präpositionalen Infinitivs als Prädikatsnomen in dieser Zeit zu treffen[3]):

O. E. H. II. 35. 18: *þat is þe blisse of eche liue and to giuende þe mihtes*

A. R. 336. 21: *kunde of gode heorte is to beon offeared of sunne = bonarum mentium est culpam agnoscere*

---

[1]) Vgl. unten § 15.

[2]) Für Chaucer vgl. die Zusammenstellung von Infinitiven mit subjektiver, zweifelhafter und abhängiger Bedeutung bei Kenyon a. a. O. S. 49 ff.

[3]) Willert, Englische Studien 43 (1910/11), S. 103 nimmt bei der Entstehung des präpositionalen Infinitivs als Prädikatsnomen in abstrakten Erklärungssätzen eine Vorstufe an, in der der Präposition noch die Vorstellung der Absicht und der Zielstrebigkeit zugrunde gelegen habe. Diese Bedeutung der Präposition sei in folgendem Satz noch gut zu erkennen:

Ayenbite 87. 18: *þanne þer ne is non noblesse, bote to serui god ...*
= Wahrer Adel geht darauf hinaus, daſs man ...

E. N. 311: *ac al mi rorde is woning and to ihere grislich þing*
Ayenbite 39. 17: *þe uerþe boȝ ... is acsynge. þet is to yerne opo oþre mid wrong.*

Auch der reine Infinitiv begegnet hier:

A. R. 372. 3: *Uor soð wisdom is don euere soule hele biuoren flesches hele*[1])
Ayenbite 37. 4: *þe oþer boȝ of auarice ys þyefþe þet is nyme oþer ofhealde oþre manne þinges.*

Die Bedeutung, die dem Eindringen des präpositionalen Infinitivs in die Stellung als Ergänzung von Verben für die Umwandlung des Grundgehaltes der Präposition zukommt, ist wesentlich geringer als die des Aufkommens des *to*-Infinitivs in subjektiver Verwendung. Denn da allen Verben, die den präpositionalen Infinitiv zu dieser Zeit nach sich dulden, in stärkerem oder schwächerem Maſse eine gewisse Zielstrebigkeit zukommt, deren Erfüllung in der durch den Infinitiv ausgedrückten Handlung liegt, behält der präpositionale Infinitiv, auch wenn er für eine grammatische Analyse Ergänzung des Verbs ist wie andere nominale Ergänzungen, psychologisch gesehen doch immer einen, wenn auch abgeschwächten, Teil seiner Grundbedeutung bei. Wie weit allerdings die Präposition immer noch in ihrer alten Bedeutung gefühlt wurde, ist bei den einzelnen Verbgruppen verschieden.

Es genügt daher hier eine Beschränkung auf den Gebrauch des Infinitivs nach den Verben des Anfangens und Aufhörens, zu denen der präpositionale Infinitiv erst in spätae. Zeit ganz zögernd getreten war. Erwähnenswert ist hier namentlich, daſs die Präposition nunmehr gelegentlich selbst dann hinzugesetzt werden kann, wenn das Verb nur zur Umschreibung des im Infinitiv ausgedrückten Begriffs verwandt wird, es also auxiliarer Bedeutung nahekommt. So wird *ginnen*, das im Me. gegenüber dem Ae. an Raum gewinnt, häufig mit dem präpositionalen Infinitiv verbunden:

Ass. 703: *he gon to take up anon*
Ass. 655: *he gan to stonde up anon*
H. H. 1371: *Horn gan his horn to blowe.*

---

[1]) Vgl. Sanders a. a. O. S. 45 und Einenkel, Anglia 38 (1914), S. 17 und S. 65f.

Doch sind im ganzen die Belege mit dem reinen Infinitiv in der Überzahl.

biginnen kommt weit häufiger mit dem präpositionalen Infinitiv vor. Gelegentlich verwenden einzelne Handschriften *biginnen* mit dem präpositionalen Infinitiv, während andere Handschriften an den entsprechenden Stellen *ginnen* mit dem reinen Infinitiv aufweisen, wo beide Verben nur zur Umschreibung gebraucht werden. Vergleiche etwa in K. H.:

Hs. C. 969: *þe se bigan to þroȝe*
Hs. L. 981: *con ... þrowe*
Hs. O. 1016: *gan op þrowe.*

Man mufs solche präpositionalen Infinitive ebenso beurteilen wie die nach den eigentlichen Hilfsverben oder nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung, die vereinzelt anzutreffen sind[1]): im Einzelfalle mag die Setzung der Präposition von den Erfordernissen der poetischen Sprache abhängig gewesen sein. Dafs aber überhaupt die Präposition sich in solchen Fällen als geeignetes Füllwort darbot, kann nur von der Verflüchtigung ihrer eigentlichen Grundbedeutung in solchen Fällen herrühren, in denen sie gebräuchlich war.

Im ganzen ist im Gebrauch der beiden Infinitive nach den einzelnen Verbgruppen trotz allen Schwankens schon die spätere Differenzierung erkennbar: der präpositionale Infinitiv überwiegt, aufser nach Hilfsverben, nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung und nach einigen kausativen Verben. Gerade an dieser schon deutlich sichtbaren Differenzierung erkennt man am besten, dafs trotz aller Freiheiten des Einzelgebrauchs ein prinzipieller Zusammenfall beider Infinitive nach ihrer syntaktischen Funktion in der Stellung als Ergänzung von Verben im Me. nicht erfolgt ist. Mögen auch im einzelnen reiner und *to*-Infinitiv unterschiedslos nebeneinander gebraucht worden sein, im ganzen mufs doch das Gefühl dafür schon lebendig gewesen sein, dafs der Hinzutritt der Präposition den Infinitiv selbständiger seinem regierenden Verbum gegenüberstellte. Wo daher die Verbindung von Verb und Infinitiv

---

[1]) Beispiele bei Einenkel, Anglia 13 (1891), S. 88 ff. *Owen* verdankt seinen präpositionalen Infinitiv natürlich der gleichen Bedeutung und Verwendung wie *habben.* Beispiele eines *to*-Infinitivs nach Verben der sinnlichen Wahrnehmung bei Mätzner a. a. O. III, S. 15.

sehr eng empfunden wurde, drang die Präposition entweder gar nicht oder nur verhältnismäfsig selten ein. Der gleichzeitig nebeneinander bestehende Gebrauch des reinen und präpositionalen Infinitivs nach manchen Verben erklärt sich auch leicht daraus, dafs das Sprachgefühl hinsichtlich der Zuordnung eines solchen Verbums zu einer grofsen Verbgruppe und damit hinsichtlich der syntaktischen Auffassung des folgenden Infinitivs unsicher war. So folgt nach *maken* sowohl der *to*-Infinitiv in Anlehnung an die alte Konstruktion *„jemand zu etwas machen"*, als auch der reine Infinitiv in Angleichung an die alten kausativen Verben *haten, leten*, der schliefslich nach der Verdrängung der alten Verben des Veranlassens allein übrig blieb. *Owen* und sein Präteritum *oughte* hatte ganz richtig den aus seiner Grundbedeutung leicht zu erklärenden *to*-Infinitiv. Der reine Infinitiv, der daneben hier auftritt, ist dagegen die Folge der Zuordnung dieses Verbums zu der Gruppe der Hilfsverben; z. B. Chauc. Bo. III, pr. IV. 30:

men oughten taken more heed in this.

Die Differenzierung, die das Sprachgefühl schon zwischen beiden Infinitivarten vorgenommen hatte, kommt auch häufig in der verschiedenen Stellung der Infinitive zum Ausdruck. So steht bei Laȝamon der reine Infinitiv immerhin nicht ganz selten vor seinem regierenden Hilfsverb, ferner sechsmal vor *þenchen*, neunmal vor *læten*, sechsmal vor *ginnen*, zwanzigmal vor *aginnen* und einmal vor *iheren*[1]), während der *to*-Infinitiv nur einmal vorangeht, und zwar in

28510: *and to cumen alle hehte.*

In anderen Denkmälern sind diese Verhältnisse mehr verwischt. Im ganzen ist ja überhaupt schon im Fme. die Voranstellung auch des reinen Infinitivs selten[2]) und wird schliefslich nur noch in der poetischen Sprache weitergeführt. Hier bringt sie natürlich syntaktische Verhältnisse nicht mehr zum Ausdruck. —

---

[1]) Die Zahlen sind der Kieler Diss. von P. Lichtsinn, *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs in Laȝamons Brut* 1913 entnommen.

[2]) Vgl. die Zusammenstellung bei Sanders a. a. O. S. 9 ff. — Bedeutungsvoll in bezug auf die verschiedene Auffassung der beiden Infinitive ist es, wenn eine Handschrift den reinen Infinitiv voranstellt, eine andere an derselben Stelle den präpositionalen nachstellt, wie in

K. H. (O) 199: *and hure schip suemme gan*
K. H. (C) 189: ... *bigan to swymme.*

Auf den Wandel in der Auffassung der Präposition *to* beim Infinitiv werfen neue Gebrauchsweisen, die in der ersten Zeit der me. Sprachperiode aufkommen, weiteres Licht. An der Entwicklung, die die Doppelpräposition *for to* in Verbindung mit einem Infinitiv seit fme. Zeit durchmacht, läſst sich die gleichzeitige Bedeutung der einfachen Präposition *to* in den einzelnen Verwendungsarten deutlich erkennen. Umwälzungen in dem Gebrauch des passiven Infinitivs lassen den Schluſs auf gleichzeitige Umwälzungen in der Auffassung des Infinitivs überhaupt zu, und die nur kurze Zeit währende Tendenz zur Substantivierung des Infinitivs ist nicht ohne Einfluſs auf die gleichzeitige Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs geblieben.

§ 9. Der Infinitiv mit *for to.*

Der Infinitiv mit *for to* taucht ganz vereinzelt im Ausgange der ae. Zeit auf. Shearin[1]) führt zwei Beispiele seines Gebrauches an:

Cod. Dip. IV. 306. 3 (Harold, 1066): *and ich bidde eou alle þæt ȝe bien him on fultume at þys cristendome ȝodes ȝerichtten for to setten and to driuen*
= *rogamus uos quatenus eidam si necesse fuerit auxiliari velitis ac christianitem sustinendam*

Chron. 256, 1127 E: *se kynȝ hit dide for to hauene sibbe … and for helpe to hauene.*

Ob diese Verbindung das Ergebnis einer syntaktischen Gliederverschiebung ist aus den Fällen, in denen der einfache *to*-Infinitiv sich exegetisch an das von der Präposition *for* abhängige Objekt anschloſs, oder ob die Sprache direkt die Fähigkeit ausbildete, den *to*-Infinitiv als Ganzes von einer anderen Präposition abhängig zu machen, ist schwer zu entscheiden.[2]) Für erstere Erklärung spricht, daſs in dem oben

[1]) H. G. Shearin, *The Expression of Purpose in Old English Prose*, Yale Studies in English 18 (1903) S. 18.

[2]) Shearin a. a. O. S. 18 und Mätzner a. a. O. III, S. 57 nehmen nordischen Einfluſs bei dem Aufkommen von *for to* in Verbindung mit einem Infinitiv an. An romanischen Einfluſs glaubt besonders Einenkel [zuletzt Grundriſs für germanische Philologie a. a. O. S. 17 ff.]. Gegen ausländischen Einfluſs vgl. Brandl, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 126 (1911), S. 494. Über die Entstehung des entsprechenden deutschen *um zu* vgl. jetzt Behaghel a. a. O. S. 336.

angegebenen letzten Beispiele einmal beide Präpositionen zusammen vor dem Infinitiv stehen, während sie das zweite Mal durch das Objekt getrennt sind. Ob nun aber in diesem zweiten Falle das Objekt von der Präposition *for* abhängt und zum Verbum gehört, oder ob es zum Infinitiv gehört und dieser damit seinerseits von *for to* abhängt, ist nicht zu entscheiden. Die Möglichkeit, daſs der Infinitiv hier exegetisch an das von der Präposition *for* abhängige Objekt angeschlossen ist, besteht durchaus. Dann wäre dieses Beispiel an andere, schon aus frühae. Zeit belegte anzuknüpfen, in denen die Abhängigkeit eines *to*-Infinitivs von dem von der Präposition *for* abhängigen Objekt ohne Zweifel ist, wie in

Be. 408. 17: *in elðiodiȝnisse lifde for þæm ecan eðle in heofonum to betanne*
= *peregrinam ducere vitam pro adipiscenda in caelis patria.*

In der Zeit zwischen der Abfassung der Beda-Übersetzung und der Niederschrift der oben gegebenen Belege müſste also — soweit unsere doch nur mangelhafte Überlieferung einen solchen Schluſs zuläſst — der Wandel in der Auffassung der syntaktischen Gliederung hier eingetreten sein.[1])

Jedenfalls bezeichnet *for to* vor einem Infinitiv zunächst nur die beabsichtigte Folge und setzt damit die Bedeutung der Präposition *for* unmittelbar fort. Das Eigentümliche von *for to* und das, was es von der Verbindung anderer Präpositionen mit dem *to*-Infinitiv scharf abhebt[2]), ist, daſs es allmählich zu einer Einheit zusammenschmilzt, in seiner ursprünglichen Bedeutung verblaſst und nun auch zum Infinitiv in solchen Stellungen gesetzt wird, die dieser eigentlichen Bedeutung gerade entgegengesetzt sind. Zum Infinitiv als Subjekt:

A. R. 290. 27: *uorte makien þe deofles hore of hire is reouðe ouer reouðe*
A. R. 238. 26: *betere is uorto þolien þurst þen uorto beon iattred*
Laȝam. 26202: *betere þe is freondscipe to hebben þene for to fihten.*

---

[1]) Über spätere Fälle exegetisch an präpositionale Verbindungen angeknüpfter *to*-Infinitive vgl. unten § 10.

[2]) Über die Verbindung des präpositionalen Infinitivs mit anderen Präpositionen vgl. unten § 10.

Zum Infinitiv als Ergänzung eines Verbs:

Laȝam. 25582: *agan ich for to slepe*

Diese Entwicklung vollzieht sich für uns noch gut erkennbar in den zeitlich aufeinander folgenden Denkmälern dieser Epoche. Noch bis ins 13. Jahrhundert hinein ist der Gebrauch von *for to* im allgemeinen nicht häufig und fast durchweg auf solche Stellungen beschränkt, in denen die finale Bedeutung von *for* noch lebendig gefühlt wurde. Erst dann tritt es unter Verlust dieser Grundbedeutung auch zum Infinitiv in anderen Stellungen, wo es von einzelnen Autoren der einfachen Präposition *to* oder gar dem reinen Infinitiv entschieden vorgezogen wird. Am Ausgange der me. Zeit und während des Übergangs zum Ne. tritt es dann wieder zurück.

Die von Sanders[1]) untersuchten Denkmäler der fme. Zeit kennen entweder *for to* überhaupt noch nicht, oder sie verwenden es nur selten und dann fast nur bei ausgesprochen finaler Bedeutung des Infinitivs. So ist das Verhältnis des Infinitivs mit *for to* zu dem einfachen *to*-Infinitiv in O. E. H. I 20 : 104, in V. V. 17 : 180, G. E. 27 : 105, E. N. 4 : 18, Kath. 27 : 85 u. a. Nur selten ist ein als Subjekt gebrauchter Infinitiv von *for to* begleitet, wie in

H. M. 25. 10: *hit is wlateful þing for te þenke þron ant for to speke.*

Gelegentlich steht auch der Infinitiv mit *for to* als Ergänzung eines Verbums:

K. H. (C.) 431: *he gan hire for to kesse*
K. H. (C.) 1511: *Horn gan for to ride.*

Die gleichen Verhältnisse liegen bei Laȝamon vor. Nach Lichtsinn[2]) enthält die Handschrift A acht Fälle eines Infinitivs mit *for to* in ausgesprochen finaler Bedeutung und nur je einen als Subjekt bzw. Ergänzung eines Verbs:

26202: *betere þe is freondscipe to hebben þene for to fihten*
25582: *agan ich for to slepe.*

Die jüngere Handschrift B hat neben 22 Infinitiven mit *for to* in rein finaler Bedeutung nur zwei als Ergänzung von Verben:

[1]) a. a. O. S. 27.

[2]) *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs in Laȝamons Brut*, Diss. Kiel, 1913.

27810: *and god fuls ... heom forto falle*

11073: *moche he lofde echne cniht þat lofde for to segge riht.*

Auch bei Orm ist der Infinitiv mit *for to* erst selten, die einfache Präposition überwiegt durchaus. Der Infinitiv mit *for to* steht besonders nach *cumenn, bringenn, sendenn* und Verben ähnlicher Bedeutung, ferner nach Substantiven und Adjektiven, im ganzen 68mal. Als Subjekt erscheint er nur einmal[1]):

2111: *Himm wass ȝifenn forr to ben wiþþ Sannte Marȝe inn huse.*

Gerade umgekehrt ist dagegen der Gebrauch in der Ancren Riwle[2]). Der Infinitiv mit *for to* wird hier weit häufiger als der reine und auch der *to*-Infinitiv gebraucht, und zwar in allen dem Infinitiv offenen Stellungen. Auch in der Verwendung als Subjekt und Ergänzung von Verben ist der Infinitiv hier fast regelmäſsig von *for to* begleitet, vgl.

190. 2: *betere is forte gon*

430. 15: *me were leouere uorto don me touward Rome þen uorto biginnen hit eft forto donne.*

Im 14. Jahrhundert tritt der Infinitiv mit *for to* schon wieder zurück. Richard Rolle verwendet ihn noch sehr häufig, im *Ayenbyte*, bei Mandeville (besonders B!), Chaucer und Wycliffe steht er schon seltener[3]), und im 15. Jahrhundert erscheint er etwa bei Occleve[4]) oder Lydgate[5]) nur noch verhältnismäſsig selten. Ebenso verwendet ihn der Übersetzer von Higdens *Polychronicon* aus dem 15. Jahrhundert im Gegensatz zu Trevisa ganz selten.

Lehrreich ist ein Vergleich des Gebrauchs von *for to* in der Bibelübersetzung Wycliffes und der über 200 Jahre

---

[1]) Beispiel und Zahlen sind der Arbeit von Fr. Weyel, *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs im Ormulum*, Progr. Meiderich 1896 entnommen.

[2]) Vgl. H. Redepenning, *Syntaktische Kapitel aus der Ancren Riwle*, Diss. Rostock 1906.

[3]) Die Prosaisten des 14. Jahrhunderts verwenden *for to* bezeichnenderweise meist, wenn der Infinitiv in eigentlich finaler Bedeutung steht, selten als Subjekt oder Ergänzung von Verben. Vgl. unten § 15.

[4]) Vgl. E. Buchtenkirch, *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs in Occleves De regime principum*, Diss. Jena 1889.

[5]) Vgl. H. Juhl, *Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs bei John Lydgate.* Diss. Kiel 1921.

jüngeren *Authorised Version.*[1]) Fast überall erscheint in letzterer der einfache *to*-Infinitiv, wo erstere den *for to*-Infinitiv gesetzt hatte. Vgl.

Mat. 5. 28: W: ... *seeth a womman for to coueite hir*
A. V.: ... *looketh on a woman to lust after her*
J. 16. 12: W: *Y haue many thingis for to seie to ȝou*
A. V.: ... *many things to say*
J. 19. 40: W: *as it is custom to Jewis for to birie*
A. V.: *as the manner of the Jewes is to burie.*

Die einzelnen Stadien in der Entwicklung des Gebrauches von *for to* beim Infinitiv sind also an den einzelnen Denkmälern ziemlich genau festzulegen. Sie sind der des einfachen *to*-Infinitivs sehr ähnlich, und zugleich wirft der jeweilige Gebrauch des Infinitivs mit *for to* im Verhältnis zu dem gleichzeitigen des einfachen *to*-Infinitivs neues Licht auf die allmähliche Verblassung der Präposition *to* beim Infinitiv.

Noch in ae. Zeit kommt die Verbindung des Infinitivs mit der Doppelpräposition *for to* auf. In der Übergangszeit zum Me. setzt sie sich im Gebrauch fest und schmilzt zu einer einheitlich gefühlten Präposition zusammen mit derselben Bedeutung, wie sie die einfache Präposition *for* hat. Die Beschränkung auf die ausgesprochen finalen Verwendungen des Infinitivs zeigt aber nicht nur, daſs *for to* bis dahin nur in seiner ursprünglichen Bedeutung verwendet werden konnte, sondern ist auch umgekehrt ein Zeichen dafür, daſs die einfache Präposition *to* für die Verwendung in rein finalem Sinne nicht mehr ganz angemessen erschien. Danach ist die erste stärkere Verblassung der eigentlichen Bedeutung der Präposition für diese Zeit bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts anzusetzen, die aber noch nicht so stark gewesen sein kann, daſs die Verstärkung durch *for* in gröſserem Umfange nötig wurde.

Die weitere Verblassung der Grundbedeutung der Präposition *to* tritt dann im 13. Jahrhundert ein, um nun gelegentlich zur völligen Funktionslosigkeit der Präposition zu führen. Die Folge ist die schnelle Ausbreitung von *for to* in allen finalen Verwendungsarten des Infinitivs und sein Eindringen

---

[1]) Zitiert bei H. Smith, *Syntax der Wycliffe-Purveyschen Übersetzung und der Authorised Version der vier Evangelien*, Anglia 30 (1907), S. 465.

auch in andere Stellungen. Den Übergang zum Gebrauch von *for to* beim subjektiven Infinitiv werden Fälle wie

A. R. 50. 12: *þet is muchel pine wel uorto holden*

gebildet haben, in denen der *for to*-Infinitiv zwar noch in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht ist, von denen aus aber der Übergang zu subjektiver Verwendung nicht fern lag.[1]) Unterstützt wurden solche Übergänge durch die Tendenz zu Analogiebildungen und Ausgleichungen. Wenn im finalen Gebrauch Infinitive mit *to* und *for to* meist unterschiedslos nebeneinander gebraucht werden konnten, so lag ein gleicher nebeneinander bestehender Gebrauch in anderen Verwendungsarten, in denen *to* seine finale Kraft eingebüſst hatte, nahe. So ergibt sich der Zusammenfall des *to*-Infinitivs und *for to*-Infinitivs im 13. Jahrhundert, und der stellenweise unterschiedslose Gebrauch aller drei Infinitivformen. Als Füllwort der poetischen Sprache ist dann *for to* noch lange verwendet worden, auch als die einsetzende Differenzierung des reinen und *to*-Infinitivs der einfachen Präposition beim Infinitiv wieder eine positive, die durch sie eingeleiteten Infinitive von anderen abhebende Funktion gab und der Gebrauch des verstärkenden *for to* damit überflüssig wurde. Noch Shakespeare kennt den Gebrauch von *for to*, und weiterhin ist es bis heute zum Teil noch in den Mundarten erhalten geblieben, in denen es aber nur in ausgesprochen finaler Verwendung vorkommt.

§ 10. Der substantivierte Infinitiv.

Damit eine präpositionale Verbindung von einer anderen Präposition abhängig gesetzt werden kann, ist die Voraussetzung, daſs die präpositionale Verbindung zu einer ihrer ursprünglichen Bedeutung entkleideten Einheit verschmilzt und wie ein einfaches Substantiv aufgefaſst wird, das sonst nur von Präpositionen abhängig gesetzt werden kann. Die Präposition *for* bildet insofern hiervon eine Ausnahme, als sie schon bald nach dem Beginn ihrer Verwendung beim Infinitiv mit der Präposition *to* eine engere Verbindung eingeht und nunmehr die ganze Verbindung von *for to* mit dem Infinitiv

[1]) Dieser Weg der syntaktischen Gliederverschiebung ist derselbe, den in ae. Zeit der *to*-Infinitiv bis zu seiner Verwendung als Subjekt bzw. als Ergänzung von Verben durchmessen hatte. Vgl. oben §§ 4 und 6.

allmählich zu einer engeren Einheit verschmilzt, wie der Gebrauch des *for to*-Infinitivs als Subjekt und als Ergänzung von Verben seit dem 13. Jahrhundert zeigt. In demselben Jahrhundert begegnen aber auch Fälle, in denen ein reiner oder präpositionaler Infinitiv von einer anderen Präposition abhängig gesetzt wird. Sie beweisen nicht nur, dafs zu dieser Zeit die Verbindung von *to* + Infinitiv schon zu einer engen Einheit verschmolzen war, sondern auch, dafs nunmehr die Tendenz aufkam, den Infinitiv in gewissem Sinne wie ein Substantiv zu verwenden, eine Tendenz, die das Deutsche schon Jahrhunderte vorher gezeigt hatte.[1])

Bei der Substantivierung des Infinitivs handelt es sich nur um eine Fortsetzung der Reaktion gegen den fast völlig verbalisierten Infinitiv, die schon im Germanischen zu teilweiser Nominalisierung in den aus der Bedeutung der hinzugefügten Präposition *to* gelegenen Grenzen geführt hatte. Die Hinzufügung der Flexionsendung im Wg. war nur eine Folge dieser stärker werdenden Tendenz, die im Ahd. am stärksten in der Schaffung eines flektierten Infinitivs im Genitiv und in der Möglichkeit, den Infinitiv in der syntaktischen Bedeutung eines Dativs oder Akkusativs von Präpositionen abhängig zu machen, zum Ausdruck kam. Vgl.

O. III. 18. 61: *thaz wesan min*
O. I. 1. 6: *in thes tihtonnes reini*
O. H. 82: *in themo fliahanne.*[2])

Indessen kann von einer völligen Substantivierung des Infinitivs nur gesprochen werden, wenn der Infinitiv die nur einem Substantiv zukommenden Ergänzungen zu sich nehmen kann, wie Artikel, attributives Adjektiv, Possessivpronomen u. a. Auch diese Stufe hat das Ahd. schon erreicht gehabt.[3]) Dabei bleibt die Grenze zwischen der substantivischen und der

---

[1]) Eine gröfsere Spezialuntersuchung über den substantivierten Infinitiv im Englischen ist bis jetzt leider noch nicht erschienen. Sie ist um so erwünschter, da der substantivierte Infinitiv nicht nur vorübergehend auf die Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs von Einflufs gewesen ist, sondern wohl auch in der Geschichte der Entstehung des Gerundiums eine Rolle gespielt hat.

[2]) Zitiert bei Behaghel a. a. O. S. 356 ff.

[3]) Vgl. Wilmanns a. a. O. S. 123 und Behaghel a. a. O. S. 356 ff. Derselbe auch in Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. 8 (1906/7), S. 330.

verbalen Natur des Infinitivs stets offen, wenn etwa der durch die Hinzufügung des Artikels substantivierte oder in Abhängigkeit von Präpositionen stehende Infinitiv weiterhin die Ergänzungen wie ein Verb zu sich nehmen kann.

Die Fähigkeit, wie ein echtes Substantiv auftreten zu können, ist im Deutschen auf die Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs in manchen Verwendungsarten von grofsem Einflufs gewesen. Einerseits ist dadurch das Aufkommen des reinen Infinitivs als Subjekt eines Satzes wesentlich gefördert worden, andererseits hat der reine Infinitiv, nunmehr völlig wie ein nominales Objekt empfunden, in der Stellung als Ergänzung von Verben gröfsere Widerstandskraft gegenüber dem Eindringen des präpositionalen Infinitivs bewahrt. Schliefslich vertritt durch das Vermögen zur Substantivierung der reine Infinitiv heute weitgehend die nominale Seite des Infinitivs, aufser natürlich nach Hilfsverben u. ä., während der präpositionale Infinitiv mehr die verbale Natur zum Ausdruck bringt.[1])

Das heutige Englisch kennt keinen substantivierten Infinitiv in einer dem verbalen Infinitiv gleichen Form. Seine Stelle nimmt das Gerundium ein, das der Form nach völlig vom Infinitiv verschieden ist. Ansätze zur Substantivierung des Infinitivs sind in me. Zeit vorhanden gewesen, aber sie haben sich nicht durchsetzen können.

Das Ae. kannte einen substantivierten Infinitiv nur in der Form des auf die Bedeutung der Präposition eingeschränkten flektierten Infinitivs mit *to*. Und auch dieser hat nie andere als verbale Ergänzungen zu sich nehmen können. Auch kennt das Ae. in seiner Überlieferung keinen anderen Kasus des flektierten Infinitivs als den mit der Präposition *to* verbundenen Dativ. Das so gut wie völlige Fehlen eines reinen Infinitivs

---

[1]) Vgl. Wilmanns a. a. O. S. 124: „Wir unterscheiden: *Es ist besser zu heiraten als zu brennen* und: *Heiraten ist besser als Brennen.* In dem zweiten Satz neigen wir zu substantivischer Auffassung. Aber schwerlich wäre dieses für das gotische: *batizo ist liugan þau intundnan* gerechtfertigt. Eher für das Mhd. bei H. v. Melk Prl. 175: *bezzer si gehien danne brinnen, bezzer si taben danne winnen.* Denn im Mhd. ist substantivierter Infinitiv als Subjekt auch neben solchen Prädikaten ganz gewöhnlich, die auf einen verbalen Infinitiv überhaupt nicht bezogen werden können, z. B. Walther 124. 22: *tanzen unde singen zergat mit sorgen gar ...* Als Objekt z. B. Berthold 529. 33: *so git man dir dekeine gnade, niwan gelten unde widergeben nach rehte.*" Vgl. auch Behaghel a. a. O. S. 343.

als Subjekt in ae. Zeit, das diese Sprachperiode ganz scharf von der gleichzeitigen ahd. abhebt, ist zum grofsen Teil sicher auf das Unvermögen, den Infinitiv wie ein echtes Substantiv zu gebrauchen, zurückzuführen. Während im Ahd. das analoge Nachrücken des reinen Infinitivs hinter den präpositionalen Infinitiv her in die Stellung als Subjekt durch den häufigen substantivischen Gebrauch des Infinitivs sehr gefördert wurde, fehlte im Ae. ein solches Vorbild. Es fehlte wahrscheinlich jede Tendenz zu nominaler Auffassung des reinen Infinitivs, so dafs es überhaupt nicht zu einem wirklichen Gebrauch des reinen Infinitivs als Subjekt neben dem auf dem Wege der syntaktischen Gliederverschiebung hier einrückenden präpositionalen Infinitiv kam.

Aber auch die zahlreichen ererbten reinen Infinitive als Ergänzung von Verben können nicht nach der Art der ihnen syntaktisch gleichstehenden nominalen Objekte substantivisch aufgefafst werden. Dafs sie vielmehr nichts als fertige Ergänzungen zu bestimmten Verbklassen gewesen sind, beweist wieder ein Vergleich mit dem Ahd. Wenn etwa der zu einem transitiven Verb gehörige reine Infinitiv völlig analog zu einem nominalen Objekt hätte empfunden werden sollen, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch der Infinitiv nach solchen Verben, die ein nominales Objekt in einem andern Kasus als im Akkusativ zu sich nehmen, analog zu diesem Kasus gefühlt worden wäre, und warum er dann nicht auch die durch die betreffenden Kasus erforderte Endung angenommen hätte, zumal die Analogie zu dem präpositionalen Infinitiv im Dativ so nahe lag. Im Deutschen ist tatsächlich der reine Infinitiv als Ergänzung transitiver Verben frühzeitig in substantivischer Bedeutung gefühlt worden. Die analogiebildende Kraft, die in der einem Substantiv in der gleichen Stellung völlig gleichwertigen Verbindung von *zi* mit einem flektierten Infinitiv lag, liefs nicht nur nach den einen Genitiv erfordernden Verben auch einen Genitiv des Infinitivs sich ausbilden:

O. 5. 7. 21: *mag mich gelusten weinonnes*
O. 5. 13. 25: *Petrus sar sindes bigonda swimmannes,*

sondern führte auch bald zu der Auffassung des Infinitivs nach einem transitiven Verb als eines Akkusativs:

Wolfr. Lied 7. 6: *der wahtär warnen sanc.*

Das Fehlen eines Genitivs des flektierten Infinitivs nach solchen Verben, die ein nominales Objekt nur im Genitiv zu sich nehmen können, ist für das Ae. ein schlagender Beweis, daſs dem reinen Infinitiv nirgend in der Stellung als Ergänzung von Verben substantivische Bedeutung zugesprochen werden kann.

Den Weg zur Substantivierung des Infinitivs hat nun das Me. eingeschlagen, allerdings stets unter Beibehaltung der verbalen Rektion und nur in der Form einer Abhängigkeit von Präpositionen.[1]) So finden sich

V. V. 137. 2: *þurh fasten warð Godes wraðþe*
V. V. 149. 15: *to Gode cumen ... þurh fasten ... þurh wacchen ... þurh herborȝin wrecche men and feden ...*
V. V. 33. 29: *on fasten and on wacchen*
A. R. 138. 6: *ancre schal ... temien ful wel hire fleschs ... mid festen, mid wecchen, mid heren ...*
A. R. 306. 30: *... mid festen and mid oðer ... fleschliche sores*
A. R. 344. 1: *Habbeð ... to ower bihoue þesne lutle laste ende, of alle kudde and unkuðe sunnen; ase of prude ... of sitten to longe ... of scheden crumen ...; oðer leten þinges muwlen ... oðer of keorfunge, oðer of hurtunge*
Laȝam. 13305: *ic æm icumen þe þus næh ... for suggen þe tiðende.*[2])

Auf die Entstehung solcher Verbindungen und auf ihr Verhältnis zu den gleich zu besprechenden Verbindungen des *to*-Infinitivs mit einer zweiten Präposition, besonders auf das Prioritätsverhältnis zwischen beiden Konstruktionen, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Bedeutungsvoll für die vorliegende Arbeit ist lediglich die Feststellung, daſs der reine Infinitiv in solchen Verbindungen der Geltung als Substantiv am nächsten kam und auch als solches gefühlt sein muſs, wie schon der nebeneinander stehende Gebrauch eines Infinitivs und eines Substantivs in Abhängigkeit von der gleichen Präposition beweist, wobei allerdings der Infinitiv stets seine verbalen Ergänzungen behielt. Da nun diese Neigung zu

---

[1]) Die alten Verbindungen von *to* und dem diesem gleichstehenden nördlichen *at, till, for till* mit dem Infinitiv sind hier natürlich übergangen.

[2]) Beispiele bei Sanders a. a. O. 28 und in den verschiedenen Arbeiten über die Syntax des Infinitivs in den einzelnen Denkmälern.

substantivischem Gebrauch zeitlich genau mit dem Vordringen des reinen Infinitivs als Subjekt übereinstimmt, so liegt, wie schon erwähnt, die Vermutung nahe, daſs dieses Vordringen in ursächlichem Zusammenhang mit jener aufkommenden Neigung zu substantivischem Gebrauch steht.

Neben dem reinen Infinitiv und ebenfalls von fme. Zeit an belegt, kommt aber auch der *to*-Infinitiv in Abhängigkeit von anderen Präpositionen vor:

Orm. 6362: *wiþþ daȝȝsang and wiþþ uhhtennsang, ... and wiþþ to letenn swingenn himm þe bodig*

Orm. 10047: *ȝiff þatt teȝȝ nohht ne blinnenn off to follȝhenn Godes wille*

Orm. 11467: *þat te deofell næfre ne blinneþþ off to skrennkenn*

Orm. 15475: *Forrþi mann læteþþ litell off to wunndrenn ...*[1])

Der *to*-Infinitiv ist in solchen Verbindungen in der gleichen Funktion gebraucht wie in den Beispielen oben der reine

[1]) Zu beachten sind die vielen seit ae. Zeit belegten Fälle, in denen das Objekt zwischen der ersten Präposition und dem *to*-Infinitiv steht und damit zu Zweifeln in bezug auf sein syntaktisches Regens Anlaſs gibt:

Chron. 256, 1127 E: *se kynȝ hit dide ... for helpe to hauene*

Be. 408. 17: *for þæm ... eðle in heofonum to betanne*
= pro adipiscenda in caelis patria

Jud. 241. 21: *Paulus us maneð and menegeð of sume wepne to nemene*

A. R. 400. 2: *þuruh nout to uorleosen*

Ayenbite 31. 13: *he is fyeble and lheuc to alle guodes to done*

ibid. 32. 3: *to habbe þe pyne of stapes to cliue*

Caxton 31. 18 (zitiert bei L. Kellner, *Caxton's Syntax and Style*, Transactions of the Phil. Soc. 1890, App.): *wythout aduenture to fynde.*

Auf die syntaktische Bedeutung aller dieser Fälle kann hier nicht näher eingegangen werden; diese muſs vielmehr einer zukünftigen Geschichte des substantivierten Infinitivs vorbehalten bleiben. Doch liegt angesichts solcher syntaktischen Fügungen die Vermutung nahe, daſs der Ursprung aller Verbindungen von Doppelpräpositionen mit einem Infinitiv in den Fällen zu suchen ist, in denen der einfache *to*-Infinitiv exegetisch an ein von einer Präposition abhängiges Objekt angeschlossen war. Erst durch eine syntaktische Gliederverschiebung wurde das Objekt zum Infinitiv gezogen und dieser in der festen Verbindung mit *to* als von der ersten Präposition abhängig gefaſst. Vgl. oben S. 186. Anders Einenkel, *Historische Syntax* a. a. O. S. 16 ff.

Für den vorliegenden Zusammenhang sind die Verbindungen des *to*-Infinitivs mit einer zweiten Präposition nur insofern von Bedeutung, als sie die enge Verbundenheit der Präposition *to* mit dem Infinitiv und die Verblassung der ursprünglichen Bedeutung dieses *to* zum Ausdruck bringen.

Infinitiv, und das kann nur dadurch möglich gewesen sein, daſs die Präposition unter Verblassung ihrer eigentlichen Bedeutung schon mit dem Infinitiv zu einer als Einheit empfundenen festen Verbindung verschmolzen war.[1]) Weitergehende Folgerungen sind an solche im ganzen nicht zahlreiche Sätze allerdings nicht zu knüpfen. Immerhin deuten sie für diese Zeit eine Unsicherheit des Gefühls für die syntaktische Differenzierung beider Infinitive an, die eine schon eingetretene stärkere Verblassung der Grundbedeutung der Präposition *to* beim Infinitiv beweist. Nur die schnelle Weiterentwicklung, die dann schon in den nächsten Jahrzehnten zu weiterer Verblassung der Präposition und damit zu immer engerer Verknüpfung von *to* + Infinitiv führte, hat es verhindert, daſs in diesem Nebeneinander der beiden Infinitive nicht der reine Infinitiv die Tendenz zur Substantivierung weiter ausbildete und damit im Englischen derselbe Weg wie vorher im Ahd. fortgesetzt wurde. Zumal als mit dem stärker fühlbar werdenden Flexionsschwund die Präposition immer mehr zum rein formalen Erkennungszeichen des Infinitivs umgedeutet wurde, muſste der reine Infinitiv hier ganz verschwinden. Die Reste des

---

[1]) Da das Ae. sich der Bedeutung der Verbindung der Präposition *to* mit dem Infinitiv noch ganz deutlich bewuſst war, kamen auch solche Übersetzer, die sich sonst sehr stark an ihre Vorlage anschlossen, nie in die Versuchung, etwa ein lateinisches Gerundium in Abhängigkeit von einer Präposition mit dem *to*-Infinitiv in Abhängigkeit von einer anderen Präposition wiederzugeben. So überträgt die Beda-Übersetzung:

Be. 408. 17: *in elðiodignisse lifde for þæm ecan eðle in heofonum to betanne*
= *ducere vitam pro adipiscenda in caelis patria*

unter gröſstmöglicher Anlehnung an die Vorlage die lateinische Gerundialkonstruktion mit einem von der betreffenden Präposition abhängigen Substantiv, an das der *to*-Infinitiv exegetisch angefügt ist. Dagegen greift der Verfasser des Eadwine-Psalters aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in einem ähnlichen Falle zu dem von zwei Präpositionen abhängigen Infinitiv:

101. 23: *on to ȝemetænne folc*
= *in conveniendo populos,*
118. 9: *on to ȝehældenne wordþine*
= *in custodiendo sermones tuos.*

Falls hierin nicht ein alle syntaktischen Regeln der eigenen Sprache auſser acht lassendes Bestreben, die lateinische Vorlage Wort für Wort zu übertragen, vorliegt, ist diese Stelle ein Zeichen der einsetzenden Verschmelzung von *to* mit dem Infinitiv zu einer Einheit unter gleichzeitigem Zurücktreten der eigentlichen Bedeutung der Präposition *to*.

to-Infinitivs in dieser Verwendung sind gleichzeitig der aufkommenden Konkurrenz des neuen Gerundiums erlegen.

§ 11.

Zusatz: Das Verhältnis des präpositionalen Infinitivs zum Gerundium.

Der präpositionale Infinitiv in Abhängigkeit von Präpositionen ist in der neueren Entwicklung völlig vom Gerundium verdrängt worden. In anderen nominalen Verwendungsarten, als Subjekt und als Ergänzung von Verben, werden dagegen heute *to*-Infinitiv und Gerundium nebeneinander gebraucht [über den Gebrauch im einzelnen vgl. Willert, *Vom Gerundium*, Englische Studien 35 (1905), S. 276 ff.]. Auf die Frage, welchen Anteil der Infinitiv und speziell auch die vom 12.—14. Jahrhundert belegten Infinitivformen auf *-ing* bei der Entstehung des Gerundiums haben, kann in diesem Zusammenhange nicht weiter eingegangen werden. Doch seien die hauptsächlich einander gegenüberstehenden Meinungen aufgeführt:

1. J. L. Armstrong, *The Gerund in Nineteenth-Century English*, Publications of the Modern Language Association VIII (1892), S. 200 ff.: Der alte flektierte Infinitiv entwickelt sich auf lautlichem Wege in fme. Zeit zum Infinitiv auf *-ing* und stirbt in dieser Form im 14. Jahrhundert aus. Seine syntaktische Funktion geht teils auf den regulären *to*-Infinitiv, teils auf das völlig unabhängig von ihm entstandene neue Gerundium über.

2. H. Logeman, *Det saakaldte passive nutidsparticip i norsk og i beslægtede sprog*, Arkiv för nordisk filologi 30 (1914), S. 17 ff.: Während die anderen germanischen Sprachen in der lautlichen Fortbildung des alten flektierten Infinitivs auf der Stufe *-inde, -ende* stehengeblieben sind, ist das Englische mit der Form auf *-ing(e)* darüber hinausgegangen. Das Gerundium ist nichts weiter als die Fortsetzung des alten flektierten Infinitivs in dieser Form auf *-ing*.

3. G. O. Curme in verschiedenen Aufsätzen [Anglia 38, 491 ff., 39, 270 ff., Englische Studien 45, 349 ff.]: Das Gerundium ist schon in ae. Zeit durch allmähliche Umgestaltung der syntaktischen Konstruktion des Verbalsubstantivs ohne stärkeren Einfluſs von seiten des flektierten Infinitivs entstanden.

4. Einenkel in verschiedenen Aufsätzen [Anglia 37, 382 ff., 38, 1 ff., 499 ff., 39, 273 ff.]: Neben starken romanischen Bestandteilen vereinigt das Gerundium in sich das alte Verbalsubstantiv „als rohe Masse“ und den alten Infinitiv „als Gehalt gebendes Prinzip“.

5. Willert, *Vom substantivischen Infinitiv*, Englische Studien 48 (1914/15), S. 246 ff.: Das Gerundium ist identisch mit dem auf lautlichem Wege aus dem alten flektierten Infinitiv entstandenen Infinitiv auf *-ing*. Eine spätere Differenzierung der nebeneinander bestehenden drei Infinitive (reiner, *to*-Infinitiv und Infinitiv auf *-ing*) beschränkte die ersten beiden auf die verbale Verwendung des Infinitivs, den letzteren auf die nominale (vgl. dazu oben S. 115, Anm. 1).

6. G. Ch. van Langenhove, *On the Origin of the Gerund in English*, Recueil de travaux p. p. la Faculté de philosophie et lettres 56 (1925): Auf

lautlichem Wege entwickelten sich bis zum 13. Jahrhundert drei Infinitive: reiner, *to*-Infinitiv und Infinitiv auf *-ing*, letzterer Gerundium genannt. Dieser verdankt seine Entstehung einer doppelten Verwirrung: a) zwischen *to*- und reinem Infinitiv, da seine Form die des *to*-Infinitivs ohne *to* ist, b) zwischen Infinitiv auf *-n* und Verbalsubstantiv, die beide in der gesprochenen Sprache dieselbe Form, oft dieselbe Bedeutung und manchmal dieselbe Konstruktion hatten.

§ 12. Der Infinitiv des Passivs.

Die neuen Gebrauchsweisen des passiven Infinitivs, die in fme. Zeit einsetzen, sind weitere Zeichen für den Wandel in der Auffassung des Infinitivs und der Präposition *to* beim Infinitiv von dieser Zeit ab. Auch hier tritt wieder das 13. Jahrhundert als die Zeit hervor, die die Verflüchtigung der eigentlichen Bedeutung der Präposition *to* bis zur zeitweiligen Funktionslosigkeit gebracht hat.

Während im Ae. ein Infinitiv des Passivs in der bekannten Umschreibung mit *beon* oder *wesan* oder *weorþan* nur in bestimmten syntaktischen Gruppen und auch da im allgemeinen nur selten, stets aber in der Form des reinen Infinitivs verwendet werden konnte, erwirbt er nun, in der Überlieferung von Orm ab belegt, die Fähigkeit, auch in ausgesprochen finaler Bedeutung in Beziehung auf ganze Sätze und in adnominaler Stellung aufzutreten, und nimmt in alten und neuen Stellungen die Präposition *to* zu sich. Nicht sehr viel später, etwa vom Anfang des 14. Jahrhunderts an, beginnt der Infinitiv des Passivs den alten prädikativen Infinitiv des Aktivs nach *beon* zur Bezeichnung der Notwendigkeit und Möglichkeit abzulösen und verdrängt ihn allmählich ganz aus dieser Stellung. Am Ende des 15. Jahrhunderts scheint diese neue Konstruktion allgemein anerkannt zu sein.[1])

Ein durch die Form als solcher gekennzeichneter Infinitiv des Passivs begegnet im Ae. verhältnismäſsig selten und zwar am häufigsten noch als Ergänzung von Hilfsverben. Nur hier ist er in der Poesie belegt; als Ergänzung von Begriffsverben sowie als Subjekt[2]) wird er fast ausschlieſslich zur Übersetzung

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von W. van der Gaaf, *The Predicative Passive Infinitive*, English Studies X (1928), S. 107ff.; Mätzner a. a. O. III, S. 37 kennt nur Beispiele aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.

[2]) Vgl. die Darstellung in den einzelnen Abschnitten Callaways.

entsprechender lateinischer Infinitive des Passivs gebraucht. Meist finden sich die Beispiele in der Beda-Übersetzung und in den *Evangelien*, einige bei Älfric und späteren Autoren, ganz wenige in der mehr originalen Prosa der früheren Zeit. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs der Gebrauch des Infinitivs des Passivs in ae. Zeit vorwiegend unter lateinischem Einflufs erfolgt ist. Für die gesprochene Sprache im Gegensatz zu der literarischen Sprache darf man vielleicht höchstens eine Verwendung nach Hilfsverben ansetzen.

Der Infinitiv ist kraft seiner Entstehung aus einem nomen actionis von Haus aus völlig indifferent gegen alle Genusunterschiede. Erst aus dem Satzzusammenhang konnte er aktive oder passive Bedeutung bekommen. Da nun aber in manchen Sätzen die Möglichkeit bestand, den Infinitiv auf mehrere Satzaussagen zu beziehen, so konnte er in ein und demselben Satze durch Beziehung auf die eine Satzaussage aktive, durch Beziehung auf die andere Satzaussage passive Bedeutung erhalten. Die Frage erhebt sich nun, ob dem germanischen und speziell dem ae. Infinitiv noch die alte Genusindifferenz eines nomen actionis zukam, ob er ausschliefslich aktive Bedeutung hatte, oder ob der aktiven Form in bestimmten Verbindungen passive Bedeutung zugrunde lag. Die Schwierigkeit einer Beantwortung dieser Fragen wird noch dadurch vermehrt, dafs wir heute in sehr vielen Fällen zu passiver Auffassung neigen, oft auch passive Form anwenden, in denen die alte Sprache den der Form nach aktiven Infinitiv hatte, ferner dafs die klassischen Sprachen in solchen Fällen stets den Infinitiv des Passivs haben, den die Übersetzer mit ihrem aktiven Infinitiv wiedergaben.

Soweit ich sehe, stehen sich die Ansichten in der Beantwortung dieser Frage heute noch schroff gegenüber. Während Behaghel und Wilmanns kategorisch die unter allen Umständen aktive Bedeutung bzw. die Unmöglichkeit einer noch vorhandenen Genusindifferenz behaupten, finde ich besonders in der neuesten anglistischen Literatur über diese Frage die gelegentliche passive Bedeutung gerade wieder betont. Für diese Auffassung läfst sich ja auch anführen, dafs das Englische in vielen Fällen den der Form nach aktiven Infinitiv durch den passiven allmählich ersetzt hat, und dafs auch die heutige deutsche Sprache zu passiver Auffassung,

allerdings bei Beibehaltung der aktiven Form des Infinitivs neigt.[1])

In Frage kommen besonders:

a) reine Infinitive nach den Verben des Heifsens, Lassens und der sinnlichen Wahrnehmung; vgl.

Bl. Hom. 15. 28: *we nu ȝehyrdon . . . þis . . . ȝodspell beforan us rædan*

A. E. Hom. u. L. d. H. 15. 288: *bæd fet and handan tosomne ȝebindan*
= *iubet ... ligari manus et pedes,*

b) präpositionale Infinitive nach Adjektiven:

Greg. 409. 20: *sæde þæt he unieðe wære to ȝehealdenne*
= *et dum praedicit quia difficile capitur,*

c) Prädikative *to*-Infinitive nach *beon* zur Bezeichnung der Möglichkeit und Notwendigkeit:

Læce 62. 21: *þas þinȝ sint to donne.*

Die logische Doppeldeutigkeit dieser Infinitive entsteht dadurch, dafs sie auf verschiedene Satzaussagen bezogen werden können. Werden sie auf das Subjekt bzw. Objekt des Satzes bezogen, so erhalten sie passive Bedeutung (z. B.: *er ist schwer zu halten = dafs er gehalten wird*), bei Beziehung auf ein unbestimmtes, im Satze nicht zum Ausdruck kommendes Subjekt erhalten sie dagegen aktive Bedeutung (*er ist schwer zu halten = dafs man ihn halte*). Für die Wahrscheinlichkeit, dafs in solchen Fällen das Englische den Infinitiv auf ein unbestimmtes Subjekt bezog und dadurch den Infinitiv aktiv auffafste, sprechen nun folgende Gründe:

1. Ein Akkusativ mit einem passiven Infinitiv nach den oben unter a) genannten Verben ist in der gesamten ae. Überlieferung äufserst selten und auch dann überwiegend zur Übersetzung entsprechender lateinischer Konstruktionen belegt. Die ganze Poesie ebenso wie die mehr originale Prosa kennt hier nur den Infinitiv des Aktivs. Wäre die Auffassung passivisch gewesen, so müfste man erwarten, dafs die Gewöhnung

---

[1]) Nähere Angaben bei Wilmanns a. a. O. S. 163 ff. Vgl. auch Behaghel a. a. O. S. 305 und van der Gaaf, *The Post-Adjectival Passive Infinitive*, English Studies X (1928), S. 129 ff. Vgl. auch Paul, *Deutsche Grammatik* a. a. O. S. 94 und Sweet II, S. 119.

an den lateinischen, der Form nach als passivisch gekennzeichneten Infinitiv auf die Wahl des englischen Infinitivs des Passivs von viel stärkerem Einfluſs gewesen wäre, zumal dieser in Fällen einwandfreier passiver Bedeutung nach Hilfsverben, bei denen gerade die Verbindung mit dem Infinitiv ebenso eng war wie bei den Verben des Heiſsens, Lassens und der sinnlichen Wahrnehmung, durchaus gewöhnlich war[1]).

2. Callaway hat erwiesen, daſs ein Infinitiv des Passivs mit der Präposition *to* in der ganzen ae. Zeit nicht belegt ist. Befand sich daher ein Übersetzer in der Notwendigkeit, eine lateinische passive Konstruktion zu übersetzen, deren syntaktischer Sinn bei Verwendung des Infinitivs nur durch Hinzufügung der Präposition *to* hätte wiedergegeben werden können, so wandte er entweder eine Umschreibung an:

Mat. XX. 28: *non venit ministrari*
= *ne com þæt him man þenode,*

oder er übernahm den Infinitiv des Passivs ohne *to* auch da, wo er im Aktiv nur *to* hätte setzen können:

L. 12. 50: *Baptismo autem habeo baptizari*
= *ic hæbbe on fulluhte beon ȝefullod,*

und bewies schon durch solche absolut unenglische Konstruktion, daſs er völlig im lateinischen Sprachdenken befangen war[2]). Nur da, wo es möglich war, den Infinitiv durch Beziehung auf ein unbestimmtes Subjekt aktivisch aufzufassen, griff er zum heimischen *to*-Infinitiv:

Be. 22. 18: *þæt ... cyninȝ to ȝefulliane com to Rome*
= *Ut rex ... baptizandus Romam venerit*
= *Daſs der König ... zum Taufen kam = daſs man ihn taufe.*

3. Die Anknüpfung des *to*-Infinitivs an ein unbestimmtes Subjekt und damit die Betonung seiner aktiven Bedeutung

---

[1]) Vgl. Behaghel a. a. O. S. 305 und Callaway a. a. O. S. 30, 120 ff. und 213 ff.

[2]) Auch das einzige bei Alfr. belegte Beispiel eines reinen(!) Infinitivs des Passivs nach einem Adjektiv

Älf. Hom. II. 316: *we þe næron wurðe beon his wealas ȝecizde*

steht wohl in seiner Isoliertheit unter lateinischem Einfluſs.

ist eine weitverbreitete Erscheinung beim ae. Infinitivgebrauch. Neben das oben gegebene Beispiel

Greg. 409. 20: *sæde þæt he unieðe wære to ȝehealdenne*

stellen sich Sätze wie:

Be. 350. 33: *þreodæȝlic fæsten is ȝenoh to healdenne*
= *dreitägiges Fasten ist genug zum Halten* = *daſs man es halte*

Wärf. 308. 18: *þæt is unriht to secȝanne*
= *das ist unrichtig zum Sagen* = *daſs man es sage*

Oros. 52. 8: *Hit is unieðe to ȝesecȝenne*
= *es ist schwer zum Sagen* = *daſs man es sage*

Älf. Hom. II. 542: *ælc ehtnys bið earfoðe to þolianne*
= *Jede Verfolgung ist schwer zum Erdulden* = *daſs man sie erdulde.*

Auch nach Verben kommen Infinitive vor, die, logisch doppeldeutig, durch den Bezug auf ein unbestimmtes Subjekt ihre aktive Bedeutung erhalten:

Be. 172. 17: *sendon heora dohter þider to læranne*
= *Filias suas eisdem erudiendas ... mittebant*
= *sie schickten ihre Töchter zum Lehren* = *daſs man sie lehre.*

An Stelle des unbestimmten Subjekts kann auch eine abhängige Satzaussage des Hauptsatzes treten:

Be. 124. 3: *his dohter to ȝehalȝienne Criste þam biscope to wedde ȝesealde*
= *filiam ... Christo consecrandam ... episcopo adsignavit*
= *er gab seine Tochter dem Bischof ... zum Weihen* = *daſs er sie weihe.*[1]

Älf. Hom. II. 466: *ȝodspel is ... earfoðe ... mannum to understandenne*
= *das Evangelium ist für die Menschen schwer zum Verstehen* = *daſs sie es verstehen.*

And. 206: *Nis þæt uneaðe eallwaldan ȝode to ȝefremmanne*
= *Nicht ist das für Gott schwierig zum Tun* = *daſs er es tue.*

[1]) Vgl. dazu Callaway a. a. O. S. 132.

4. Aus Sätzen des obigen Typs mit unbestimmtem Subjekt des Infinitivs hat sich der Infinitiv als Subjekt entwickelt.[1]) Dies konnte nur bei aktiver Bedeutung des Infinitivs möglich sein.

Nun erscheint aber gleich vom Beginn der fme. Überlieferung an der Infinitiv des Passivs auch in solchen Verwendungsarten des Infinitivs, die ihm in ae. Zeit verschlossen gewesen waren, zugleich kann er jetzt auch die Präposition *to* zu sich nehmen, vgl.

Orm. 13760: *wel bilammp till himm to ben N. ȝehatenn*
Orm. 16706: *All swa bihofeþþ þe manness Sune ... to wurrþenn hofenn upp*
V. V. 37.17: *ac hopeð te bien iboreȝen þurh ...*
G. E. 2028: *ghe ðhenkeð on him for to ben wreken*
H. M. 15. 21: *him þuncheð to beon ouercumen*
Orm. 12646: *alls he wære an lamb to ben offredd*
Orm. 10663: *tu ... cumest her Att me to wurrþenn fullhtnedd*
Woh. 285. 33: *nis nan swa wurði to beo luued*
Marh. 1. 22: *þat were wurðe for to beon iwurget*
Curs. Mundi 9279: *But if he let it so be hid.*

Aus solchen Beispielen ist folgendes zu ersehen:

1. Gegenüber der für die ae. Umgangssprache zu erschliefsenden engen Begrenztheit im Gebrauch des passiven Infinitivs ist dieser nunmehr in allen Verwendungsarten des Infinitivs geläufig. Allerdings geschieht die Ausdehnung seines Gebrauchs nur allmählich.[2])

2. Der Infinitiv des Passivs nimmt jetzt ebenso wie der des Aktivs in den bestimmten Stellungen die Präposition *to* zu sich. Das Gefühl der engen Verbundenheit mit dem übergeordneten Verb, das beim Gebrauch des Infinitivs des Passivs im Ae. bestanden hatte, ist also jetzt verschwunden.

3. Durch die Ausdehnung des Gebrauchs des Infinitivs des Passivs gewinnt die Sprache eine wesentliche Erweiterung im Gebrauch des Infinitivs überhaupt. Während die ae. *Evangelien* noch bei der Stelle Mat. XX. 28 *non venit ministrari* zur Umschreibung hatten greifen müssen:

ne com þæt him man þenode,

---

[1]) Vgl. oben § 4.

[2]) Vgl. die Zusammenstellung bei Sanders a. a. O. S. 2ff.

hat Orm in einem ähnlichen Falle schon den Infinitiv des Passivs:

10663 *tu ... cumesst her Att me to wurrþenn fullhtnedd,*

und Wycliffe kann dann diese Matthäusstelle genau wiedergeben:

came nat for to ben serued.

4. Der erweiterte Gebrauch des Infinitivs des Passivs ist nicht nur der Ausdruck der allmählich von der Sprache erworbenen Fähigkeit, Genusunterschiede am Infinitiv zum Ausdruck zu bringen. Der Ersatz des Infinitivs des Aktivs durch den des Passivs in den oben S. 201 gegebenen Typen bezeichnet auch einen Wandel in der ganzen Auffassung der syntaktischen Struktur solcher Sätze. Während nämlich im Ae. bei logischer Doppeldeutigkeit der Infinitiv durch Beziehung auf ein unbestimmtes, im Satz nicht ausgedrücktes Subjekt seine aktive Geltung erhielt, wird nunmehr der Infinitiv auf das im Satz ausgedrückte Subjekt oder Objekt bezogen, wodurch er passive Geltung erhält und passive Form annimmt. An Stelle von

And. 23: *næs þær ... wæteres drync to brucanne* (= *daſs man es brauche*)

tritt jetzt

Marh. 1. 22: *þæt were wurðe for to beon iwurget* (= *daſs es geliebt werde*).

Nach den Verben des Heiſsens, Lassens und denen der Wahrnehmung sowie nach Adjektiven beginnt diese syntaktische Gliederverschiebung schon mit Beginn der fme. Zeit.[1]) Alter und neuer Gebrauch laufen dabei noch lange nebeneinander her. Über ein Jahrhundert später kündigt sie sich auch in dem Gebrauch des prädikativen Infinitivs nach *beon* durch den

---

[1]) Unter den mir zuletzt bekannt gewordenen Arbeiten kommt besonders van der Gaaf [English Studies X (1928), S. 129 ff.] zu ganz anderen Resultaten. Besonders scheinen van der Gaaf die meisten der im Ae. scheinbar zweifelhaften Infinitive passive Bedeutung zu haben. Demgemäſs bezeichnet für ihn die Verdrängung des Infinitivs des Aktivs durch den des Passivs seit fme. Zeit eine Angleichung der Form an den schon lange bestehenden Inhalt, und jenes isoliert stehende ae. Beispiel eines Infinitivs des Passivs nach einem Adjektiv (oben S. 202 Anm. 2) ist für ihn ein früher Vorläufer dieses späteren Vorgangs.

allmählich einsetzenden Ersatz des alten Infinitivs des Aktivs durch den des Passivs an.[1]) In Sätzen wie

Rid. 42. 8: *þæt is to ȝeþencanne*
Greg. 263. 9: *þæt is to cyðanne*
= *dicendum est*
Be. 70. 26: *heo seondon to monienne*
= *admonendi sunt*
Läce 62. 21: *þas þinȝ sint to donne*

hatte der Infinitiv ursprünglich aktive Bedeutung durch seine Beziehung auf ein unbestimmtes, nicht im Satz zum Ausdruck gelangtes Subjekt. Entstanden ist diese Konstruktion ursprünglich vielleicht durch Elision eines prädikativen Adjektivs in Sätzen wie

Gen. 660: *His hyldo is unc betere to ȝewinnanne,*

wobei sich je nach der Bedeutung des ausgelassenen Adjektivs die Bedeutung der Notwendigkeit oder Möglichkeit ergab.[2]) Die Auffassung war also ursprünglich:

Diese Dinge sind (nötig, möglich besser usw.) zum Tun
= *daſs man sie tue.*

Durch die neue Auffassung wird der Infinitiv auf das Subjekt des Satzes bezogen und bekommt daher nun passiven Sinn: *Diese Dinge sind zum Getanwerden = damit sie getan werden.*

Das erste Beispiel eines passiven Infinitivs in solchen Sätzen ist bis jetzt bei Robert von Brunne gefunden worden[3]):

Handlyng Synne 1564: *þey beþ to be blamed.*

---

[1]) Vgl. dazu auch noch W. Klöprig, *Der Ursprung der to-be-Konstruktion,* Engl. Studien 56 (1922), S. 378 ff.

[2]) Vgl. Behaghel a. a. O. S. 339. Die gleiche Erklärung gibt Willert [Engl. Studien 43 (1910/11), S. 101], der aber in seinen Beispielen den zeitlichen und syntaktischen Unterschied von aktivem und passivem Infinitiv hier nicht beachtet. — Die syntaktische Bedeutung von *þet is to siggen,* die für ihn nicht zu erklären ist, das er aber richtig auf Sätze wie *þiss iss to seggenn opennlig* zurückführt, ist die gleiche wie in den oben angegebenen Sätzen. Vor allem aber ist ein Satz wie *þiss iss to seggenn opennlig* mit *opennlig* als Adverb selber erst aus solchen Sätzen entstanden, in denen die dem *opennlig* entsprechende Satzaussage als Prädikatsadjektiv zu *þiss iss* gehörte und der *to*-Infinitiv exegetisch von ihm abhing: = *das ist offenkundig zum Sagen = um es zu sagen.*

[3]) Vgl. van der Gaaf a. a. O. S. 110.

Der Gebrauch des Infinitivs des Passivs dehnt sich von hier allmählich weiter aus, doch so langsam, dafs erst am Ende des 15. Jahrhunderts diese neue Konstruktion allgemein anerkannt gewesen zu sein scheint. Chaucer und Lydgate verwenden schon vereinzelt die passive Form, während Occleve nur den Infinitiv des Aktivs hier kennt.

Die Umwandlung des alten Infinitivs des Aktivs in diesen und ähnlichen Sätzen in den Infinitiv des Passivs[1]) wird von der lateinischen Sprache her weitgehend beeinflufst worden sein. Doch ist es sehr wahrscheinlich, dafs ein lateinischer Einflufs erst wirksam werden konnte, nachdem die englische Sprache schon in ihrer eigenen Entwicklung zum mindesten zur Unsicherheit über die Bedeutung der alten syntaktischen Beziehungen hier gelangt war. Denn das Bedürfnis nach einer Neuordnung der syntaktischen Beziehungen kann nur auf Grund einer allmählich eintretenden Unverständlichkeit der alten syntaktischen Beziehungen aufgekommen sein, d. h. die Beziehung des Infinitivs auf ein unbestimmtes, erst aus dem Satzzusammenhang zu ergänzendes Subjekt wurde nicht mehr verstanden und daher eine neue Beziehung zu einer anderen im Satz klar ausgedrückten Aussage gewonnen, wodurch der Infinitiv dann passiven Sinn erhielt.[2])

---

[1]) Das Deutsche hat dagegen in allen Fällen hier den aktiven Infinitiv beibehalten und aus dem prädikativen Gebrauch dieses Infinitivs das sog. Participium necessitatis entwickelt. Vgl. Wilmanns a. a. O. S. 128.

[2]) In den Sätzen dieses Typs konnte im Ae. auch die betroffene Person im Dativ hinzugefügt werden, die dann zugleich das Subjekt des Infinitivs bildete:

Wærf. 329. 4: *us is þæt to witanne*
= *hoc tamen sciendum est*
Älf. Hom. I. 314: *Hwæt is us to donne?*
Wærf. 67. 31: *þa weorc us syndon ... to wundrianne*
= *illa magis miranda sint.*

Obwohl diese Sätze sich ursprünglich in nichts von den oben angegebenen unterschieden, haben sie doch eine ganz andere Entwicklung durchgemacht und zur Bildung einer neuen Ausdrucksweise geführt. Indem schon früh das eigentliche Subjekt nach syntaktischer Verschiebung als Objekt des Infinitivs angesehen wurde, ergab sich eine unpersönliche Konstruktion

Älf. N. T. 21. 14: *Nys us na to secȝenne þone ... morð,*

die dann später an dem allgemeinen Übergang solcher unpersönlicher Konstruktionen zu persönlichen teilnahm und zu der ne. Fügung *I am to do*

Soweit es sich bei diesem Vorgang um eine Aufgabe der alten Form des exegetisch an eine Satzaussage angeknüpften *to*-Infinitivs handelt, steht diese Bewegung in Zusammenhang mit der oben beschriebenen Umwandlung exegetischer Infinitive seit spätae. Zeit. Die Ergebnisse sind in beiden Fällen verschieden: am Ende der ae. Zeit entsteht durch eine syntaktische Gliederverschiebung aus dem exegetischen Infinitiv der *to*-Infinitiv als Subjekt und Ergänzung von Verben. Im 13. Jahrhundert erscheint als Folge solcher Verschiebung der Infinitiv des Passivs nach Adjektiven und Substantiven und im 14. Jahrhundert in prädikativer Verwendung bei *to be*.[1]) Die Tendenz ist überall dieselbe, das Ergebnis je nach den syntaktischen Bedingungen und den Zeitverhältnissen ein verschiedenes.

§ 13. Die endgültige Regelung des Gebrauchs des reinen und präpositionalen Infinitivs durch den Verfall der Flexion.

Die Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs ist in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung die folgende: in ausgesprochen finaler Bedeutung steht bis auf geringe Reste des reinen Infinitivs der präpositionale im Wechsel mit dem *for to*-Infinitiv. Als Subjekt und Ergänzung von Verben überwiegt der *to*-Infinitiv über den reinen Infinitiv, auch hier wieder im Wechsel mit dem *for to*-Infinitiv. Der schwankende Gebrauch in allen Einzelfällen und der gelegentliche Gebrauch

---

führte. Das erste Beispiel dieser persönlichen Konstruktion findet sich nach van der Gaaf bei Wycliffe

Sel. Wks. I. 120: *he wist what he was to do.*

[1]) Die Aufgabe des an ein unbestimmtes, erst aus dem Satzzusammenhang zu erschliefsendes Subjekt angeschlossenen Infinitivs des Aktivs zugunsten des mit einem persönlichen Subjekt verbundenen Infinitivs des Passivs zeigt sich ferner in dem annähernd gleichzeitigen Auftreten eines Akkusativs mit passivem *to*-Infinitiv nach Verben des Befehlens, Lassens u. a. Vgl.

Lydg., S. of Th. 4560: [*he*] *maad her wallys and her towrys ... to be laide ful lowe*

Occl. Reg. 95: [*he*] *comaundede his handes hym behynde to be bounde.*

Bei beiden überwiegt übrigens in solchen Fällen noch die alte Konstruktion des aktiven Infinitivs, vgl.

Lydg., S. of Th. 1359: [*he*] *made in hast his chamberleynes calle.*

Zu dieser ganzen Frage vgl. unten §§ 17—19.

des *to*-Infinitivs wie ein Substantiv nach Präpositionen zeigen eine starke, oft sicher bis zur Funktionslosigkeit gehende Verblassung der Grundbedeutung der Präposition *to*, in die auch die noch in fme. Zeit deutlich sichtbar als Verstärkung des *to*-Infinitivs gebrauchte Verbindung von *for to* mit dem Infinitiv allmählich mit hineingerissen wird. Das 13. Jahrhundert zeigt diese Lockerung der alten syntaktischen Bindungen im Infinitivgebrauch am stärksten. Allerdings überwiegt im grofsen und ganzen schon der *to*-Infinitiv in den meisten Stellungen.

Diesen Zustand beseitigt von der zweiten Hälfte der me. Zeit an der immer stärkeren Umfang annehmende Verlust der verbalen Flexionsendungen, der unter der Notwendigkeit, den mit anderen Verbformen und Wortklassen zusammenfallenden Infinitiv in bestimmten Stellungen als solchen zu kennzeichnen, eine genaue Differenzierung im Gebrauch beider Infinitivarten herbeiführt. Dadurch bekommt die in vielen Fällen bedeutungslos gewordene Präposition wieder eine positive syntaktische Funktion, nämlich die, den Infinitiv als solchen zu kennzeichnen und ihn in den Stellungen, in denen seine nominale Natur und seine gröfsere Selbständigkeit dem regierenden Wort gegenüber betont ist, von dem in engster Verbindung mit einem Verbum stehenden, verbalisierten reinen Infinitiv abzuheben. Da nun zu der Zeit, als der Verlust der Verbalflexion sich in stärkerem Mafse geltend zu machen begann, der *to*-Infinitiv faktisch schon in allen Verwendungen des Infinitivs dominierte, bezeichnet dieser letzte Vorgang nur den Abschlufs einer langen Entwicklung, die mit der Entstehung des präpositionalen Infinitivs in germanischer Zeit begonnen hatte und deren Fortgang sich seit Beginn der ae. Überlieferung genau verfolgen läfst. Wie schon einmal gesagt[1]), ist eine wirkliche Grenze zwischen den beiden letzten Epochen der Entwicklung des Infinitivgebrauchs schwierig zu ziehen, da eine Erschütterung des Flexionsbestandes schon am Ausgang der ae. Zeit einsetzt, zu einer Zeit, in der die Bedeutung der Verbindung der Präposition *to* mit dem Infinitiv noch durchaus lebendig war und zwischen dem reinen und präpositionalen Infinitiv noch eine ziemlich sichere Scheidung bestand. Andererseits bleibt ein Schwanken in Einzelfällen

---

[1]) Vgl. oben S. 121, Anm. 1.

noch bis in die ne. Zeit in manchen Verwendungsarten bestehen, als schon längst jede Verbalflexion bis auf geringe Reste geschwunden war. In solchen Einzelfällen ist eine endgültige Entscheidung erst später getroffen, was allerdings an den schon längst feststehenden Grundzügen der Differenzierung zwischen reinem und präpositionalem Infinitiv nichts mehr zu ändern vermochte.

Der alte, von der Präposition *to* abhängige und mit der Endung des Dativs eines Substantivs auftretende Infinitiv hatte seine Flexion schon gelegentlich in spätaltenglischer Zeit abgeworfen.[1]) Mit Beginn der fme. Überlieferung mehren sich solche flexionslosen präpositionalen Infinitive, und sehr bald erscheinen beide Infinitivarten in allen Verwendungen ohne jeden formalen Unterschied. Nur selten wird die alte Endung *-anne, -enne* noch unter dem Ton weiter mitgeschleppt.[2]) Während in den Evangelien das Verhältnis des flektierten zum unflektierten *to*-Infinitiv noch ein unbedingtes Überwiegen des ersteren zeigt:

Mat. 50 : 8; Mk. 21 : 7; L. 29 : 5; J. 28 : 1,

ist dieses Verhältnis in den fme. Denkmälern gerade umgekehrt:

V. V. 49 : 148; S. W. 11 : 50; E. N. 1 : 21; Kath. 11 : 101; K. H. 2 : 92,

und viele zeigen gar keinen flektierten Infinitiv mehr, wie

P. L.; Woh.; Best.; G. E.; Ass. u. a.[3])

Mit Flexion werden vorwiegend einsilbige Infinitive beibehalten, während die mehrsilbigen die Endung am ehesten abwerfen.[4])

Es fragt sich nun, ob dieser Schwund der Endung eine Folge ihrer Funktionslosigkeit gewesen ist, d. h. ob der zu dieser Zeit einsetzende Wandel in der Auffassung des *to*-Infinitivs

---

[1]) Hier sei noch einmal betont, daſs die im ganzen seltenen in der ae. Poesie vorkommenden flexionslosen *to*-Infinitive auf ganz anderen Voraussetzungen beruhen und absolut keinen Grund zu der Annahme geben, daſs die Präposition schon zu dieser Zeit ihre eigentliche Bedeutung zu verlieren begonnen habe. Vgl. auch oben die Anm. zu S. 122.

[2]) Es ist bekannt, daſs sogar noch Spenser die alte Endung (vgl. *from fordonne*) wieder hervorholt.

[3]) Die hier angegebenen Verhältniszahlen sind dem Buche von Sanders a. a. O. S. 4 ff. entnommen.

[4]) Orm hat nur noch drei flektierte Formen (vgl. Weyel a. a. O S. 22). Laȝamon zeigt in der Hs. A doppelt soviel flektierte Infinitive wie in der jüngeren Hs. B (vgl. Lichtsinn a. a. O. S. 8).

die alte Endung entbehrlich machte, so daſs sie nun abfallen konnte. Nun darf aber bis zum Ende des 12. Jahrhunderts die Verblassung der eigentlichen Bedeutung der Präposition *to* und damit der alten dativisch-finalen Kraft des *to*-Infinitivs keineswegs als sehr stark angenommen[1]) werden. Andererseits beginnt der Verlust der Endung schon in ae. Zeit, als von einem Wandel in der Auffassung des *to*-Infinitivs so gut wie nichts zu spüren war. Ein solcher Wandel aber hätte doch unbedingt schon vorher eingetreten sein müssen und hätte dann auch in der syntaktischen Verwendung des *to*-Infinitivs stärker in Erscheinung treten müssen, wenn der Flexionsabfall seine Folge hätte sein können. Somit kann die Änderung der Form hier nicht auf einer Änderung der syntaktischen Bedeutung und damit auf einem Verlust der Funktion des abfallenden Teils beruhen.

Umgekehrt ist es dagegen nicht unwahrscheinlich, daſs der Verlust der Flexionsendung auf die nunmehr eingesetzte Verblassung der Präposition *to* in manchen Verwendungsarten von beschleunigendem Einfluſs gewesen ist. Genau läſst sich das nicht nachweisen, doch hat die formale Angleichung beider Infinitivarten sicher zu einem syntaktischen Ausgleich in manchen Stellungen geführt und den gelegentlichen unterschiedslosen Gebrauch beider Infinitivarten gefördert.

In dieser ganzen Zeit blieb der Infinitiv im Unterschied zu anderen Verbformen immer noch genügend durch seine verbleibende Endung *-en* als solcher gekennzeichnet, auſserdem war die syntaktische Bedeutung beider Infinitive meist noch genügend lebendig, als daſs es eines Formwortes zur Unterscheidung von anderen Verbformen und zur Differenzierung von dem reinen Infinitiv bedurft hätte. Diese Notwendigkeit brachte erst die immer stärkere Abschleifung aller verbalen Flexionsendungen und die immer stärker erfolgende Verflüchtigung der Grundbedeutung der Präposition *to* mit sich.

Es ist bekannt, daſs der Verfall der alten Verbalflexion hauptsächlich in zwei Richtungen vor sich ging: durch Abschleifung der Endungen und durch Ausgleichungen im Paradigma. Zu den ersteren Erscheinungen gehört besonders das allmähliche Verklingen des auslautenden *-n* im Konjunktiv

---

[1]) Vgl. oben S. 190.

Präsens, Infinitiv und Partizip, später der Abfall des auslautenden *-e*, wodurch in den meisten Formen der reine Stamm stehen blieb. Um Angleichung verschiedener Formen aneinander handelt es sich bei der Verdrängung der Endung *-eþ* im Plural des Präsens im Mittelland durch *-en* und später bei der Übertragung der Form des Sing. Imp. auch auf den Plural.

Diese Vorgänge verlaufen in den einzelnen Dialekten verschieden und sind zugleich für sie charakteristisch. Im Norden war das auslautende *-n* schon in ae. Zeit geschwunden. Im Me. herrscht besonders im Süden die Tendenz, das auslautende *-n* abzuwerfen. Aus den ae. Verben auf *-ian*, später *-ien*, entwickelte sich dadurch ein Typ mit auslautendem *-ie*, *-i* im Infinitiv: *lufie*, *lufi*. Dieses *-i* scheint dann in den Dialekten südlich der Themse für ein spezielles Zeichen des Infinitivs gehalten worden zu sein, das manchmal auch auf ursprünglich starke Verben übertragen wurde. Hier macht sich also ein Bestreben bemerkbar, inmitten des allgemeinen Verfalls der alten Endungen neue, allerdings immer noch flexivische Unterscheidungsmerkmale für syntaktisch bedeutsame Verbformen zu gewinnen.

Im Mittelland ist der Kreis der gleichlautenden Formen noch durch den Ersatz der alten Endung *-eþ* im Plural des Präsens durch *-en* erweitert. Plural Präs. im Indikativ und Konjunktiv sowie Infinitiv lauten jetzt gleich, wozu nach Abfall des auslautenden *-n* noch der Singular des Imperativs (nach Angleichung des Plurals Imper. auch dieser) kam. Hier waren Zweifel über die syntaktische Bedeutung der gleichlautenden Formen dauernd möglich. Besonders konnte ein Optativ im konjunktionslosen Nebensatz leicht zur Verwechselung mit dem Infinitiv führen. Noch in

Ch., *C. T. A.* 2288: *But it is good a man ben at his large*[1])

war der Infinitiv durch die Endung als solcher von der Optativform im Präsens deutlich zu unterscheiden, nicht mehr aber nach Abfall des auslautenden *-n* in Sätzen wie

---

[1]) Für weitere Beispiele vgl. Einenkel, *Streifzüge* a. a. O. S. 248 ff. Eine genauere Durchsicht der Handschriften, als es hier möglich war, würde sicher noch wertvolles Material über Hinzusetzung oder Streichung der Präposition in solchen syntaktisch zweifelhaften Fällen finden und die Chronologie dieses Vorgangs noch genauer stellen.

Ch., *C. T. G.* 683: *he ... Demeth alle thyng be spoke of hym*
Ch., *H. F.* III, 5: *Nat that I wilne ... Her art poetical be shewed*
Ch., *C. T. D.* 776: *Bet is ... thyn habitacioun be with a leoun*
Ch., *C. T. D.* 653: *man shal nat suffre his wyf go roule aboute.*

Auch Schwanken zwischen Optativ, Imperativ oder Infinitiv ist möglich:

Ch., *C. T. D.* 1564: *I pray god save thee and sëynte Loy*
Ch., *L. W.* 1190: *This amorous quene chargeth hire meynee the nettes dresse.*

Hier haben 2 von den 9 Handschriften: *to dresse.*

In solchen Fällen bildete sich aus danebenstehenden Sätzen mit *to* beim Infinitiv die Meinung heraus, daſs dieses *to* den Infinitiv als solchen bezeichne. Besonders nahe lag das in Sätzen, deren erster Infinitiv ohne die Präposition, deren zweiter Infinitiv mit Präposition gebraucht wurde:

Heinr. VIII. 2, 4: *I desire you do me right and justice and to bestow your pity on me.*

So haben sich, gerade in solchen Sätzen deutlich erkennbar, aus der ursprünglichen Freiheit im Gebrauch der Präposition neue, feste Regeln für ihre Verwendung ausbilden können. Überhaupt fügt sich die Entwicklung des Infinitivgebrauchs aufs treffendste in die Struktur der gesamten Entwicklung der englischen Sprache ein. Ein durch grammatisch-syntaktische Umbildung bedingter, im Anfang in gewissen Verwendungen scheinbar regelloser Gebrauch des reinen und präpositionalen Infinitivs nebeneinander, der aber bald wieder zu festeren Typenbildungen gelangt, führt unter dem Zwange einer anderen Entwicklung zu einer gesetzmäſsigen Festlegung der neugebildeten Typen in allen Einzelfällen. In der ganzen fme. Zeit herrschte der *to*-Infinitiv schon im Gebrauch vor, allerdings unter starker Konkurrenz des reinen Infinitivs in Einzelfällen. Unter dem Zwange, infolge des Verlustes der alten Flexionsendungen ein neues, formales Erkennungszeichen des Infinitivs zu suchen, brauchte die Sprache nur auf etwas in langem Gebrauch schon tatsächlich Vorhandenes zurückzugreifen und der in ihrer eigentlichen Bedeutung schon lange verblaſsten, oft genug geradezu funktionslos gebrauchten Präposition *to* die neue Funktion zu geben, den Infinitiv als solchen zu kennzeichnen, wodurch dann die letzten noch mit ihm konkurrierenden Reste des reinen Infinitivs zum Verschwinden

gebracht wurden. Ein de facto schon bestehender Zustand wurde also durch diesen Antsoſs von auſsen syntaktisch sinnvoll gemacht und nunmehr als feste Regel auf alle Einzelfälle angewandt. In dieser neuen Ordnung war nunmehr auch kein Platz mehr für die Verbindung von *for to* mit dem Infinitiv, deren Funktion durch den einfachen *to*-Infinitiv völlig ausgefüllt wurde.

§ 14. Der Infinitivgebrauch in der Prosa des 14. Jahrhunderts.

Die Erkenntnis der Chronologie dieser ganzen Entwicklung, der allmählichen Verblassung der alten syntaktischen Funktion der Präposition *to* und der Gewinnung einer neuen, rein formalen Funktion, wird besonders durch das absolute Vorherrschen von poetischen Denkmälern bis zum 14. Jahrhundert erschwert. Bei dem konservativen, mit Traditionsgut belasteten Sprachgebrauch der Poesie ist ein Schluſs auf die Verhältnisse der gleichzeitigen wirklich gesprochenen Sprache nur mit Vorsicht zu ziehen. Und besonders muſs man stets damit rechnen, daſs Erfordernisse der poetischen Sprache, wie Notwendigkeiten des Versbaus u. ä. auf die Setzung der Präposition oder ihre Verstärkung durch *for* von gröſstem Einfluſs gewesen sind.

All diese Momente fallen bei der Prosa fort. Aus einer Analyse der relativ umfangreichen Prosaproduktion des 14. Jahrhunderts sind wir daher in der Lage, die tatsächliche Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs in diesem Jahrhundert genau bestimmen zu können. Dabei spielt die Art der betr. Denkmäler eine mehr untergeordnete Rolle, da bei Übersetzungswerken aus dem Lateinischen der Einfluſs des Originals gerade auf die Setzung der Präposition nur von untergeordneter Bedeutung gewesen sein kann. Allein der französische Sprachgebrauch ist hier in Rechnung zu stellen (Mandeville, *Ayenbite*!).[1])

Der reine Infinitiv nach Hilfsverben und nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung ist natürlich überall fest.[2]) In

---

[1]) Die dieser Arbeit zugrunde gelegten Prosaschriften des 14. Jahrhunderts sind § 19 aufgeführt.

[2]) Nach *oughte* werden reiner und *to*-Infinitiv nebeneinander gebraucht. Chaucer hat eine groſse Vorliebe für den reinen Infinitiv. Vgl. etwa *The Persones Tale*.

allen übrigen Verwendungsarten des Infinitivs ist ein stärkeres Schwanken nur im *Ayenbite* zu bemerken, wo etwa der Infinitiv als Subjekt völlig regellos und fast in gleicher Stärke rein, mit *to* und *for to* auftritt.[1]) Als Ergänzung von Verben überwiegt aber auch hier der *to*-Infinitiv durchaus, wobei der häufige Gebrauch des reinen Infinitivs nach *wenen* um so mehr auffällt. Vgl.

23. 11: *þet halt þet he wenþ come to* ...
22. 19: *þe graces þet he wenþ habbe.*

In den Prosatraktaten Richard Rolles ist dagegen der reine Infinitiv fast völlig verschwunden, nur einmal findet er sich als Subjekt bei *hym behoues.* Ebenso ist der reine Infinitiv so gut wie verschwunden in den Übersetzungen Mandevilles und Trevisas, in den Prosaschriften Chaucers, den Predigten Wycliffes und in seiner Bibelübersetzung.[2]) So findet sich bei Wycliffe der reine Infinitiv als Subjekt nur äufserst vereinzelt[3]), ebenso bei Mandeville (häufiger in der Handschrift B bei *him behoues*), bei Trevisa ganz selten nach *beginnen.* Bei Chaucer gibt ein Vergleich des von Einenkel[4]) in sämtlichen Werken beobachteten Vorkommens des reinen Infinitivs mit dem Vorkommen nur in den Prosaschriften bemerkenswerten Aufschlufs über den Unterschied zwischen der poetischen und der Prosasprache in syntaktischer Hinsicht. Während nach Einenkel der reine Infinitiv als Subjekt in Verbindung mit substantivischem Prädikat „durchaus gewöhnlich“ und in Verbindung mit unpersönlichen Verben „die fast ausnahmslose Regel“ ist, ist in den Prosaschriften das Verhältnis des reinen zum präpositionalen Infinitiv hier etwa wie 1 : 7! Sonst steht der reine Infinitiv nur noch nach *go,*

---

[1]) So verwendet Chaucer in der inhaltlich gleichen und auf derselben französischen Vorlage beruhenden *Persones Tale* mit ihrer grofsen Zahl von erklärenden Sätzen mit einem Infinitiv als Subjekt oder Prädikatsnomen nie den reinen Infinitiv, sondern nur den mit *to* oder *for to,* vgl.

740: *Coveitise is for to coveite swiche thinges.*

[2]) Vgl. F. J. Ortmann, *Formen und Syntax des Verbs bei Wyclif und Purvey* 1902, wo aber nur die Bibelübersetzung behandelt ist.

[3]) In der Bibelübersetzung ist die Zahl etwas gröfser, aber bemerkenswerterweise ausschliefslich auf die Verbindung mit *it behoueth* beschränkt! (Ortmann a. a. O. S. 52).

[4]) *Streifzüge* a. a. O. S. 229 ff.

hier bei im ganzen sehr seltenem Infinitivgebrauch allerdings häufiger als der *to*-Infinitiv.

Über Fälle eines konjunktionslosen Optativsatzes nach einigen Verben des Denkens, Bittens und Befehlens in den genannten Denkmälern, über deren Natur infolge formalen Zusammenfalls des Optativs mit dem Infinitiv Zweifel möglich sind, ist später im Zusammenhange des Akkusativs mit dem *to*-Infinitiv zu handeln.

Dort wird auch über den schwankenden Gebrauch des Infinitivs nach *bid, make, let, suffer, command* u. ä. noch zu sprechen sein. In ihm spricht sich eine Unsicherheit in der Zuteilung des einzelnen Verbs zu den einzelnen syntaktischen Typen aus, die erst später aufhört.

Neben dem einfachen *to* bleibt *for to* in allen Prosadenkmälern des 14. Jahrhunderts, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Autoren hinsichtlich der Häufigkeit, in allen Gebrauchsweisen des Infinitivs erhalten. Doch ist es charakteristisch, daſs der Gebrauch in dem eigentlich finalen Sinn, in adnominaler Stellung und nach ganzen Sätzen, überall überwiegt. In allen anderen Verwendungsarten überwiegt die einfache Präposition[1]. Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert, wie er sich in den beiden Übersetzungen von Higdens *Polychronicon* ausspricht: Während Trevisa *for to* nicht selten gebraucht, verwendet es der Übersetzer des 15. Jahrhunderts fast gar nicht mehr.

Im ganzen hat also der Sprachgebrauch der Prosaschriftsteller des 14. Jahrhunderts, abgesehen von den eben erwähnten relativ geringfügigen Schwankungen und Abweichungen und dem Gebrauch von *for to*, den ne. Stand fast schon erreicht. Die Präposition *to* hat ihre neue Funktion, den formal als solchen meist nicht mehr unterschiedenen Infinitiv zu bezeichnen und die Gebrauchsarten mit losem Anschluſs an die übergeordnete Satzaussage von denen mit engstem Anschluſs an das regierende Verb abzuheben, erreicht. Der reine Infinitiv ist auf wenige Typen eingeschränkt; jede neue Erweiterung im Infinitivgebrauch ist vom 14. Jahrhundert ab nur in Verbindung mit der Präposition *to* möglich. Das zeigt sich

---

[1]) Doch beachte einen Satz wie Ch., *The Persones Tale* 305: *to love god is for to love that he loveth, and hate that he hateth.*

besonders im erweiterten Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv, der im 14. Jahrhundert einsetzt und der von vornherein nur in Verbindung mit *to* erfolgt.

II. Teil.

Der Akkusativ mit dem präpositionalen Infinitiv.

§ 15. Einleitende Bemerkungen.

Der Gebrauch eines Akkusativs und eines Infinitivs als Ergänzung bestimmter Verbgruppen ist allen germanischen Sprachen von ihren frühesten Aufzeichnungen an gemeinsam. Während aber z. B. das Deutsche diese Konstruktion auf solche Fälle eingeschränkt hat, in denen das nominale Objekt unmittelbar vom regierenden Verbum abhängt, wobei der Gebrauch oder das Fehlen der Präposition *zu* beim Infinitiv die verschiedene Enge der Verbindung von Verb und Infinitiv bezeichnet, zeigt das Englische Fälle, in denen ein Akkusativ und ein *to*-Infinitiv als einheitliche Gruppe vom Verb abhängt. Dafs letzterer Gebrauch, allerdings ohne die Präposition beim Infinitiv, ursprünglich eine gemeingermanische Erscheinung ist, kann angesichts der Übereinstimmungen der ae. Poesie und der nordischen Sprachen nicht bezweifelt werden. Doch ist diese Konstruktion im Deutschen schon in den ältesten Zeiten vor der Konkurrenz der *dafs*-Sätze verschwunden[1].) An Versuchen, sie hier wieder einzuführen, hat es im Laufe der Sprachentwicklung nicht gefehlt; sie sind stets ausländischen Vorbildern nachgebildet worden und haben in der gesprochenen Sprache keinen Eingang gefunden. Solche Versuche finden sich gleich zu Anfang der Überlieferung bei den Übersetzern lateinischer Werke, die sich damit scharf von den Verfassern originaler Werke unterscheiden. Später finden sie sich wieder zur Zeit des Humanismus und auch in den folgenden Jahrhunderten noch.

Auch an Versuchen, diese an den klassischen Sprachen so geschätzte Konstruktion durch Hinzufügung der Präposition

---

[1]) Behaghel a. a. O. S. 327 hat gezeigt, dafs der Heliand nur noch ein Beispiel eines solchen Akkusativs mit Infinitiv im engeren Sinne enthält. Die selbständigen ahd. Denkmäler lassen dann erkennen, dafs zu ihrer Zeit diese Konstruktion in der wirklich gesprochenen Sprache schon untergegangen war.

zu dem deutschen Sprachempfinden geläufiger zu machen, hat es nicht gefehlt. So nach vereinzelten Vorläufern besonders zur Humanistenzeit; vgl. etwa[1]):

Franck Chr. 130b: *vermeint kein senfftern tod zu sein.*

Lessing gebraucht den Akkusativ mit dem *zu*-Infinitiv häufig, und Beispiele finden sich bei einzelnen Schriftstellern bis in die moderne Zeit. Vgl. etwa:

Sealsfield, Abenteuerliche Gesch. 113: *was Ihr Wasser zu sein meint.*

In England dagegen hat sich seit der me. Zeit der Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv nach den Verben des Wünschens, Sagens und Denkens allmählich fortgesetzt und hebt sich in der ne. Literatursprache und in beschränkterem Umfange auch in der Umgangssprache durch die Hinzufügung der Präposition *to* deutlich von der alten Verbindung eines Akkusativs mit dem reinen Infinitiv nach den Verben des Heifsens und Lassens und der sinnlichen Wahrnehmung ab.

Die bis jetzt nicht sehr umfangreiche Literatur über den Akkusativ mit dem Infinitiv im Englischen hat diese Seite des Problems nur selten beachtet. Diese Literatur betont, soweit sie sich auf den ne. Sprachgebrauch beschränkt, vorwiegend den heutigen syntaktischen Unterschied zwischen dem Akkusativ mit dem reinen und dem Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv[2]). Soweit sie historisch eingestellt ist, bemüht sie sich besonders um die Frage der historischen Kontinuität: ob der ne. Gebrauch ausschliefslich die Fortsetzung des ae. ist oder ob ausländischer Einflufs in me. Zeit den Gebrauch dieser Konstruktion erweitert hat.[3]) Auf den folgenden Seiten soll die Entwicklung des Akkusativs mit dem *to*-Infinitiv bis zum 14. Jahrhundert dargestellt werden, wobei zugleich neues Licht auf die beiden ebengenannten Seiten des ganzen Akkusativ + Infinitiv-Problems fällt.

---

[1]) Beispiele bei Behaghel a. a. O. S. 326 ff.

[2]) Deutschbein a. a. O. S. 170.

[3]) Besonders Deutschbein a. a. O. S. 169, Einenkel, *Historische Syntax* S. 23 ff., C. Krickau, *Der Akkusativ mit dem Infinitiv in der englischen Sprache, besonders in dem Zeitalter der Elisabeth,* Diss. Göttingen 1877, J. Zeitlin, *The Accusative with Infinitive and some kindred Constructions in English.* 1908.

Es ist im 1. Teil nachgewiesen worden, dafs der ne. Stand hinsichtlich der Verteilung des reinen und *to*-Infinitivs im 14. Jahrhundert ziemlich erreicht war. Es mufs angenommen werden, dafs schon damals die Präposition als Differenzierungsmittel zu dem auf wenige Verwendungsarten eingeschränkten reinen Infinitiv empfunden wurde. Es wird sich ergeben, dafs im 14. Jahrhundert auch schon die ne. Verteilung im Gebrauch des reinen und *to*-Infinitivs in der Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv fast völlig erreicht ist.

Um dieses nachzuweisen, sollen im folgenden alle Verbindungen eines Akkusativs mit einem Infinitiv abhängig von irgendeiner Satzaussage im Zusammenhang daraufhin untersucht werden, wann sie zuerst auftauchen, wie sie syntaktisch zur Zeit ihres ersten Auftauchens zu beurteilen sind, und wie sich ihre Weiterentwicklung gestaltet hat.

§ 16. Der Akkusativ mit dem Infinitiv in germanischer Zeit.

Einige kurze Bemerkungen genügen hier, um allgemein Bekanntes ins Gedächtnis zurückzurufen.

Im Mittelpunkt der Geschichte des Infinitivs in den idg. Einzelsprachen steht die allmähliche Verblassung seiner ursprünglich sinnlichen Bedeutung und die Ausbildung einer neuen syntaktischen Funktion als einfacher Ergänzung bestimmter Verbgruppen. In diesem Gebrauch tritt er uns schon in den ältesten Überlieferungen aller germanischen Dialekte entgegen. Wie eng sich dabei der Infinitiv als Ergänzung an ein Verb anschlofs, mufs bei den einzelnen Verbgruppen verschieden gewesen sein. Nach den Verben, die aufser durch einen Infinitiv auch noch durch ein nominales Objekt im Akkusativ ergänzt wurden, entwickelte sich allmählich aus der verschiedenen Art der Verbindung mit dem übergeordneten Verb auch eine verschiedene syntaktische Geltung der Beziehung von Akkusativ und Infinitiv. Nach den Verben des In-Bewegung-Setzens, Zwingens u. a. blieb die Verbindung des Infinitivs zu dem Verb stets viel loser als die des Akkusativs zum Verb. Als daher durch das Aufkommen der Präposition *to* beim Infinitiv die ursprünglich sinnliche Bedeutung desselben wieder stärker betont wurde, gehörten diese Verben zu den ersten, die den neuen *to*-Infinitiv zu sich nahmen.

Dadurch wurde der Infinitiv hier auch äufserlich wieder als lose Bestimmung eines transitiven Verbums gekennzeichnet. Nach anderen Verben, wie denen des Heifsens, Lassens, der Wahrnehmung und des Zeigens, schlofs sich der Infinitiv allmählich so eng an das Verb an, dafs Akkusativ und Infinitiv zwei syntaktisch völlig gleichwertige Ergänzungen des Verbs bildeten. Hier konnte es schliefslich geschehen, dafs infolge syntaktischer Verschiebung der Akkusativ nicht mehr als Objekt des Verbs, sondern nur als Subjekt des Infinitivs aufgefafst wurde. So entstand die einfachste Form eines Akkusativs mit dem Infinitiv im engeren Sinne, wie sie nach Wilmanns[1]) z. B. in gotischen Sätzen wie

Mc. 7. 37: *baudans gataujiþ hausjan*
J. 6. 10: *waurkeiþ þans mans anakumbjan*

vorliegt. Von hier aus breitete sich diese Konstruktion allmählich, und zwar in den einzelnen Sprachen in verschiedenem Umfange, auch auf solche Verben aus, die kein persönliches Akkusativobjekt zu sich nehmen konnten. Der Übergang mag z. T. dadurch veranlafst sein, dafs in verwandten Verbgruppen ein sinnliches oder kausatives Element gefühlt wurde. Teilweise mag auch die Analogie eine grofse Rolle gespielt haben, indem analog zu der Doppelheit *Ich höre ihn schreien* und *Ich höre, dafs er schreit* auch ein *Ich sage ihn schreien* neben einem *Ich sage, dafs er schreit* aufkam.

So ergeben sich drei verschiedene Typen je nach der syntaktischen Geltung der Verbindung des Akkusativs zum Infinitiv und beider zum regierenden Verb: 1. die Verbindung des Infinitivs mit dem Verb ist loser als die des Akkusativs mit dem Verb; 2. Akkusativ und Infinitiv bilden zwei gleichwertige Ergänzungen des Verbs; 3. Akkusativ und Infinitiv hängen als einheitliche Gruppe vom Verb ab. Diese Typen stehen fest; nur in ihrem Rahmen vollzieht sich die weitere Geschichte der Akkusativ-mit-dem-Infinitiv-Konstruktion. Dabei können bedeutungsverwandte, selbst bedeutungsgleiche Verben in bezug auf den von ihnen abhängigen Akkusativ + Infinitiv zu ganz verschiedenen Typen gehören. Es erschwert daher nur die Erkenntnis der Ausbildung dieser Konstruktion im Englischen, wenn so oft (vgl. Callaway, Zeitlin, Ein-

[1]) a. a. O. S. 118ff.

enkel) der Gebrauch nach bedeutungsverwandten Verben zusammen betrachtet wird. *Make, let, cause, command, enforce* sind bedeutungsverwandt, die syntaktische Geltung eines von ihnen abhängigen Akkusativs + Infinitiv und daher auch seine Geschichte ist aber nach jedem Verb ganz verschieden. Die Geschichte des Akkusativs mit dem Infinitiv im Englischen ist die Geschichte des Aufser-Gebrauch-Kommens und allmählichen Wieder-in-Gebrauch-Kommens des einen Typus, die Geschichte des nach den Typen verschiedenen Hinzutritts der Präposition *to* zum Infinitiv, die Geschichte des Wechsels in dem Bestand der zu jedem Typ gehörigen Verben, der Ausbreitung des einen Typs auf die Verwendung als Subjekt usw.

§ 17. Der Akkusativ mit dem Infinitiv im Ae.

Das gesamte Material über den Akkusativ mit dem Infinitiv im Ae. ist von Callaway in seinem umfassenden Buch über den Infinitiv im Ae. vorgelegt worden. Er ist gleichzeitig auch auf die Frage des lateinischen Einflusses und des Genus des Infinitivs eingegangen. Dies kann daher als bekannt vorausgesetzt werden und bedarf nur einiger Ergänzungen.

Gemäfs der verschiedenen Art der syntaktischen Verbindung des Akkusativs und des Infinitivs zueinander und zu dem regierenden Verb wird im folgenden die Einteilung in die genannten drei Gruppen zugrunde gelegt.

Die erste Gruppe umfafst die Verben, bei denen die Verbindung des Verbs mit dem folgenden Infinitiv stets loser als die mit dem daneben stehenden nominalen Objekt gefühlt wurde, und bei denen der Infinitiv seine ursprüngliche finale Bedeutung weitgehend bewahrt hatte. Bei ihnen vollzieht sich das Eindringen der Präposition *to* unmittelbar vor unseren Augen in den ae. Denkmälern. Neben

Be. 54. 31: *he sende A. ... bodian ȝodes word Onȝolþeode*
= *misit A. ... praedicare uerbum dei*

steht

Mk. 3. 14: *he hi asende ȝodspell to bodiȝenne*
= *fecit ... ut mitteret eos praedicare.*

Bemerkenswert ist, dafs die Zahl der zu dieser Gruppe gehörigen Verben des Zwingens, Reizens, Hinderns, Bewegens, Antreibens u. ä., die einen Infinitiv nach sich haben, in der Poesie wie

in der Prosa[1]) sehr gering ist. Die grofse Reihe der im Ne. mit dem *to*-Infinitiv so gebräuchlichen Verben dieser Gruppe entstammt erst me. Zeit, und die meisten sind romanischen Ursprungs. Im ganzen darf man ja nie aufser acht lassen, dafs der Gebrauch des Infinitivs im Ae. noch weit hinter dem von Nebensätzen zurückstand und im Grunde auf wenige feste Typen beschränkt war.

Zur zweiten Gruppe gehören die Verben, zu denen Akkusativ und Infinitiv als zwei syntaktisch völlig gleichwertige Ergänzungen traten, bei denen also der Infinitiv sich ebenso eng wie der Akkusativ an das Verbum anschlofs. Ein Blick auf die Statistik Callaways[2]) zeigt, dafs unter ihnen *hatan, lætan* und Komposita, *seon* und *hieran* nebst Komposita am häufigsten verwandt wurden. Weniger gebräuchlich waren *biddan* und *bebeodan*. Bemerkenswert ist, dafs diese beiden Verben aus ursprünglich ganz verschiedener Bedeutung schon in ae. Zeit dieselbe Bedeutung *„befehlen"* entwickelten, wobei *bebeodan* neben dem eigentlichen aus der Grundbedeutung *„darbieten, zeigen"* resultierenden Gebrauch des Dativs und Infinitivs auch einen Akkusativ und Infinitiv zu sich nehmen konnte. Da *bebeodan* in seiner ersten Bedeutung auch den *to*-Infinitiv zu sich nehmen konnte[3]), weist es in ae. Zeit drei Konstruktionen auf. Als im Me. auf den Bedeutungszusammenfall der beiden Verben auch der formale Zusammenfall folgte, ergab sich ganz von selbst, dafs das neue Verb *bidden* neben dem Akkusativ mit dem reinen auch den Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv nach sich haben konnte.

Die scharfe Abgrenzung, die oft zwischen den Verben der sinnlichen und geistigen Wahrnehmung versucht wird[4]), kann zu einer verschiedenen Beurteilung des Akkusativs mit dem Infinitiv nach einzelnen Verben führen, die tatsächlich nicht gerechtfertigt ist. So unterscheidet sich diese Konstruktion nach Verben wie *findan* und Komposita, *gemetan, gemittan* u. ä. in nichts von der nach *seon*. Man vergleiche

---

[1]) Vgl. Callaway S. 165f.

[2]) a. a. O. S. 304ff.

[3]) Vgl. dazu N. E. D. unter *bid* und Delbrück, *Synkretismus* S. 12.

[4]) So ist die von Callaway S. 107ff. vorgenommene Einteilung geeignet, den Unterschied der verschiedenen Typen der Akkusativ-mit-dem-Infinitiv-Konstruktion zu verdunkeln.

Beow. 119: *Fand þa þær inne æðelinʒa ʒedriht swefan æfter symble*

And. 1064: *oþ þæt he ʒemette be mearcpaðe standan stræte neah stapul ærenne*

Rid. 69. 1: *Ic þa wiht ʒeseah on weʒ feran.*

Ebensowenig ist der Akkusativ mit dem Infinitiv nach *læran* in Beispielen wie

Ae. Hom. u. L. d. H. II. 14. 108: *ʒod us læreð fæstan*

verschieden von solchen etwa nach *lætan*, wie

Jul. 200: *Læt þa sace restan.*

Überall ist der Infinitiv unmittelbar vom Verb abhängig, und beide, Akkusativ und Infinitiv, sind syntaktisch gleichwertige Ergänzungen des Verbs. Gerade dadurch unterscheidet sich diese Gruppe von Verben von der folgenden, gleich zu besprechenden Gruppe, bei der der Akkusativ mit dem Infinitiv als Gesamtheit von dem Verb abhängt, und bei der lateinischer Einfluſs am stärksten in Erscheinung tritt.

Bei den Verben der eben behandelten Gruppe braucht der Akkusativ nicht ausgedrückt zu sein. Er ist dann sinngemäſs aus dem ganzen Satzzusammenhang zu ergänzen. Ist nun in solchen Fällen noch ein Objekt vorhanden, so können Zweifel über die syntaktische Gliederung und im Zusammenhang damit über das Genus des Infinitivs entstehen.

Beow. 1920: *Het þa up beran æðelinʒa ʒestreon*

Bl. Hom. 15. 28: *we nu ʒehyrdon þis ... ʒodspel beforan us rædan*

Be. 36. 3: *het hine þa teon and lædan to þam ...*
= eum iussit pertrahi.

Im Anschluſs an die Auffassung der antiken Sprachen, die in solchen Sätzen nur den Akkusativ mit dem Infinitiv im engeren Sinne unter Verwendung des Infinitivs des Passivs kennen, hat man oft auch für das Ae. diese Konstruktion vorausgesetzt und demzufolge dem der Form nach aktiven Infinitiv passive Bedeutung vindiziert. Diese Auffassung wird noch durch den heutigen Gebrauch des Englischen gestützt, das in solchen Fällen auch nur den Akkusativ mit dem — nunmehr auch der Form nach — passiven Infinitiv kennt[1])

[1]) Die Frage des passiven Infinitivs mit aktiver Form ist unter Angabe der Literatur von Callaway a. a. O. S. 29ff. behandelt.

oder das Subjekt auf andere Art zum Ausdruck bringt[1]). Doch spricht dagegen schon die Tatsache, dafs das Ae. den der Form nach passiven Infinitiv besafs und ihn auch in Fällen unzweifelhaft passiver Bedeutung verwandte, und zwar gerade in solchen, in denen, wie nach den sog. Hilfsverben, die Verbindung des Infinitivs mit dem Verb ebenso eng war wie bei den hier in Frage stehenden Verben. Ferner ist der Gebrauch des Infinitivs mit unbestimmtem, aus dem Satzzusammenhang zu ergänzendem Subjekt im Ae. sehr verbreitet, wie im ersten Teil dieser Arbeit nachgewiesen ist[2]). Endlich würde die Annahme eines passiven Infinitivs nach den hier in Frage stehenden Verben, wie Behaghel betont[3]), eine ganz unzulässige Ausdehnung des Akkusativs mit dem Infinitiv im engeren Sinne für das Germanische ergeben[4]). Der Akkusativ mit dem passiven Infinitiv, der in me. Zeit nach sinnverwandten Verben wie *comanden*, *maken*, *suffren* u. ä. aufkommt, nun aber, abgesehen von *maken*, stets von der Präposition *to* begleitet, ist etwas Neues und kann nicht mit irgendwelchen ae. Gebrauchsweisen verknüpft werden.

Zu der dritten Gruppe gehört der Akkusativ mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens. Syntaktisch unterscheidet sich der Akkusativ mit dem Infinitiv nach ihnen von den bisher behandelten Typen dadurch, dafs hier Akkusativ und Infinitiv eine enge Einheit bilden und als solche von dem regierenden Verb abhängen. Diese Konstruktion wird daher zum Unterschiede Akkusativ mit dem Infinitiv im engeren Sinne genannt. Bei einer Betrachtung des bei Callaway verzeichneten Materials fällt bei dieser Gruppe sofort auf, dafs nach den meisten Verben diese Fügung nur sehr selten und dann sehr oft zur Übersetzung entsprechender lateinischer Konstruktionen vorkommt; so nach allen Verben des Sagens, ferner nach *ʒeliefan* einmal bei Wærf. = *credere*; *ʒetriefan* einmal bei Be. = *confidere*. Nach anderen Verben steht der Akkusativ mit dem Infinitiv auch in mehr originalen Werken, z. B. nach *ʒemunnan* dreimal als Übersetzung lateinischer Akkusative mit Infinitiven, nach *memini* und *regolo* bei Be. und Wærf. und einmal bei Ælfric ohne direktes Vorbild.

---

[1]) Vgl. Deutschbein a. a. O. S. 171.

[2]) Vgl. oben besonders § 12. [3]) a. a. O. S. 305 f.

[4]) Beispiele eines Akkusativs mit passivem Infinitiv s. unten S. 225.

Endlich kommen einige andere Verben vor, die, wie *ȝefriȝnan*, mit dieser Konstruktion ausschliefslich oder, wie *witan*, vorwiegend auf die Poesie beschränkt sind. Bei *witan* etwa sind die beiden einzigen, bei Be. belegten Beispiele mit *beon* unbedingt lateinischem Einflufs zuzuschreiben; vgl.:

Be. 36. 17: *þonne wite þu me cristene beon*
= *Christianum iam me esse ... cognosce.*

Man kann aus dieser Verteilung schliefsen, dafs einerseits Reste der heimischen Konstruktion sich vorwiegend in der konservativen und den älteren Sprachgebrauch zäher bewahrenden Poesie erhalten haben, aber von der Prosa gemieden werden. Hier sind die *dafs*-Sätze schon an ihre Stelle getreten. Andererseits sind die wenigen in der mehr originalen Prosa überlieferten Fälle entweder indirektem lateinischen Einflufs zuzuschreiben, oder sie sind allerletzte Reste des heimischen Bestandes. Alles übrige ist ausschliefslich Nachahmung entsprechender lateinischer Konstruktionen.

Überhaupt hat der Trieb zur Nachahmung lateinischer Konstruktionen den gröfsten Einflufs auf die Ausgestaltung und den Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv in der überlieferten ae. Literatursprache gehabt. Dieses kann bei der Frage des Fortlebens altgermanischen Erbgutes in den in me. Zeit neu aufkommenden Gebrauchsweisen gar nicht genug betont werden. So sind wohl alle im Ae. belegten Fälle eines Akkusativs mit dem Infinitiv des Passivs (Callaway zählt 52) durch lateinische Vorbilder angeregt. Nur ganz wenige finden sich nicht in direkter Übersetzung lateinischer Konstruktionen, wie

Gen. 2194: *Ne læt þu þin ferhð wesan sorȝum asæled*
Älf. L. d. H. 250. 215: *læt me beon ȝeteald to heora ȝetele.*

Auch hier kann man nur indirekten lateinischen Einflufs annehmen.

Nur bei Be., nur als Übersetzung lateinischer Vorbilder und nur je einmal, sind drei Verben des Wollens und der Gemütsbewegung mit dem Akkusativ + Infinitiv des Passivs belegt, *willan, ȝefeon, ȝeomrian*, von denen besonders das erstere von Interesse ist im Hinblick auf den später neu erworbenen Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv nach *wish, desire* u. ä.

Der ganz vereinzelte Akkusativ mit dem Infinitiv als Subjekt eines Satzes ist, wie das von Callaway gegebene Material zeigt, ebenfalls nur Nachahmung des Lateinischen.

Erwähnt werden mufs noch (*ʒe*)*don*, das (*don* 14 mal, *ʒedon* 2 mal) fast nur in der Übersetzungsliteratur oder bei Älf. überliefert ist. Bei den Übersetzern gibt es lateinisches *facere* wieder. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs dieser ganze Gebrauch nur unter lateinischem Einflufs entstanden ist.

Heimisch dagegen ist sicher die Konstruktion eines Dativs mit dem *to*-Infinitiv in der Bedeutung des deutschen *Ich tue dir zu wissen*[1]). Daneben kommen erst in der Spätzeit, in der Hs. E der Chronik zu den Jahren 1127 und 1128, Fälle vor, in denen in dieser Bedeutung ein Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv auf *don* folgt:

Chron. 257. 1127 E: *se ilce ... dide þone kinʒ to understandene*
Chron. 259. 1128 E: *he dide þone kinʒ to understanden.*

§ 18. Der Akkusativ mit dem Infinitiv im 12. und 13. Jahrhundert.

Der Charakter der englischen Sprache des 12. und 13. Jahrhunderts steht unter den tiefsten Einwirkungen des Zusammenbruchs der ae. Schriftsprache. Diese hatte nach zwei Seiten etwas Künstliches an sich, das sie bis zu einem gewissen Grade von der gleichzeitig gesprochenen Sprache trennte. Da ihre Ausbildung und Pflege fast ausschliefslich in den Händen eines Kreises von Menschen lag, der die Elemente seiner geistigen Bildung vorwiegend durch das Medium der lateinischen Sprache empfing, war es natürlich, dafs das syntaktische Gefüge dieser Sprache auf das der heimischen Sprache bewufst oder unbewufst, in direkten Übersetzungen oder durch indirekte Gewohnheit übertragen wurde. Daneben gewann die Literatursprache durch ihre Fixierung eine gewisse Starrheit, die sie sprachliche Gebilde zäher bewahren liefs als die schneller sich wandelnde gesprochene Sprache. Beides fiel mit dem Untergange der sie stützenden vornehmen und gebildeten Gesellschaftskreise nach der Eroberung fort. Die Beschränkung der heimischen Sprache auf die niederen sozialen Schichten drängte zunächst den alten lateinischen Einflufs ganz beiseite und liefs andererseits sprach-

---

[1]) Vgl. Behaghel, a. a. O. S. 333.

liche Elemente in der neuen Literatur aufkommen, die die alte Literatursprache als vulgär gemieden hatte. Bei vielen jetzt in der Überlieferung neu auftauchenden Konstruktionen liegt daher stets die Möglichkeit vor, daſs ihre Keime schon in ae. Zeit angelegt, in der damaligen Literatursprache aber nicht zum Durchbruch gelangt waren. Umgekehrt mag manches plötzliche Verschwinden älterer Konstruktionen daher rühren, daſs die alte Literatursprache sie nur traditionell oder unter ausländischem Einfluſs noch mitgeschleppt hatte.

Gibt die Überlieferung des 12. und 13. Jahrhunderts so ein treueres Abbild der wirklich gesprochenen Sprache als die alte Literatursprache, so bietet doch die Art der aus dieser Zeit überlieferten Denkmäler, die fast ausschlieſslich poetischer Art sind, gerade zur Beurteilung syntaktischer Fragen eine oft nur zu schwankende Grundlage. Etwa den Stand der Verteilung des reinen und präpositionalen Infinitivs in diesen Jahrhunderten zu beurteilen, ist sehr schwierig, da Erfordernisse des Versmaſses auf die Verwendung des schon inhaltsloser gewordenen Wörtchens *to* einen groſsen Einfluſs haben muſsten.

Geht man unter diesen Voraussetzungen an die Beurteilung des Standes der Akkusativ-mit-dem-Infinitiv-Konstruktion in diesem Zeitraum heran, so fällt zunächst der schnelle Untergang der meisten im Ae., wenn auch nur selten, mit einem Akkusativ und einem *to*-Infinitiv gebrauchten Verben in der Bedeutung *zwingen, antreiben zu* u. ä. auf. Die wenigsten dieser Verben reichen bis weit über den Beginn des 13. Jahrhunderts hinaus. Man sehe sich etwa den bei Orm und Laȝamon belegten Bestand dieser Verben an, und man wird erstaunt sein über die geringe Zahl. Der Einstrom der romanischen Verben mit dieser Konstruktion beginnt erst am Ende dieser Periode.

Ein neuer Typ eines Akkusativs und eines *to*-Infinitivs bildete sich in dieser Periode allmählich nach einer anderen Gruppe von Verben aus. Im Germanischen konnte an bestimmte Verben als Ergänzung ein Dativ in Verbindung mit einem Infinitiv treten. Schon in ae. Zeit hatte hier der Ersatz des reinen durch den *to*-Infinitiv begonnen, indem durch syntaktische Gliederverschiebung der ursprünglich von dem Akkusativobjekt abhängige *to*-Infinitiv als Ergänzung unmittelbar zum Verb

gezogen wurde[1]). Aus verschiedenen Gründen trat hier im Me. an die Stelle des Dativs der Akkusativ, nachdem schon im Ae. lautlicher Zusammenfall begonnen hatte. In den Denkmälern des 12. und 13. Jahrhunderts ist bei diesen Verben die Präposition *to*, die hier übrigens nie ihre ursprünglich sinnliche Bedeutung ganz eingebüſst hatte, schon durchaus geläufig. *Forbeoden, reden, lenen, atemien* (die beiden letzteren nur noch selten im Gebrauch) zeigen nur *to*, *techen* vereinzelt den reinen Infinitiv, *granten* nur *to* usw. Auch *þolien* ist hierher zu stellen, bei dem *to* überwiegt, und das allmählich auſser Gebrauch kommt[2]). Die verschiedenen Ausdrücke, die 'helfen' bedeuten, haben nur *to*.

Durch diesen Vorgang der allmählichen Verdrängung des reinen Infinitivs durch den *to*-Infinitiv nach diesen Verben ist die Konstruktion eines Akkusativs und eines reinen Infinitivs auf den kleinen Kreis von Verben beschränkt worden, nach denen der Infinitiv von alters her sich aufs engste an das Verb anschloſs, und bei denen daher Objekt und Infinitiv zwei syntaktisch gleichwertige Ergänzungen des Verbs bildeten: nach den Verben der Wahrnehmung und denen des Heiſsens, Lassens u. ä. Hier aber wird diese Fügung immer mehr zu einem zwar der Zahl der Verben nach eng begrenzten, aber in allen Wandlungen der Sprache unerschütterlich festen Typ, der sich damit von anderen, binnen kurzem nur mit *to* möglichen Infinitivverbindungen scharf abhebt. Flieſsend bleibt auf längere Zeit hin nur die Zahl der Verben, die zu diesem Typ gehören. Besonders bei den Verben, die 'heiſsen, lassen, gebieten' bedeuten, deutet dieses Schwanken zwischen reinem und *to*-Infinitiv auf eine gewisse Unsicherheit in der Zurechnung zu dieser Gruppe oder einer der beiden vorher genannten, den Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv erfordernden Gruppe von Verben. Stets ist aber bei solchem Schwanken zu beachten, daſs die in diesem Zeitraum fast ausschlieſslich überlieferten poetischen Denkmäler eine Erkenntnis bis auf den Einzelfall unmöglich machen. Nur soviel läſst sich sagen, daſs in allen Denkmälern *haten* und *leten* das geringste Schwanken zeigen, so daſs die wenigen Fälle eines *to*-Infinitivs nach ihnen getrost den Erfordernissen des Versmaſses zugeschrieben werden können.

[1]) Vgl. die Darstellung oben § 5. [2]) An seine Stelle tritt *suffren*.

Beide Verben erweisen sich damit als die reinsten Vertreter dieses Typs. *Bidden* hat den *to*-Infinitiv erheblich häufiger nach sich, wenn auch im ganzen der reine Infinitiv überwiegt; es setzt damit nur die schon im Ae. nach *biddan* und *(be)beodan* möglichen beiden Konstruktionen fort[1]).

Am meisten Aufmerksamkeit beansprucht *maken*, das in ae. Zeit mit dem Infinitiv überhaupt nicht und auch sonst nur sehr wenig gebraucht war[2]). Im Beowulf steht es gar nicht. Die Schriftsprache verwendete für lateinisch *facere* meist *wyrcan*, *(ȝe)scapan*, *arœran*, *(ȝe)timbrian* und im kausativen Sinn *hatan*, *lœtan* und ganz selten *don*[3]). Wo, besonders in den späteren Hss. der Chronik, gelegentlich *macian* im kausativen Sinne gebraucht wurde, nahm es *þœt*, zwei Akkusativobjekte oder Objekt + *to* + Substantiv zu sich.

Der erste Beleg mit folgendem Infinitiv findet sich 1175 in den Lambeth Hom. [O. E. H. I. 159]: *Swa makeð þe halie ȝast þe mon bihalden up to houene.* Orm verwendet den Infinitiv nach *maken* gar nicht. Laȝamon kennt nur den reinen Infinitiv, während die kleineren fme. Denkmäler beide Infinitivarten aufweisen. In diesem Schwanken kommt nun keineswegs die Verblassung der ursprünglichen Bedeutung der Präposition *to* und die Fähigkeit der Sprache, den reinen und *to*-Infinitiv gleichwertig nebeneinander zu verwenden, zum Ausdruck. Wie das Beispiel von *haten* und *leten* beweist, war das Gefühl für die Sonderstellung des reinen Infinitivs nach den alten Verben des Heifsens und Lassens durchaus fest. Vielleicht mufs man annehmen, dafs die syntaktische Auffassung des reinen und *to*-Infinitivs nach *maken* ganz verschieden war. In dem einen Fall war die Auffassung dieselbe wie beim reinen Infinitiv nach *haten* und *leten*. in dem anderen Fall wurde die Präposition ganz in ihrer eigentlichen Bedeutung gefühlt, und der *to*-Infinitiv entsprach dem nach

---

1) Vgl. oben § 17.

2) Vgl. James F. Royster, *OE. causative verbs*, Studies in Philology XIX (1922), S. 328 ff. Nach ihm mied die traditionsgebundene Schriftsprache das Wort, und erst die der Umgangssprache näherstehende Chronik gebrauchte es mehr.

3) Das im Ae. seltene kausative *don* (vgl. oben S. 226) wird im 12. und 13. Jahrhundert häufiger. Gelegentlich ist es nur in der Verbindung *I do thee to know* belegt (Laȝamon!). Meist folgt zugleich reiner und *to*-Infinitiv. Im 14. Jahrhundert wird es in kausativer Bedeutung schon seltener.

maken möglichen präpositionalen Objekt mit *to*[1]). In dieser Konstruktion gehört *maken* zu der Gruppe von Verben, die *zwingen zu, überreden zu* u. ä. bedeuten. Erst als später nach *maken* die Konstruktion eines Akkusativs in Verbindung mit einem präpositionalen Objekt der Konkurrenz des doppelten Akkusativs erlag und andererseits *maken* vollständig an die Stelle des ausgestorbenen *haten* trat, drängte auch in der Infinitivkonstruktion der reine den *to*-Infinitiv zurück.

Nach allen diesen Verben braucht das Akkusativobjekt nicht zum Ausdruck zu kommen. Es ist dann aus dem ganzen Satzzusammenhang zu ergänzen. Hierüber und besonders über das Genus des Infinitivs in solchen Verbindungen ist schon in § 17 gesprochen worden. In dieser Periode treten neben Sätzen alter Konstruktion wie

Jul. 20. 6: *he lette bringen hire biuoren hire*
Jul. 66. 14: *ant bed binden hire baðe fet*
Marh. 4. 17: *het bringen hire biuoren him*

vereinzelt schon solche mit einem Infinitiv des Passsivs auf, vgl.

O. E. H. I. 269: *feirnesse and lufsum neb ... makes moni mon beo luued*[2]).

Über die Bedeutung solcher neuen Konstruktionen im Zusammenhang mit dem allgemeinen Vordringen des Infinitivs des Passivs auf Kosten des Infinitivs des Aktivs ist oben schon behandelt worden[3]), doch ist die Zahl solcher passiven Infinitive noch sehr gering. Die grofsen Denkmäler dieser Zeit wie Orm, Laȝamon und Ancren Riwle kennen ihn nicht.

Als letzte Gruppe bleiben die Verben des Sagens und Denkens. Erinnert[4]) sei noch einmal daran, dafs der Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach ihnen in den ae. überlieferten Denkmälern nur in den poetischen und in einer Minderheit von prosaischen Denkmälern: Be., Wärf., Älf., Bl. Hom., Wulf., Ev., Läce, Alex. belegt ist. Bei Berücksichtigung des grofsen, teils direkten, teils indirekten lateinischen

---

[1]) Der Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv entspricht hier ursprünglich genau derselben Konstruktion wie nach *cheosen* und ähnlichen Verben:

H. M. 15. 12: *he cheas hire ... for to beon his moder.*

[2]) Weitere Beispiele bei Sanders a. a. O. S. 2 f. und Zeitlin S. 46 ff.

[3]) S. oben § 10. [4]) Vgl. oben § 17.

Einflusses auf die Sprache der Prosadenkmäler muſs es als äuſserst zweifelhaft erscheinen, ob überhaupt auf Grund der Überlieferung die Kenntnis des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens für die gesprochene Sprache vorausgesetzt werden darf.

Diese wirklich gesprochene Sprache kommt nun in der Überlieferung des 12. und 13. Jahrhunderts nach dem Zusammenbruch der ae. Literatursprache wieder stärker zum Ausdruck. Aber weder Orm, noch Laȝamon, noch die Ancren Riwle, noch Havelok kennen den Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens, ebensowenig fast alle von Sanders untersuchten kleineren Denkmäler dieser Zeit. Soweit bis jetzt untersucht, sind Beispiele nur bei dem Bearbeiter von *Genesis* und *Exodus* anzutreffen, und gerade dieser hat sich an seine lateinische Vorlage, die *Historia Scholastica* des Petrus Comestor stellenweise sehr eng angelehnt. Bei ihm finden sich Sätze wie

2632: *Ghe wiste of water it boren ben*
2811: *Al hol and fer he wiste it sen*[1])
1935: *He knewen him fro feren kumen*[2]).

Angesichts der Tatsache, daſs die andern oben erwähnten Denkmäler den Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens nicht kennen, erscheint es sehr wahrscheinlich, daſs der Gebrauch in *Genesis* und *Exodus* unter lateinischem Einfluſs steht. In diesem Falle muſs man annehmen, daſs diese Konstruktion in der gesprochenen Sprache seit ae. Zeit untergegangen war. Die englische Sprache wäre dann bis zum 14. Jahrhundert denselben Weg gegangen wie die deutsche, in der „die guten Dichter der mhd. Blütezeit und die gute Prosa nichts vom Akkusativ und Infinitiv wissen. Unter lateinischem Einfluſs findet er sich bei geistlichen Dichtern ..."[3]).

§ 19. Der Akkusativ mit dem Infinitiv im 14. Jahrhundert.

Die Tatsache, daſs die englische Sprache im 14. Jahrhundert aus den sozialen Niederungen, in die sie die Eroberung

1) Zitiert bei Zeitlin a. a. O. S. 83.
2) Zitiert bei Sanders a. a. O. S. 81.
3) Behaghel a. a. O. S. 327.

gestürzt hatte, wieder zum geistigen Eigentum der sozial höheren Kreise geworden ist, ist auf ihre weitere Gestaltung von entscheidendem Einfluſs gewesen. Die Sprache gewinnt dadurch wieder Anschluſs an das Bildungsgut dieser Kreise und gerät unter tiefsten Einfluſs der Sprachen, die dieses Gut bisher vermittelt hatten: der lateinischen und französischen Sprache. Allmählich bildet sich auch wieder eine Tradition in dem schriftlichen Gebrauch der englischen Sprache aus, die zur Ausbildung einer über den Mundarten stehenden Schriftsprache führt. Damit bildet sich aber ebensobald wieder ein Gegensatz zwischen einer Literatursprache und der wirklich gesprochenen Sprache aus. Jene ist naturgemäſs mit fremdem Sprachgut weit mehr durchsetzt als diese. Man merkt unmittelbar diesen Unterschied, wenn man die Bibelübersetzung Wycliffes mit seinen Predigten vergleicht. Der Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens und als Subjekt etwa ist in jener unverhältnismäſsig viel ausgebreiteter als in diesen. Natürlich bestehen zwischen den einzelnen Autoren weitgehende Unterschiede, wieweit sie sich fremden Sprachvorbildern überlassen.

Für die Erkenntnis der syntaktischen Sprachentwicklung ist es von groſser Bedeutung, daſs im 14. Jahrhundert wieder eine groſse Prosaliteratur einsetzt. Diese Literatur beginnt zunächst vorwiegend mit der Übersetzung fremder Werke. Hier kann dann die Anlehnung an die fremde Vorlage soweit gehen, daſs selbst syntaktische Fügungen übernommen werden, die, absolut unenglisch, ebenso schnell wieder verschwinden und für die syntaktische Fortentwicklung der Sprache von keinem weiteren Einfluſs gewesen sind. Andererseits kommen alle syntaktischen Gebilde, seien sie fremden oder einheimischen Ursprungs, in der Prosa viel reiner zum Ausdruck als in der gleichzeitigen Poesie mit ihren Rücksichten auf Versnotwendigkeiten und ihrem Hang zur traditionellen Ausdrucksweise. Für die Erkenntnis der syntaktischen Bedeutung der Präposition *to* beim Infinitiv etwa und das Verhältnis des reinen zum *to*-Infinitiv sind poetische Denkmäler absolut unzuverlässig, nachdem die einsetzende Verblassung dieses *to* zum bequemen Versfüllwort geeignet gemacht hatte. Es ist am Schluſs des ersten Teiles dieser Arbeit dargelegt worden, wie verschieden dieser Gebrauch in Poesie und Prosa sein konnte.

Zur Beurteilung, wieweit der Akkusativ mit dem *to*-Infinitiv im 14. Jahrhundert im Gebrauch war, ist daher hier nur die gleichzeitige Prosa berücksichtigt worden[1]). In dieser ganzen Prosaliteratur bot der verschiedene Charakter der einzelnen Werke ganz verschiedene Möglichkeiten zum Gebrauch des Akkusativ mit dem Infinitiv. In Übersetzerwerken mufste der Anreiz meist viel gröfser sein als in Originalwerken, und in philosophischen Schriften etwa war die Möglichkeit, diese Konstruktion nach Verben des Sagens und Denkens zu verwenden, ungleich gröfser als in Predigten. Gebrauchen dagegen philosophische Schriften diese Konstruktion nur wenig, so mufs man daraus schliefsen, dafs diese der gesprochenen Sprache ihrer Autoren nicht gerade geläufig war, zumal wenn noch eine fremde Vorlage mit starkem Gebrauch dieser Fügung zugrunde lag. Diese individuellen Verschiedenheiten machen nähere Zeitbestimmung unmöglich. Man mufs sich darauf beschränken, ein ungefähres Bild über den allgemeinen Gebrauch bei Berücksichtigung aller Verschiedenheiten im einzelnen zu gewinnen.

Im folgenden sollen wieder die Verwendungsarten eines Akkusativs mit einem Infinitiv nach den verschiedenen Typen getrennt behandelt werden, wobei die Gruppen, die nichts weiter Neues bieten, nur ganz kurz behandelt zu werden brauchen.

---

[1]) Zugrunde gelegt sind hier:

1. *English Prose Treatises of Richard Rolle de Hampole*, ed. .... by George G. Perry = E. E. T. S. 20 (1846).
2. Dan Michel's *Ayenbite of Inwyt*, ed. ... by Richard Morris = E. E. T. S. 2. (1846).
3. *The Buke of Maundevil*, ed. by G. Warner, Roxburgh Club 1889 (Text der Hss. Cotton Titus CXVI bzw. Egerton 1982, hier mit A bzw. B bezeichnet).
   Mandeville's Travels, ed. ... by P. Hamelius = E. E. T. S. Orig. Ser. 153—154 (1919—1923) [Text der Hs. Cotton Titus CXVI].
4. Chaucer, *Boethius*. (Ed. Skeat 2. 1894.)
5. *The Englih Works of Wyclif*, ed. by ... F. D. Matthew = E. E. T. S. 74. (1880).
6. *Polychronicon Ranulphi Higden ... together with the English translations of John Trevisa and of an unknown writer of the 15. century.* Ed. by Ch. Babington 1—9. 1865 f. = *Rerum britannicarum medii aevi scriptores* 41. (Hier mit *Tr.* bzw. *B.* bezeichnet.)
7. *Prosaerzählungen aus Chaucers Canterbury Tales* (Ed. Skeat 4. 1894.)
8. Chaucer, *The treatise on the Astrolabe* (Ed. Skeat 3. 1894).

In einer ersten Gruppe lassen sich nun alle Verwendungsarten eines Infinitivs als Ergänzung eines von einem abhängigen Objekt begleiteten Verbs zusammenfassen. Ob dieses Objekt historisch gesehen einem Akkusativ oder Dativ entspricht, ist für sein Verhältnis zu dem Infinitiv nunmehr belanglos. Nach manchen Verben wird der Dativcharakter des Objekts durch vorgesetztes *to* äufserlich zum Ausdruck gebracht, vgl.

Wy. 112. 19: *he comaundiþ to prestis for to preche.*

Der Infinitiv ist bis auf wenige Fälle nach gewissen unten angeführten Verben stets von *to* begleitet. Durch Einströmen französischer Verben ist die Zahl der zu dieser Gruppe gehörigen Verben gegenüber dem Bestande des 12. und 13. Jahrhunderts sehr vermehrt worden. Neben der Infinitivkonstruktion ist die Verwendung eines Nebensatzes mit oder ohne *that* gebräuchlich. In den Fällen ohne Konjunktion kann hier formaler Zusammenfall des Optativs mit dem Infinitiv eintreten und der Anschein entstehen, als ob diese Verben auch mit einem Akkusativ und reinem Infinitiv verbunden werden könnten[1]). Vgl.

Ch. Bo. III. pr. X. 47: *I preye see now how . . .*
= *quaeso, inquit, te vide*[2]) . . .
Ch. Astrolabe 176, 40: *preye god save the king*
Rolle 33. 13: *I pray the kepe it wele and noresche it wysely.*

Im ganzen sind Fälle dieser Art, in denen Zweifel möglich ist, selten. Man wird daher, auch schon aus historischen Erwägungen, in ihnen keinen Infinitiv anerkennen.

Vereinzelte Beispiele eines unzweifelhaft reinen Infinitivs finden sich dagegen nach *suffren* und erklären sich als Analogiewirkung der in der nächsten Gruppe zu besprechenden Verben des Lassens. Neben einem festen Typ wie

Ch. Bo. I. m. VII. 13: *lat non of thise . . . passiouns over-comen thee or blende thee*

stellten sich ungezwungen Fälle ein wie

Ch. Bo. I. pr. I. 34: *Who hath suffred aprochen . . . thise comune strompetes*

---

[1]) Vgl. oben § 11.

[2]) Dem lateinischen Imperativ wird hier natürlich die gleiche Form im Englischen entsprechen.

Wy. 73. 17: *þei suffren oþere false pardoneris disceyuen þe peple ... and lesse curatis haunten þis false craft*
Rolle 41. 23: *ne suffire noghte thi herte fall fra þe desire.*

In anderen Fällen hat vielleicht noch der reine Infinitiv der Vorlage eingewirkt, vgl.

Ma. A. 430: *thei suffre no cristene man entre*
B. 34: *thai suffer na cristen men ne Iews com*
= *ne lessent Cristien ne Iuy entrer.*

Auch Zweifelsfälle, ob Optativ oder reiner Infinitiv vorliegt, sind möglich:

Tr. I. 263: *þey suffreth no man be a knyʒt*
= *nullum in militem erigi sinunt.*

Im ganzen überwiegt der *to*-Infinitiv bedeutend; so ist bei Chaucer das Verhältnis etwa wie 1 : 9, bei Wycliffe wie 2 : 9.

Überhaupt sind im Gebrauch des Akkusativs mit dem reinen und *to*-Infinitiv im 14. Jahrhundert die einzelnen Typen schon ziemlich fest. Wo sich nach einem Verb ein Schwanken im Gebrauch findet, kann man immer auf eine gewisse Unsicherheit in der Zuordnung zu dem einen oder andern Typ rechnen. Bezeichnenderweise sind aber solche Schwankungen doch selten und nur noch nach ganz wenigen Verben anzutreffen. Ein ebenso fester Typ wie der eben behandelte ist die Fügung eines Akkusativs mit dem reinen Infinitiv nach den Verben des Heifsens, Lassens und der Wahrnehmung. Trotz engster Bedeutungsverwandtschaft zwischen *haten, leten* und *bidden* auf der einen Seite und *comanden, suffren, causen* u. ä. auf der anderen Seite findet eine gegenseitige Beeinflussung der Infinitivkonstruktion nur in geringem Mafse statt. Wie nach *suffren* gelegentlich der reine Infinitiv gesetzt wird, so findet sich ganz selten der *to*-Infinitiv nach *bidden, haten,* vgl.

Ay. 78. 7: *god ne hat naʒt al to lete*
Wy. 18. 27: [*he*] *biddiþ men to loue here enemyes, and don good to men ... and to preie for hem ...*

Eine Ausnahme macht nur *maken*, nach dem auch noch in dieser Zeit beide Infinitivarten etwa gleich stark belegt und berechtigt sind[1]). Schliefslich ist dieses dann das einzige

[1]) Vgl. oben § 15.

Verbum, das, obwohl nicht seit ältester Zeit mit dieser Konstruktion gebraucht, ganz zu dem kleinen Kreise der alten Verben mit dem Akkusativ und reinen Infinitiv übertritt. Dieser Kreis ist damit endgültig geschlossen und steht mit seinen wenigen, nur germanischen Verben der Alltagssprache dem viel gröfseren, stark aus romanischen, der Umgangssprache nicht immer sehr geläufigen Verben sich zusammensetzenden anderen Kreis klar geschieden gegenüber.

Die seit fme. Zeit nach diesen Verben gelegentlich belegten Fälle eines Akkusativs mit einem Infinitiv des Passivs gegenüber dem alten Brauch eines aktiven Infinitivs in Verbindung mit einem unbestimmten, aus dem Satzzusammenhang zu ergänzenden Subjekt vermehren sich jetzt allmählich, wobei in den einzelnen Denkmälern starke Verschiedenheit herrscht. So überwiegt bei Mandeville in der Fassung A der aktive Infinitiv nach *leten*, der passive Infinitiv nach *maken*; die Fassung B bevorzugt für beides *geren*, nach dem der aktive Infinitiv überwiegt. Dabei entspricht einem englischen Infinitiv des Passivs sehr oft ein französischer Infinitiv des Aktivs:

Ma. A. 36. 32: [*he*] *made his bones to ben brought to Venyse*
B. 29: [*he*] *gert his banes be broght and caried till V.*
= [*il*] *fist porter les ossementz a ...*

Auch in Chaucers *Boethius* überwiegt bei *maken* der Infinitiv des Passivs, während bei *leten* beide Konstruktionen etwa gleich schwach vertreten sind. Bei Rolle findet sich kein aktiver Infinitiv mit unbestimmtem Subjekt gegenüber seltener Passivkonstruktion, umgekehrt überwiegt in *Ayenbite* der erste ganz erheblich. Die Verteilung des reinen und *to*-Infinitivs entspricht hierbei demselben Verhältnis, das bei aktivem Infinitiv nach diesen Verben üblich ist. So steht nach *leten* und *bidden* fast ausschliefslich der reine Infinitiv, während nach *maken* der *to*-Infinitiv häufiger, in manchen Denkmälern (Ch., Wy.) sogar überwiegend in Gebrauch ist. Nur *to* wird natürlich gebraucht, wenn gelegentlich nach Verben, wie *comanden, suffren, compellen* u. ä. der Infinitiv des Passivs verwendet wird, vgl.

Ch. Bo. V. pr. IV. 66: ... *necessitee, that constreineth or compelleth any of thilke thinges to ben don so*

= *Num igitur quidquam illorum ita fieri necessitas ulla compellit?*

ibid. III. m. IX. 4: *thou ... yevest alle othre thinges to ben moeved*

= *das cuncta moveri*

ibid. I. m. VI. 13: *he ne suffreth nat the stoundes ... to ben y-medled*

= *nec, quas ipse coercuit, misceri patitur vices*

Wy. 70. 22: *þei leuen and dispisen þe gospel and letten it to be prechid.*

Wie stark der Unterschied in der Verwendung des Akkusativs mit dem passiven Infinitiv zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert ist, zeigt sehr gut ein Vergleich zwischen den beiden Übersetzungen von Higdens *Polychronicon.* Während Trevisa diese Konstruktion fast gar nicht anwendet, zeigt sie der Übersetzer des 15. Jahrhunderts sehr häufig auch da, wo der lateinische Text durchaus keinen Anlafs dazu bietet, vgl.

II. 35 B: *Offa causede a longe diche to be made*
Tr.: *Offa ... made a long deche*
= *fecit fossam perlongam.*

So besonders häufig bei *causen*, an dessen Stelle Trevisa meist *maken* verwendet. Auch nach *suffren*:

I. 263: *quos non ... nubere permittunt*
Tr.: *þey suffreth hem nouȝt to wyfe*
B: *not suffrenge theyme to be maryede.*

Auch gegenüber dem Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens verhalten sich die einzelnen Denkmäler des 14. Jahrhunderts sehr verschieden. Nach den bei Zeitlin[1]) gegebenen Belegen verwendet ihn Chaucer relativ am häufigsten. Dann folgen *Cursor Mundi, Piers Plowman* und Wycliffe in grofsem Abstande. Im Vergleich dazu führt Zeitlin für alle Denkmäler eine erheblich gröfsere Zahl von Beispielen eines Akkusativs mit "other predicate" an von dem Typ Wy. 58: *men demen it a grete charite.* Für diesen Typ führt Zeitlin auch Beispiele aus anderen Denkmälern dieser Zeit an. Dieses gegenseitige Verhältnis findet in der hier zugrunde gelegten

---

[1]) a. a. O. S. 83 ff.

Prosaliteratur dieses Jahrhunderts seine Bestätigung. Von den von mir geprüften Denkmälern kennen den Akkusativ mit dem Infinitiv nach den Verben des Denkens und Sagens nicht: Richard Rolle, *Ayenbite*, Mandeville in beiden Fassungen[1]) und Trevisa. In beschränkter Zahl kennen ihn nur Chaucer und Wycliffe, und in stärkerem Maſse natürlich der Übersetzer des *Polychronicon* aus dem 15. Jahrhundert in seiner starren Anlehnung an die lateinische Vorlage. Alle Denkmäler dagegen, auch die, die den Akkusativ mit dem Infinitiv nicht kennen, verwenden die Konstruktion eines doppelten Akkusativs neben der Verbindung eines Akkusativs mit einem präpositionalen Objekt, vgl.

Rolle 19. 5: [*he*] *halde it a specyalle vesytacyon of oure Lorde*
Ma. A. 87. 14: *we beleue it for soth*
= ... *croions estre voir tot ceo*
Ma. B. 66: *he feyned him ane aungell*
= *se fesoit semble a un aungel.*

Rein zahlenmäſsig ist der Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens bei Chaucer und Wycliffe (die Übersetzung des *Polychronicons* aus dem 15. Jahrhundert kann hier mit gutem Grund übergangen werden[2])) nur sehr gering. Beide Autoren verwenden nach den meisten hier in Frage kommenden Verben ausschlieſslich einen *that*-Satz, und auch bei den wenigen Verben, nach denen daneben ein Akkusativ mit dem Infinitiv in Gebrauch ist, überwiegt die Konstruktion mit *that*, so bei Chaucer nach *demen* im Verhältnis von 6 : 12, nach *trowen* wie 3 : 12, dagegen umgekehrt nach *accorden* wie 2 : 1. Für Wycliffe ist noch dazu der geringe Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv in den Predigten gegenüber dem viel stärkeren Gebrauch in der Bibelübersetzung bezeichnend.

Die Beurteilung des Verhältnisses von reinem und *to*-Infinitiv nach diesen Verben wird durch den formalen Zusammenfall des Infinitivs und Optativs sehr erschwert. In einem Satze wie

---

[1]) Auch da, wo die französische Vorlage einen Akkusativ + Infinitiv hat, zeigt der englische Text in beiden Fassungen nur *that*-Sätze.

[2]) Sie verwendet den Akkusativ + Infinitiv selbst da, wo die Vorlage ihn nicht hat.

Ch. *R. R.* 11: *And who-so sayth, or weneth it be A Iape or elles [a] nycetee*

wird sicher der Optativ vorliegen; dagegen in

Ch. *C. T.* A. 3226: *And demed him-self ben lyk a cokewold*

ist die Wahrscheinlichkeit für den Infinitiv gröſser. Läſst man die Poesie mit ihrer groſsen Freiheit im Gebrauch des *to*-Infinitivs beiseite, so finden sich in Chaucers *Boethius* an zweifelhaften Fällen 1 nach *holden*, 3 nach *trowen*, 1 nach *graunten* und 6 nach *wenen*. Hier sei gleich hinzugefügt, daſs von diesen Verben nur *graunten* einmal und *wenen* zweimal mit dem Akkusativ und *to*-Infinitiv belegt sind:

IV. pr. VI. 157: *thilke man that thou wenest to ben right Iuste*
= *quem tu justissimum et æqui servantissimum putas*

V. pr. III. 72: *yif that any wight wene a thing to ben other weyes*
= *si quid aliquis aliorsum atque sese habet existimet*

III. pr. XII. 80: ... *him, that we han graunted to ben almighty*
= *quem potentissimum esse concessimus.*

Es folgen die zweifelhaften Fälle:

III. pr. V. 24: *holdest thou thanne that thilke man be mighty that* ...
= *An tu potentem censes, quem* ...

III. pr. VI. 35: *I trowe it be al-only this*
= *id esse arbitror solum*

IV. pr. IV. 107: *some sowles, I trowe, ben exercised by* ...
= *alia vero purgatoria clementia exerceri puto*

V. pr. II. 12: *thilke thing that he troweth ben to fleen*
= *quod existimat esse fugiendum*

III. pr. X. 163: *yif men wene that ben goode*
= *si esse videantur*

IV. pr. IV. 10: ... *thilke that men wenen be leveful to shrewes*
= *quod eis licere creditur*

IV. pr. VI. 252: ... *thinges that men wenen ben outrageous or habondant*
= *quae in terris abundare creduntur*

III. pr. XI. 32: *thanne most thou graunten* ... *that oon and good be oo same thing*
= *oportet igitur idem esse unum atque bonnm* ... *concedas*

III. pr. X. 165: *men oughten to wene ... that bountee be the ... fyn ...*
= *ut summa cardo atque causa expetendorum omnium bonitas esse iure credatur*

III. pr. VI. 18: ... *he, that thou wenest be glorious*
= *ut quem tu aestimas esse gloriosum*

III. pr. XI. 95: *the thinges that men wenen ne haven none sowles*
= *Ea etiam quae inanimata esse creduntur*

Astrolabe 191, 46: ... *any celestial body which that thow wenest governe thilke thinges.*

Man mag in einigen der angegebenen Sätze mit gröſserer Wahrscheinlichkeit einen Optativ erkennen als in anderen; mit absoluter Sicherheit ist nichts zu bestimmen. Doch muſs man beachten, daſs überall, wo diese Verben bei gleichem Subjekt mit dem einfachen Infinitiv verbunden werden, die Präposition hinzugesetzt wird, vgl.

Ch. *Bo.* II. pr. IV. 117: *he weneth to be dispysed and forleten*
= *neglegendum putat.*

Auch muſs es auffällig erscheinen, daſs gerade Verben wie *wenen, trowen, graunten*, die gar nicht oder nur selten mit einem Akkusativ mit *to*-Infinitiv belegt sind, dagegen gerade in groſser Zahl *that*-Sätze nach sich haben, verhältnismäſsig oft mit einem Akkusativ und reinen Infinitiv verbunden sein sollten, während andere, wie *demen, iuggen, knowen, acorden*, die einen Akkusativ mit *to*-Infinitiv häufiger nach sich haben, nie mit einem Akkusativ + reinem Infinitiv angetroffen werden.[1]) Schlieſslich würde es sich mit dem Gesamtgebrauch des Infinitivs bei Chaucer schwer vereinbaren lassen, daſs hier der reine Infinitiv so oft von ihm verwendet wäre, während in allen anderen Verwendungsweisen der ne. Gebrauch nach bestimmten Typen schon fast völlig erreicht ist. Die Wahrscheinlichkeit, daſs hier meist Optative vorliegen, ist daher groſs. Immerhin darf nicht auſser acht gelassen werden, daſs die entsprechenden lateinischen Stellen Akkusativ + Infinitiv oder doppelte Akkusative aufweisen!

---

[1]) Sogar nach *sen* folgt einmal Akkusativ + *to*-Infinitiv, wo es *wissen* bedeutet:

Bo. V. pr. VI. 115: *that thilke thing that god seeth to bityde*
= *quod eventurum deus videt.*

Demgegenüber ist aber die Zahl der mit dem *to*-Infinitiv gebrauchten Akkusative mit dem Infinitiv erheblich gröfser. In *Boethius* finden sich über 16 Fälle, die zwar gegenüber den rund 150 *that*-Sätzen[1]) verschwindend gering sind, die Zahl der möglichen reinen Infinitive aber doch weit übertreffen. Sie finden sich nach *acorden, comprehenden, consideren, demen, graunten, imaginen, knowen, prouen, understanden* und *wenen*, und zwar meist nur ein- oder zweimal; nur *demen, iuggen, knowen* zeigen mehr Fälle:

Bo. III. pr. XII. 54: *... he, which that we han acorded to be good* = *quem bonum esse consensimus*

ibd. V. pr. III. 83: *every thing be right as science comprehendeth it to be*
= *uti eam sese habere scientiam comprehendit*

ibd. III. m. XI. 17: *alle the trouthe the whiche he imagineth to ben in thinges* = kein Lat.

ibd. V. pr. VI. 114: *whan that god knoweth any thing to bityde* = kein Lat.

ibd. III. pr. X. 66: *that thing is nat that same thing fro which it is understonden to ben dyvers*[2])
= *id non est illud a quo intellegitur esse diversum.*

In Wycliffes Predigten liegen die Verhältnisse genau so wie bei Chaucer, nur gebraucht er den Akkusativ mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens noch viel seltener, als Chaucer es tut. Doch darf man nicht übersehen, dafs der philosophische Text Chaucers an sich mehr Gelegenheit zum Gebrauch dieser Konstruktion bot als die polemischen

---

[1]) Dieses Verhältnis ist um so bedeutsamer und ein Zeichen für die Zurückhaltung Chaucers im Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach diesen Verben, als gerade seine Vorlage mit ihrem reichen Gebrauch dieser Konstruktion ihm bei der Übersetzung zu viel stärkerer Verwendung des Akkusativs mit dem Infinitiv hätte Anlafs sein können. Dafs Chaucer in solchen Fällen *that*-Sätze in erdrückender Überzahl gebrauchte, kann nur ein Zeichen dafür sein, dafs diese ihm viel geläufiger und natürlicher waren.

[2]) Im *Astrolabe* findet sich häufiger *imaginen* + Akkusativ mit *to-be*-Infinitiv, vgl.

182. 6: *this .... Pyn ... is imagined to be the Pol Artik.*

In den Prosaerzählungen der *Canterbury Tales* ist der Akkusativ + Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens gar nicht gebraucht. Vgl. unten S. 245 Anm. 1.

Predigten Wycliffes, wozu bei ersterem wohl noch der Einfluſs des Originals in Rechnung zu stellen ist, während bei letzterem sicher das Bestreben, sich mehr volkstümlich auszudrücken, den Gebrauch zurückhielt. Vergleichsweise enthält ein beliebiger Abschnitt aus den Predigten, der an Umfang dem *Boethius* entspricht, nur je einen Akkusativ mit *to*-Infinitiv nach *clepen, feynen, knowen* und *meyntenen*, sowie einen Satz mit zweifelhaftem reinen Infinitiv

66. 22: *men supposen alle þes passen þre fiftenþes,*

wo aber mit gröſster Wahrscheinlichkeit Optativ anzunehmen ist.

Über Wycliffes Bibelübersetzung braucht in diesem Zusammenhang nichts weiter gesagt zu werden. Ihr auffällig häufiger Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens, der so sehr aus dem allgemeinen Rahmen der Sprache des 14. Jahrhunderts herausfällt und auch dieses Werk von den Predigten scharf abhebt, kann nur die Folge enger Anlehnung an das lateinische Original sein.

Betrachtet man nun die bei Wycliffe und Chaucer belegten Fälle eines Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens nach ihrem inneren Aufbau, so ergibt sich, daſs in der überwiegenden Mehrzahl der Infinitiv *ben* in Verbindung mit einem prädikativen Nomen steht. So ist im *Boethius* nur *knowen* mit einem anderen Infinitiv belegt:

V. pr. VI. 112: *whanne that god knoweth anything to be* (= existieren)
= *cum extiturum quid esse cognoscit*

ibd. 114: *whan that god knoweth any thing to bityde* = kein Lat.

ibd. 131: *Thilke thing thanne that any wight hath y-knowe to be, it ne may ben non other weyes thanne he knoweth it to be*
= *Quod enim quisque novit, it esse aliter ac notum esse.*

Überall sonst steht *ben* in Verbindung mit einem prädikativen Nomen, wie

ibd. III. pr. XII. 54: *he, which that we han acorded to be good*
= *quem bonum esse consensinus.*

Wy. 61. 5: *þei clepen . . . þe deuelis chirche to be holy chirche, as þei clepen hem self men of religion and þat þei forsaken þe world.*

Bringt man diese Erscheinung mit der grofsen Zahl der Fälle zusammen, in denen ein Akkusativ mit einer prädikativen Ergänzung von einem Verb des Sagens und Denkens abhängt, so erkennt man sofort den inneren Zusammenhang zwischen beiden Konstruktionen. Da nun die letzte Konstruktion seit der ae. Zeit dauernd in Gebrauch ist und in allen Denkmälern viel häufiger verwendet wird als der Akkusativ mit dem Infinitiv, ergibt sich mit Notwendigkeit, dafs das Wiederaufleben des Akkusativs mit dem Infinitiv nach diesen Verben im 14. Jahrhundert nur im Anschlufs an jene so geläufige Konstruktion erfolgt sein kann.[1]) Der oben gegebene Satz aus Wycliffes Predigten ist insofern interessant, als nach *clepen* einmal ein Akkusativ mit *to-ben*-Infinitiv angeschlossen ist, danach zwei Akkusative, während die Fortsetzung durch einen Satz mit *that* erfolgt, da in ihm ein Vollverb das Prädikat bildet. Ob und wieweit im 14. Jahrhundert schon eine Scheidung zwischen solchen Verben, die nur den Akkusativ mit *to-ben*-Infinitiv, und solchen, die jeden Infinitiv nach sich dulden, bestand, läfst sich an der geringen Zahl der Beispiele nicht erkennen.

Hält man sich nun noch einmal die ganze Entwicklung des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens von den ältesten ae. Überlieferungen an vor Augen, so stellt sich diese als ein aufeinander folgendes Absteigen und Wiederaufsteigen im Gebrauch dar. Die Zeit von der Ausbildung der ae. Prosa bis ins 14. Jahrhundert hebt sich dann deutlich sowohl von dem poetischen Gebrauch des Ae. wie von dem allgemeinen des Ne. ab. Aus den reichen Resten in der ae. Poesie mufs man auf eine geläufige Ver-

[1]) Die Entwicklung der Verbindung eines Akkusativs mit einem prädikativen Substantiv, Adjektiv, Partizip oder einer präpositionalen Verbindung ist noch nicht ganz geklärt. Ihre stärkere Verwendung setzt erst in nachaltenglischer Zeit ein. Doch ist ihre Zahl im 13. und noch mehr im 14. Jahrhundert schon so grofs, dafs eine Einwirkung seitens des erst im 14. Jahrhundert allmählich wieder aufkommenden Akkusativs mit dem Infinitiv nach den meisten dieser Verben, wie Einenkel *Streifzüge* S. 258 annimmt, nicht gut möglich ist. Vielmehr beweist gerade die Bevorzugung des Akkusativs mit dem *to-ben*-Infinitiv nach ihnen seit dem 14. Jahrhundert, dafs der Akkusativ mit dem Infinitiv sich umgekehrt nur an die Konstruktion des Akkusativs mit prädikativem Nomen angelehnt haben kann.

wendung dieser Konstruktion in der Umgangssprache bis in die frühae. Zeit hinein schliefsen. Gleichzeitig zeigt aber die Tatsache, dafs Verben, die in der Poesie sehr oft mit dem Akkusativ und Infinitiv zu finden sind, in der Prosa gar nicht damit belegt sind, dafs auch die Poesie schon einen Teil Traditionsgut mitschleppte. Wenn andererseits in der überlieferten Literatursprache der Prosa ein Akkusativ mit dem Infinitiv nach anderen Verben überwiegend einem lateinischen Akkusativ mit dem Infinitiv entspricht, so kann man daraus nur schliefsen, dafs in der gesprochenen Sprache die Konkurrenz der *dafs*-Sätze den Akkusativ mit dem Infinitiv schon ziemlich weitgehend zurückgedrängt hatte, wie ja auch mehr originale Denkmäler diese Konstruktion so gut wie gar nicht mehr kennen. Dieser Zustand bleibt derselbe in den ersten beiden Jahrhunderten nach der Eroberung. Orm und Laȝamon kennen den Akkusativ mit dem Infinitiv nach den Verben des Denkens und Sagens nicht. Gelegentliche Fälle in einzelnen Denkmälern (*Gen. & Ex.*!) können dem Lateinischen entnommen sein. Es ist allerdings auch nicht unmöglich, dafs bei den unmerklichen Übergängen zwischen Verben der Wahrnehmung und des Denkens eine ganz schwache Tradition nach manchen Verben erhalten blieb (bezeichnenderweise neben *witen* auch *knowen*). Jedenfalls kann die allmähliche Wiederaufnahme dieser Konstruktion im 14. Jahrhundert ohne die Annahme einer Einwirkung von lateinischer Seite nicht erklärt werden. Wie allmählich sie einsetzt, ist an Hand der Prosadenkmäler dieses Jahrhunderts gezeigt worden. Auf die Weiterentwicklung braucht hier nicht eingegangen zu werden; sie kann als bekannt vorausgesetzt werden. Um die Kontinuität in der Entwicklung des Akkusativs mit dem Infinitiv zu beweisen, genügt es nicht, aus jedem Jahrhundert einige zerstreute Beispiele anzuführen. Man mufs auch auf die Qualität solcher Beispiele eingehen, ob sie wirklich einheimischen Sprachgebrauch wiedergeben[1]), und man darf nicht übersehen, dafs dem von ae. Zeit an klar zu Tage tretenden Zurückweichen im Gebrauch dieser Konstruktion seit dem 14. Jahrhundert ein allmähliches Wiederausbreiten entspricht,

[1]) Auch in der deutschen Sprache finden sich seit ahd. Zeit immer wieder Beispiele eines Akkusativs + Infinitiv im engeren Sinne. Und doch wird niemand, der die Qualität dieser Sätze und den Charakter der Autoren,

das nur in der Art der ganzen Sprachentwicklung seine Gründe haben kann. Mit dem Wiederaufstieg der Sprache zu einer Sprache der Gebildeten im 14. Jahrhundert und mit dem dadurch bedingten Anschlufs der Sprache an die diesem Kreise ganz geläufigen ausländischen Vorbilder erst setzt ein stärkerer Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv hier ein. Dafs unter diesen Verhältnissen fremder, besonders lateinischer Einflufs auf das Wiederaufkommen dieser Konstruktion eingewirkt hat, steht aufser Frage.[1]) Von jetzt ab verschwindet sie nie mehr ganz aus einem bestimmten Typ der Sprache, der sich als Literatursprache wieder von der gesprochenen Sprache des Alltags zu scheiden beginnt. So wenig allerdings dieser Typ festen Normen untersteht, so sehr können die einzelnen Autoren in dem Grad der Abweichung von der gesprochenen Sprache und voneinander abweichen.[2]) Das Problem des Akkusativs mit dem Infinitiv nach den Verben des Sagens und Denkens seit dem 14. Jahrhundert einmal unter diesem

---

die sie gebrauchen, im Vergleich zu denen, die sie nicht haben, erwägt, behaupten können, dafs in solchen Fällen sich wirklich einheimisches Sprachgut erhalten hat. Vgl. Behaghel a. a. O. S. 327f. und Wilmanns a. a. O. S. 120f.

[1]) Es ist auch bezeichnend, dafs aufser in der *Boethius*-Übersetzung Chaucer den Akkusativ + Infinitiv so gut wie gar nicht verwendet. Jedenfalls findet sich kein Beispiel in den Prosastücken der *Canterbury Tales*; für die anderen Werke vergleiche man die Aufstellungen bei Einenkel und Zeitlin. Wenn nun auch die Erzählungen schon durch ihren Stoff viel weniger Gelegenheit zur Verwendung dieser Konstruktion boten als ein philosophischer Dialog in der Art des *De consolatione* ..., so kann doch die Tatsache, dafs Chaucer in den Erzählungen nur *that*-Sätze verwendet, während die *Boethius*-Übersetzung neben überwiegenden *that*-Sätzen gelegentlich den Akkusativ mit dem Infinitiv zeigt, nur darauf hinweisen, dafs Chaucer mit dem letzteren unter dem Einflufs des lateinischen Originals steht, obwohl auch Fälle vorkommen, wo er den Akkusativ + Infinitiv in eigenen Zusätzen verwendet.

[2]) Man kann deutlich erkennen: Je mehr die Schriften des 14. Jahrhunderts für einen weiteren, ungelehrten Kreis bestimmt sind, desto weniger findet sich der Akkusativ + Infinitiv (Wycliffes Bibel neben seinen Predigten, Chaucers *Boethius* neben seinen *Melibeus* und *Persones Tale*); je enger bei Übersetzungen der Anschlufs an die Vorlage ist, desto stärker ist die Verwendung des Akkusativs + Infinitiv (Wycliffe, Chaucer, Trevisa). Dazu mögen noch weitere Stilverschiedenheiten kommen; die Grundtatsache bleibt bestehen, dafs ohne Einwirkung seitens der lateinischen Sprache das 14. Jahrhundert über das 13. im Gebrauch dieser Konstruktion nicht hinausgekommen wäre.

Gesichtspunkt zu untersuchen, würde reiche Aufschlüsse über die Sprache der einzelnen Autoren seit dieser Zeit ergeben.

Auf die Konstruktion eines Substantivs mit einem Infinitiv bei unpersönlichen Ausdrücken, wie sie in allen Werken des 14. Jahrhunderts häufiger belegt ist, soll hier weder nach der Seite ihrer syntaktischen Geltung noch ihrer historischen Entstehung eingegangen werden. Es mufs auf die Ausführungen bei Einenkel, Stoffel[1]) und Zeitlin[2]) verwiesen werden. Aufser bei Chaucer und Wycliffe finden sich derartige Verbindungen besonders bei Richard Rolle häufig:

27.24: *it es a velany a man for to be curyously arrayede apone his heuede*

37.10: *I halde it noghte spedfulle ... to a mane for to prese ... þare-till*

28.27: *it ware enoghe for þe for to be at þe leste degre.*

Immer steht in solchen Verbindungen im 14. Jahrhundert schon der *to*-Infinitiv.

Nach den Verben des Wollens und Wünschens im engeren Sinne hab ich in den von mir untersuchten Werken kein Beispiel eines Akkusativs + Infinitiv gefunden. Nur die Übersetzung des *Polychronicons* aus dem 15. Jahrhundert kennt diese Konstruktion und hebt sich auch dadurch wieder von der Übersetzung Trevisas ab. Was Zeitlin[3]) an wenigen Beispielen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nach *willen* anführt, hat bezeichnenderweise nur den reinen Infinitiv. Wahrscheinlich wird es sich meist um Optative handeln, vgl.

Curs. Mundi 1972: *I wol noon oþere do outrage*
Rich. Rolle I. 40: *Cryst will nathyng be done bot ...*[4]).

Der Gebrauch des Akkusativs mit dem *to*-Infinitiv nach diesen Verben setzt erst nach dem 14. Jahrhundert ein. Dabei darf

---

[1]) C. Stoffel, *Der Accusativus cum Infinitivo mit for im Englischen*, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 62 (1879), S. 209 ff. — Ders., *Studies in English* 1894, S. 49 ff.

[2]) J. Zeitlin, *For + Subject + Infinitive*, Journal of English and Germanic Philology 10 (1911), S. 649 f.

[3]) a. a. O. S. 62 f. Nach *desire* ist sein erstes Beispiel aus *Merlin* (ed. Horstmann 1895).

[4]) Ein Beispiel aus *Gen. & Ex.*
4109: *iosue ic wile ben loder-man after þe*
könnte lateinischen Einflufs verraten.

man aber nicht an die wenigen ae. Fälle anknüpfen[1]), die, wie

L. I. 62: *hwæt he wolde hine ʒenemnedne beon*
= *quem vellet uocari eum,*

den lateinischen Ursprung nur zu deutlich verraten.

Schlufs:
Übersicht über die Ergebnisse der Untersuchung.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich kurz zusammenfassen:

1. Die ae. Sprache hat sich durchweg bis zuletzt das Gefühl für die syntaktische Differenzierung des reinen und *to*-Infinitivs bewahrt.

2. Bei dem Aufkommen des *to*-Infinitivs als Subjekt und als Ergänzung von Verben hat der exegetische Infinitiv die gröfste Rolle gespielt.

3. Das Aufkommen des *to* Infinitivs als Subjekt läfst sich in den ae. Denkmälern in seinen einzelnen Stufen genau verfolgen; in der Schriftsprache ist die letzte Stufe nur ganz selten erreicht, und auch da nimmt der Infinitiv nie die erste Stelle im Satz wie jedes nominale Subjekt ein.

4. Einen reinen Infinitiv als Subjekt gibt es im Ae. nicht.

5. In der Stellung als Ergänzung von Verben behält die Präposition stets einen mehr oder minder abgeschwächten Teil ihrer eigentlichen Bedeutung bei. Das Eindringen des *to*-Infinitivs in diese Stellung beginnt in ae. Zeit im Verhältnis zu der Intensität der Zielstrebigkeit, das in den durch diese Verben ausgedrückten Begriffen angelegt ist.

6. Völlige Verblassung der sinnlichen Bedeutung der Präposition bis zur Funktionslosigkeit und unterschiedlose Gleichsetzung des *to*-Infinitivs mit dem reinen ist erst für das 13. Jahrhundert anzusetzen.

7. Das Aufkommen und die Weiterentwicklung von *for to* steht auf seinen einzelnen Stufen in festem Verhältnis zu der allmählich fortschreitenden Verblassung der Grundbedeutung des einfachen *to.*

8. Ansätze zu einer Substantivierung des reinen Infinitivs scheitern an der schon zu engen Verbindung von *to* mit dem

---

[1]) Einenkel, *Streifzüge* S. 254.

Infinitiv; Ansätze zur Substantivierung des *to*-Infinitivs werden ebenso wieder fallen gelassen, wobei das Verhältnis zu dem später aufkommenden Gerundium offen bleiben muſs.

9. In der Verdrängung des Infinitivs des Aktivs durch den des Passivs in bestimmten Verbindungen vollzieht sich ein weiteres Aufgeben des alten exegetischen Infinitivs; zugleich bedeutet dieser Vorgang den Übergang von der Verbindung des Infinitivs mit unbestimmtem Subjekt zu solcher mit bestimmtem.

10. Die endgültige Regulierung des Gebrauchs des reinen und präpositionalen Infinitivs erfolgt im Anschluſs an den völligen Verfall der Flexion aus dem Bedürfnis nach einer neuen formalen Bezeichnung des Infinitivs heraus. Schon im 14. Jahrhundert ist der ne. Stand fast völlig erreicht. Nur nach wenigen Verben schwankt noch der Gebrauch.

11. Die Entwicklung eines Akkusativs und eines Infinitivs als Ergänzung von Verben vollzieht sich in einzelnen Gruppen je nach dem syntaktischen Verhältnis des Akkusativs und Infinitivs zueinander und zu dem regierenden Verb verschieden. Nach den Verben des Zwingens, Befehlens u. ä. einerseits und denen des Heiſsens und Lassens und der Wahrnehmung andererseits setzt sich alter heimischer Gebrauch unmittelbar fort. Nach den Verben des Sagens und Denkens folgt auf eine Periode stärkeren Gebrauchs, dessen Reste noch in der ae. Poesie zu finden sind, völliges Verschwinden im 10. bis 13. Jahrhundert, dann ein allmähliches Wiederansteigen, das, im Anschluſs an die heimische Konstruktion des doppelten Akkusativs nach diesen Verben, wesentlich unter fremdem Einfluſs steht. Die Verwendung des *to*-Infinitivs regelt sich in den einzelnen Perioden nach dem allgemeinen Stand des Gebrauchs des reinen und *to*-Infinitivs. Im 14. Jahrhundert haben sich auch in der Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv schon ziemlich feste Typen in der Verwendung des reinen bzw. *to*-Infinitivs herausgebildet.

Inhaltsübersicht.

KIEL. HELLMUT BOCK.

THE OE. PARADISE LOST.

During many decades strenuous efforts have been made to discover the lost paradise of Old English: *neorxnawang*, and for a long period this word has been subject to the most daring etymologies, but it appears that all have met with distrust from various scholars. Ritter[1]) has explained the expression as the 'plain of the sons of the earth', starting from the theory that *n* is paragogic [*on* (*n*)*eorxnawang*], *eorxna* a shortening of a supposed **Ercan suna* and, finally, *wang* the usual word for 'meadow, plain'. Ritter also refers to Kluge[2]) by saying: „den Plural *suna* hat F. Kluge in *neorxna* erkannt".

Further Ritter tries to find an ancient remain from the Anglo-Saxon heathenism in this word, thus following in the steps of Grein[3]) who also attempts a linguistic dissection of the nebulous *neorxnawang*. I do not intend to expose all the etymologies, and their merits and probable faults, since already Kluge, this etymological magician, after expounding a new theory, finishes by saying: „Und doch wird sie kaum endgültig sein."

A general impression of the etymologies offered is that the scholar starts with the ambition of solving a pun according to the laws of sound history, and having solved it tries to fit in notions underlying the word. It would perhaps be better to begin in the other end: What is a paradise?

Paradise, according to several handbooks, is Persian and means a park[4]); the same word also appears in Late Baby-

---

1) Anglia 33, 467 f. und 34, 528; cf. also Imelmann, ib. 35, 428.

2) ZfdWf. VIII, 144.

3) Sprachschatz der angelsächsischen Dichter II, 291.

4) Lübker, Reallex. d. klass. Altertums, p. 400 says: 'somewhat like an "English" park', thus implying large s w a r d s. Lübker adds that it was

lonish as *pardesu.* Paradise appears three times in the Old Testament but is more often recurring in the New Testament. It is evident that the paradise refers to Eden, which is said to be Babylonish and mean alluvial *plain.* "The conception of the Jewish heavenly abode combines elements from the earthly garden of Eden with elements from the sacred city of Jerusalem."[1]) That this conception is retained in popular Christianity is evident. Bunyan in his *Pilgrim's Progress*[2]) writes: 'And drawing near to the city, they had yet a more perfect view thereof. It was builded of *pearls and precious stones,* also the streets thereof were paved with gold; so that by reason of the natural glory of the city, and the reflection of the sunbeams upon it, Christian with desire fell sick.' And further[3]): 'You are going now, said they, to the paradise of God, wherein you shall see the tree of life and eat of the never-fading fruits thereof.' Although a 17th century writer Bunyan no doubt reflects the teaching of the early missionaries to Britain.

Now the Early Teutons, whether Anglo-Saxons, Germans, or Scandinavians, missed the word for pleasure-garden[4]); they knew nothing of gardening whatever and were thus forced

---

connected with 'öffentliche Anlagen für Tempel'. In this connection it is interesting to quote a few lines from the OIr. monastic collection of poems, called Saltair na Rann, from about 1000 A. D.:

The lawns of heaven, they say, are as wide as from here to the sun;
Twelve of them, silver-soiled, and kind to the feet that run.
— —
All day you may travel that sward, nor be tired as we are here,
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Each lawn has its silver rampart, its gate as wide as a mile,
And a bird, red-gold, above each gate, singing the while.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Had I but the one I love to go bounding at my side,
I'd not ask to enter the city, I'd stay on the lawns outside.

(Cf. Grace Rhys, A Celtic Anthology, Harrap & Co., London, p. 47; Douglas Hyde, A Literary History of Ireland, 1901, p. 414.)

[1]) See James Hastings, Encyclopaedia of Religion and Ethics, 1909, II, p. 681 ff.; cf. also the Revelation of S. John the Divine 21, 10—27, where the various precious stones are at length mentioned.

[2]) Ed. Thomas Nelson and Sons, p. 157 f.

[3]) p. 161.

[4]) Cf. Hoops' Reallex. I, p. 23, §§ 23 u. 26; ib. II, p. 71, 113, 114, 119, § 26.

to accept loanwords. A curious instance, however, is that when Ulfilas had to translate *paradise* he renders this with *vaggs*: 'þatei frawulvans varþ in *vagg* jah hausida unqedja vaurd þoei ni skulda sind mann rodjan (how that he was caught up into Paradise, and heard unspeakable words which it is not lawful for a man to utter)'[1]. It is interesting to note that Ulfilas uses a native word for this notion, but introduces other loanwords: *parakletus* 'comforter'; *paraskaive* 'Rüsttag'; *paska* 'Easter'; *praitoria* 'magistrates' court house', &c. *Vaggs* is the same word as OE. *wang*, which is also found in all Early Teutonic languages.

Vang, according to Fick's Wörterbuch, ed. Torp, III, is derived from *vanh* 'krumm sein', and is etymologically related to Skr. *vankara* 'Krümmung eines Flusses', and to *vanhô*, ON. *vá* 'Winkel, entlegener Ort'. The various meanings in the Early Teutonic languages are: Goth. *vaggs* 'Wiese', 'Paradies'; Old Norse *vangr* 'Aue, Gefild'; OSax. *wang* 'Aue', *hebbanwang* 'Paradies'; OE. *wang* 'Gefild'; OHG. *holz-wangâ* 'campi nemorei'; in Old Prussian *wangus* means 'schlechtbestandener Eichwald', and in Cymr. *gwaen* 'Feld, Wiese'. *Wang*, according to Grein, Sprachschatz II, 639, is 'campus' and is very current as simplex or cp. element in OE. poetry. Walde, Lat. Etym. Wtb. 119, translates *campus* as 'Feld, urspr. Biegung'; interesting are meanings as 'meadow, corner, angle', &c. Brugmann, Vgl. Idg. Gr. II, 1, § 398, p. 517 says that the original meaning of Lat. *nemus* was 'Biegung': *nemus, -oris* 'Hain'; Ir. *nem*, Cymr. *nef* 'Himmel'; cf. Ir. *nemed* 'Heiligtum'. Walde, in his dictionary p. 514, explains Ir. *nemed* as originally 'heiliger Hain' and translates Lat. *nemus* as 'Lustgarten', too. Such meanings as 'Himmelswölbung' and, on the other hand, 'Niederung, Tal, Weide' also occur under this word and its relatives.

As for 'Wiese' there is another Lat. word: *pratum*. Walde, p. 609, derives this from *pravus* 'krumm', also 'schlimm, böse'. The Teutonic word 'Wiese' is derived by Torp (p. 413) from *vis* 'etwa flüssig oder feucht sein' and *visô* 'eigentl. feuchter Boden'. It is singular that 'Wiese' never entered as a cp. element in such connections as *wang* did. *Idisiaviso*, as Tacitus' word has been emendated, would speak against this,

---

[1]) 2. Cor. 12, 4.

but I refer the reader to Ivar Lindquist[1]), who explains the *idisi* as wholly evil, just as the *valkyrior* in the original meaning of the word. Holiness is not ascribed to 'Wiese'. One is here tempted to see a sematological kinship between the *idisi* of the damp meadow with its fumes and vapours and the oracle of Delphi in Greece. The Delphian oracle was no goddess.

The original meaning of the cp. elements *wang, campus, nemus,* is a curve ('Biegung'), and *plain* is embodied at least in *wang* and *campus.* The three words enter in connection with holy places; for *campus* remember the Elysian plain.

Of all the Early Teutonic tribes only the Scandinavians, thanks to the Christianized Snorri Sturlason, have preserved the topography as well as the local names of the Teutonic mythology. The cp. elements of the mythological abodes are among others *garđr* 'borough, homestead'; *heimr* 'world'; *vangr*, and *vǫllr*, the last word to be derived from **valþu* 'Wald'; so Torp, p. 403, who translates it as *campus.* But clearly *vǫllr* in Old Norse is a plain (cf. *Fyrisvall*); Bugge[2]) points out that "*vǫllr* in *Iðavǫllr* corresponds essentially to OE. *wong*" and he compares OE. *græswong* : ON. *grasvǫllr*, OE. *wælwong* : ON. *vígvǫllr. Vangr* appears in placenames as *þrúđvangr* 'Thor's homestead', and *Folkvangr.* Grundtvig[3]) writes in a footnote: "Since *Thrudvangr* (*Thrudhem*) means the world of the peoples (of the heroes), it might only be another name for *Valhall*, as certainly all the palaces of the Gods originally were thought to be located there." *Vangr* would then be a Northern equivalent of the Christian paradise. *Folkvangr* was the seat of Freyja. Neckel, in his excellent book „Die Überlieferungen vom Gotte Balder“[4]), points out the counterparts of place-names in the spiritual world existing in the actual world; cf. *Ullinsvangr.* In this connection one might quote his words on the same page: „Auch diese Charakteristik ist also nichts anderes als eine Projektion irdischer Verhältnisse in den Himmel.“

---

[1]) Galdrar, Göteborg 1923, p. 32.

[2]) Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse, I, Christiania 1881—89, p. 417.

[3]) Nordens Mythologie, Stockholm 1818, p. 147.

[4]) Dortmund 1920, p. 37, footnote.

But there is another literary name in *vangr* in Scandinavia In *Helgakviða Hundingsbana hin fyrri* the placenames *Hringstad, Hátun* and *Himinvanga* appear in strophe 8. Bugge, in his commentaries, regards them as "poetical decorations", but Hederström, the selfmade scholar, who tries to locate the whole of *Helgakviða* in the Swedish provinces of Östergötland and Södermanland, identifies *Himinvanga* with the present-day Himmelstad (in 1342: in Hemblaestadhum), near Norrköping; *vangr* is only a kenning for *stad.*[1]) In another place he refers to *Vanga fiärdhung*, not far from Norrköping, and I may add the present-day parish of Vånga near Linköping. Anyhow, the formation of the name points to the conclusion that *heaven* and *vang* very easily could be connected. Magnus Olsen[2]) quotes O. Rygh: 'In earlier time *vang* was often used to denote the grassy plain around a churchyard where the parishioners

[1]) Fornsagor och Eddakväden II, p. 23, Stockholm 1919. — Venerabilis Baedae Historia Ecclesiastica (Oxon. 1896, p. 129) tells the story of the Northumbrian king Oswald's successful fight against the British king Cadwalla and how he raised a Christian cross at a place called Hefenfelth: 'Uocatur locus ille lingua Anglorum Hefenfelth, quod dici potest latine *caelestis campus*, quod certo utique praesagio futurorum antiquitus nomen accepit'. Alfred's OE. translation (ed. Miller I, 1, 156) only states: 'Is seo stow on Englisc genemned *Heofenfelt*'. This placename recalls *in Himinherthy* in the *Historia Norwegiae* (Monum. Hist. Norv. p. 101), where the Swedish king Anund was murdered by his brother Sigvard; *in Himinherthy* the author translates as *'caeli campus'*. *in Himinherthy* is, of course, a corrupt spelling of the same name which appears as *Himinheiðr* in Snorri's *Heimskringla* (ed. F. Jónsson, 1911, p. 26), where the story runs that king Anund visited this place, which is situated between high mountains, and there was killed through an avalanche. The accompanying strophe from *Ynglingatal*, on the other hand, says that Anund was killed *und Himinfjǫllum*:

Varð Ǫnundr Jónakrs bura harmi heptr und Himinfjǫllum, . . .

This is rather interesting since two references expressly say that the placename means 'the field of heaven'. Do these names imply that somebody was killed and went to the heavenly abode? It would then be an elegant poetic turn of saying: "He went west." The high mountains in Snorri would be an Icelandic colouring, starting from the false assumption that *fjall* here meant mountain instead of field; cf. Torp (p. 237) who explains ON. *fiall* < *felþa* or *felna*, 'Hochebene', while *felþa* generally means *field*, e. g. OSw. *ur-fiælder*. This last word can be compared with *nemida*, 'heiliger Weideplatz', OFrank. *nimid*, 'heiliger, gehegter Waldplatz', < *nem*, 'Biegung' (cf. Torp p. 294).

[2]) Hedenske Kultminder I (1915), p. 130 ff.; Ættegård og Helligdom, Oslo 1926, p. 217 f.

assembled; hence the use of *vang* as name for church places and parishes (in Norway)'. After mentioning a great number of such placenames and dating several of them from heathen times, Olsen (p. 140) formulates the following conclusion: '*Vangr* is used for a central place of worship, in most cases no doubt dating from heathen times.' On p. 149 he states that *vǫllr* has later supplanted *vangr* in the religious sense, although *vǫllr* is certainly an old word for profane meeting-places. He stresses the meaning of *vangr* on p. 175 by saying that *hof* and *vangr* in themselves contain the meaning of 'place of worship'. E. Wessén[1]) has pointed out that the Goths most probably were the teachers of the other Teutonic tribes with regard to the Christian terminology. This is a rather daring statement but may be corroborated by Chambers's[2]) observation that there are early traces of Gothic nations and of Gothic influence around the Lake of Constance, where the monasteries of St. Gall and Reichenau played such an important part during the Early Middle Ages. Thus it may be explained that *wang* either retained its old religious meaning on the eve of Christianity or was introduced through the Goths. Cf. OSax. Heliand 3135: 'endi groni uuang paradise gelic'. *Wang* was a very efficient placename element in Scandinavia and existed, too, as an independent denomination of a field, cf. *trevangsdrift* in Old Denmark; also in English it appears in the same sense. Sweet, Student's Dict. of Anglo-Saxon, registers *wang* 'plain, field'; *wangstęde* 'place'; *wangturf* 'meadow'. Mawer[3]) registers Wetwang (Y), although he is inclined to regard this as a Scandinavian loan. Wright's Dial. Dict. translates *wong* as "a field, a meadow; lowlying land, often marshy".

The meaning of *plain*, discernible in *Eden, Paradise, campus, pratum, nemus, vang* and *vǫllr*, also recurs in the name of the OIr. Elyseum: *Mag Mor* 'the Great Plain' and *Mag Mell* 'the Pleasant Plain'. It also returns in *Hákonarmál*[4]), where the author speaks of the "green realms of the Gods". Linking up this meaning with the observation made by Neckel: „eine Projektion irdischer Verhältnisse in den Himmel" we can easily

---

[1]) Arkiv för nordisk filologi, N. F. 40 (1927/28), p. 75 ff.

[2]) Widsith, 1912, p. 37.

[3]) Chief Elements in Engl. Placenames.

[4]) C. P. B. I, 264.

explain this reference to agricultural conditions as the natural outcome of the philosophy of a peasant people, while the Red Indians, nomadic huntsmen, prefer "happy hunting grounds" as their paradise.

* * *

"Sal sér hon standa
solu fegra
gulli þakðan
á Gimle."

Thus the ancient Vala prophesies in the Icelandic *Vǫluspá*: "She sees a hall, brighter than the sun, shingled with gold, standing at Gimle.[1]) The righteous shall dwell therein and live in bliss for ever." Here another element enters into the conception of a Northern Paradise: that of being shining, bright, golden. It is true that critics have assumed that Snorri, being a Christian, introduced some notions from the Christian symbols, in this case traces of the heavenly Jerusalem; but that will only verify my final conclusions. What is Gimle? Bugge (l. c. p. 146) explains it as 'Ædelstenslæ', i. e. 'a leeward place, ornated with precious stones, gems'. He adds that this name could only be created after the OE. word *gim* (from OIr. *gemm* < Lat. *gemma*) having been exported to Scandinavia. I do not contest the OE. loanword but the formation of the placename gives a taste of a modern villa name rather than that of an early Teutonic mythological name. *Læ* did never enter as a second element in a Scandinavian placename, nor does it now. *Læ* is more of an abstract noun and can be applied there where a shelter is offered against rain, snow and wind. Finnur Jónsson[2]) will see *gim* = *fire* in it, but retains *læ*, i. e. shelter against fire. Now, the world-consuming fire is already extinguished when the righteous begin to dwell at Gimle, and consequently there is not much meaning in such a name. Besides, is it not peculiar that Snorri, this fanciful etymologist, should not have seen the original meaning and put in an *h*, for *læ* was spelt *hlé* — and still is — in Icelandic?[3]) There

[1]) I prefer to translate 'à' as 'at', instead of 'on' which I have seen in English translations; Gimle is clearly a placename.

[2]) Lexicon Poeticum.

[3]) Cf. however Noreen, Gesch. d. nord. Spr. § 85, 12.

are two similar modern placenames in Sweden: *Gämla, Gämle.*[1]) The one (Öja parish, Kinnevald hundred, Smaaland) is recorded 1477 Gymbla gard i Gymbla; 1545 Gimla; 1546 Gimble; 1548 Gimble; 1557 Gijmble; the other one (Grevie parish, Bjäre hundred, Scania) is unfortunately enough not recorded at all in earlier rolls and charters. One is inclined to see the name of a river in the first, starting from *gem* — Torp, p. 127 — 'hüpfen, springen'; cf. Norw. *gimpa* 'wippen'. The mythological *Gimle*, which recalls OE. *gim-reced*, 'a hall adorned with gems', has evidently another origin. There is not much probability that *Gimle* would be an OE. *gimlea(ge)* since there are no traces of a *Gimleah* either in the OE. literature or in modern placenames, quite apart from the fact that Finnur Jónsson[2]), that eminent expert of ON. poetry, denies blankly the possibility of OE. influence on Early ON. literature. One might believe that the second element is *leirr* 'clay, loam' — cf. *leira,* clayey shore; *leirr* would also mean 'clayey field' and the r's would be conceived as the nominative *r* and fall in the oblique cases. That they fall when *leirr* is a first cp. element is recorded.[3]) Anyhow, that Gimle is quite as resplendent as *Glitnir*, another glittering place in ON. poetry, is certain. The first element, whether gem or fire, is glimmering with light.

Hitherto the abode of the Blest has been located somewhere upwards. But at a certain time when Christianity made its influence felt, the paradise of the Northern races moved downwards. Such a place is Glasisvollr, which Bugge (l. c.) translates as 'the land of bliss' and compares with Glasislundr or Múnaheimar, 'the pleasant place'. Saxo Grammaticus, who on purpose disparages the Asgarð faith in all his chapters and regards it as superstition, among his many tales also includes a story about King Hadding. This king had many adventures and finally paid a visit to the underworld. In this quest he once reached *a sunny region* not far from the Christian para-

[1]) Cf. Gimra (Norway); M. Olsen, Ættegård og Helligdom, Oslo, 1926, pp. 114, 186.

[2]) Norsk-Islandske Kultur- og Sprogforhold i 9. og 10. Årh., Kopenhagen 1921.

[3]) Cf. also Tacitus Ch. XVII where the housebuilding of the Teutons is described: Some parts of the houses built of rough timber are covered with a kind of *clay* "which is so pure and glaring that it resembles to painting and decorations with colours."

dise. A certain Gudmund is his tempter. Now this Gudmund reappears in one of the many tales of the *Flateyarbók.* In the tale of Nornagesti where that defender of the Christian faith, King Olaf Trygvason, plays an important part, there is the following sentence: "A þui are komu ok til hans þeir menn er Grimar hetu ok voru sendir af Gudmund af Glasisuollum".[1]) The same king also recurs in the *Hervararsaga*[2]): "Guðmundr hét konungr í Jǫtunheimum; hann var blótmaðr mikill; bœr hans hét à Grund [which certainly has some connection with Jǫrmungrund, the underworld. Author's comment], enn heraðit á Glasisvǫllum", while another version has it: "enn heradid Glæsiswællir." The notion of paradise creeps in in the following words: "at í hans ríki se Odáinsakr; enn hverr er þar komr hverfr af sótt ok elli ok má eigi deyja". This placename Odáinsakr is nothing but Udænssaker in Saxo, where it is translated Ager Immortalium, and most probably the same as Undensakre in Saxo's rendering of the Hamlet saga: King Viglet's chieftain Fialler is defeated by Amlethus and flees to Undensakre "a place of which nobody can tell", as Saxo himself adds.

The word Glasisvǫllr is strangely enough found in the ON. *glérhiminn*, the heaven of glass, i. e. the shining heaven, which is a paradise whereto heroes ride. Saxo, and his successors as storytellers, were Christians and placed the mythology of the Viking Age in the underworld; hence the somewhat startling position of a paradise. The reverse may also happen. Eduard Norden[3]) has shown how heathen and Christian notions mingled in the writings of the early patriarchs: Purgatorium, „der in den Kreisen platonisierender Hellenen geläufige Begriff ist von der platonisierenden christlichen Theologie übernommen worden." So it was here, too, and the learned Saxo knew possibly Virgil's arva ultima, "hic locus est, partis ubi se via findit in ambas", i. e. to the right Elysium and to the left Tartarus.

Concluding, the Glasisvǫllr means the Glittering Plain, another name for Paradise which fits in very well with special regard to the Christian notion of the shining Jerusalem, having

[1]) Flateyarbók I, 347, Christiania 1860.

[2]) Ed. Jon Helgason, Copenhagen 1924.

[3]) P. Vergilius Maro Aeneis Buch VI. Leipzig 1916, p. 5f. of the introduction.

become incorporated in Paradise. The green realms of the gods are also glittering.

* * *

To return to Ritter. In Anglia 33, p. 467 f. he refers to some charms against bewitched lands[1]), where one runs: "erce. erce. erce. eorþan modor. ȝeunne þe se alwalda ece drihten". Now, if *eorxna* (in *neorxnawang*) has something to do with *erce*, why does not breaking occur in this word as well as in *eorþe*? It would be then that *erce* was an Anglian word[2]), but with the exception of *erexna* in the Rushworth glosses[3]) breaking always occurs in *eorxna*. This is rather strange.

Neorxnawang, according to Leitzmann[4]), is recorded in Gen. 171, 208, 217, 854, 889, 929, 944, 1924; Andreas 102; Elena 755; Heiligenkal. 151; Christ 1391, 1406; Guthlac 799; Phoenix 397; and the various forms according to Grein, are: *neorxnawang* (*-wong*), so generally; *neorxena wang; nerxna wong; neorhsna wong; neirxna wong; erxena wong.* Everything points to the conclusion that the word appears in a rather corrupt state. Already the initial *n* from a preceding preposition proves this.

The other argument that *neorxnawang* should be a relict from the heathen Anglo-Saxons appears to me quite unnecessary, unless one starts from *erce.* The radiancy of Paradise seems to be a Christian invention. Mac Gillivray[5]), who surprisingly enough does not include *neorxnawang* in his vocabulary, has nevertheless enumerated quite a number of OE. words equivalent to Latin or Greek Biblical expressions, names or words. Thus, pharisee is rendered *sunder-hālga*; sadducee *riht-wīsend*; patriarch *hēah-fæder, eald-fæder*; apostle *ǣrendwreca*; &c. No doubt the first missionaries wanted to be quite explicit in their preaching to the natives, just as to-day missionaries in some remote parts of the world accept *sky pilot* as their title, or preachers to the Esquimaux talk about God's seal instead of God's lamb. The Christian character of *neorxnawang* is universally recognized. Even in the Phoenix[6]), where the theme

[1]) Leechdooms I, 402.
[2]) Cf. Wright, OE. Gr. § 85, note 2.
[3]) Grein registers *erxena*! [4]) P. B. B. 32, 60 ff.
[5]) Influence of Christianity, Halle 1902.
[6]) Ed. Gollancz, The Exeter Book I, p. 200.

is of heathen origin, *neorxnawang* as well as *wang* simplex indicate holiness. The beginning lines of the Phoenix betray a similarity with the description of Eden or of Paradise:

Hæbbe ic gefrugnen þætte is feor heonan
east-dælum on æþelast londa
firum gefræge nis se foldan sceat
ofer middan-geard mongum gefere
folc-agendra ac he afyrred is
þurh meotudes meaht man-fremmendum.
wlitig is se wong eall wynnum geblissad
mid þam fægrestum foldan stencum
ænlic is þæt iglond æþele se wyrhta
modig meahtum spedig se þa moldan gesette.
ðær bið oft open eadgum to-geanes
onhliden hleoþra wyn heofon-rices duru
þæt is wynsum wong wealdas grene
rume under roderum ne mæg þær ren ne snaw ...
wihte gewyrdan ac se wong seomað
eadig ond onsund is þæt æþele lond
blostmum geblowen beorgas þær ne muntas
steape ne stondað ...
v. 26 ac se æþela feld
wridað under wolcnum wynnum geblowen ...
v. 33 smylte is se sige-wong sun-bearo lixeð
wudu-holt wynlic ...
v. 78 on þam græs-wonge grene stondaþ
gehroden hyhtlice haliges meahtum
beorhtast bearwa ...
v. 393 habbaþ we geascad þæt se ælmihtiga
worhte wer and wif þurh his wundra sped
and hi þa gesette on þone selestan
foldan sceata þone fira bearn
nemnað *neorxna-wong* ...
v. 418 ... and *se halga wong*
þurh feondes searo fæste bityned
wintra-mengu. oþþæt wuldor-cyning ...
... eft on-tynde.

In the following verses the Eden just mentioned becomes Paradise and later on the shining Jerusalem is introduced (*in þære wlitigan byrig*; v. 666).

The contrast between the radiant Paradise and the dark world is also well worked out in Christ[1]), v. 1403 ff.

[1]) Ed. Gollancz, The Exeter Book I, p. 86.

ða þu of þan gefean · fremde wurde
feondum to willan feor aworpen
neorxna wonges wlite nyde sceoldes
ágiefan geomor-mod gæsta eþel
earg and únrót eallum bidæled
dugeþum and dreamum and þa bidrifen wurde
on þas þeostran weoruld ...

The general fault with the etymologies, however, lies in the field of sematology.[1]) How are we to explain that "the plain of the sons of the earth"; "the plain of the sons of Deathland"; "Söhne der Unterwelt"; *campus labore vacuus* (*ne* + *weorc*); *nympharum pratum*, starting from *neriscena* < *nar* = *vir*; OE. *nēo* + Goth. *rohsns*, the farm of the dead; *Neorh-suna*, analogous to ON. *Heljar-sinnar*, where *Neorh* represents ON. *Niǫrve*, a brother of Hel, the goddess of Hell; how are we to explain that all these rather austere expressions might stand for a shining Christian paradise? To combine the Hell of the heathen with the paradise of the new faith requires more of an early English missionary than can be expected, unless he was a fervent pacifist who wanted to disparage war and Walhall. It is true that Hel in ON. mythology need not be a place of the damned souls; Balder is going to live there. But, to early Christians, Hel and Níflhell fell together and became the abode of the damned ones. Ritter's reference to It. *abysso* has a counterpart in Brythonic *Annwfn* (*abyss*) but according to Hasting's Encyclopædia "*Annwfn* does not bear any likeness to these meanings of the word." Deathland is, as a matter of fact, translated 'on Campotanea', Ps. 77, 14; 'on Campo Tanaos', Ps. 77, 43, in OE.

Paradise, as it has been described, is a brilliant, wonderful place, shining with gold, silver and fine gems, where there is no death, no work (that's true), no sons or, for that matter, daughters of the *earth* or of the Underworld or of Hell. Consequently we require a translation into Old English much more akin to the Biblical sense.

* * *

There exists an Early Teutonic word embodying all the notions "radiant, shining, holy, noble, pure", and Torp[2])

---

[1]) See Leitzmann, P. B. B. 32, 60 ff.; Uhlenbeck, ib. 33, 185; Braune, ib. 40, 433 f.; Idg. Forsch. 48, 267.

[2]) p. 26; Brugmann l. c. p. 258; cp. § 178.

registers it as *erkna, erknia.* Gothic has it in *airkniþa* "Reinheit, gute Art", and in the negative sense *un-airkns* "unheilig, gottlos, lasterhaft". In ON. it appears in *jarknasteinn* "Edelstein" and in *jarteikn* "Wahrzeichen"[1]). OHG. has *erchan, erchen* "vorzüglich, recht, echt", and OE. registers it in *eorcnanstān, eorclanstān, eorcanstān* "Edelstein". Torp adds: „Wohl eigentlich glänzend, zur idg. Wurzel *arg* 'strahlen'".

n belongs to the stem. Torp prefers *eorcnanstan.* The alternating *n* and *l* (as in *eorclanstan*) can be explained as has done Kluge in his Nom. Stammbildungslehre ix, where the words OHG. *sliumo* and OE. *sneóme*, ODutch. *nôtil*, and OE. *nýten* are likewise compared.[2])

If we assume that this word **eorcan, *eorcnan* enters as an element in *neorxnawang*, how are we to explain the strange loss of the last *n*? I presume the oldest form to be **ercn*, later **eorcn*, whether in *wang* or *stan*: **eorcnstan, *eorcnwang.*[3]) That OE. words ending in vocalic *n*, in cpp. either threw away the *n* altogether or supported it by a vowel, is evident. Cf. *emnniht ... emniht*; *elnboga ... elboga*; *clǣnsian* (through metathesis) ... *clāsnian* (cf. even *clǣnsnian*). The word *wolcread* is an illustrating instance. Mollusc (shell-fish) is registered as *wolc, weoloc*, and the original cp. was *wolcread*, although later scribes interpolated an *n*: *wolc(e)nread*, and at the same time a supporting vowel *e.*[4]) The word *erkna, erknia*, appears only in *eorcanstan* (which is certain) and in **eorcnawang* and was, of course, liable to confusion. I assume that an *a* was put in as a supporting vowel, either before or after *n.* The word *eorcnanstan* would be a contamination just as in *clǣnsnian.* Note that *jarkna* in ON. *jarknasteinn* — which according to F. Jónsson is an OE. loanword — has no final *n.*

In this connection the ON. word *iartegn* "Wahrzeichen" should be considered, as its development shows the high age of the compound. Agreeing with Lidén, Adolf Noreen[5]) assumes

---

[1]) So Lidén, Noreen and Torp. F. Jónsson (l. c. p. 77) regards *jarknasteinn* as an OE. loanword.

[2]) Cf. also Noreen, Urgermansk Judlära, Upsala 1890, § 46, 2.

[3]) Bosworth-Toller (p. 715a) regards *neorxna* as a weak noun in gen. pl., which is clearly impossible; for *ercn-* cp. Brugmann § 41, p. 85.

[4]) Cf. Sievers, Ags. Gr. § 188, 2, Anm. 2; Orosius, ed. Miller, p. 26.

[5]) Aisl. Gr. § 281, 6.

as basis **iarktegn* (cf. an existing *iargtegn*) and originally **iark(n)tegn*, and consequently *n* as well as *k* have disappeared in this word. Regarding *wolcnread* it must be remembered that the scribes of Classical OE. were much interested in what is nowadays called the preservation of the mother tongue and in this respect even went too far. Typical instances of the same tendency are found with neo-latinizing Early MnE. grammarians cf. *debt* instead of *dette*, &c.; and in the present-day Irish.[1]) The final *n* in *eorcnan-* and *eorclan-* (sc. *-stan*) would easily be explained in this way.

In OE. personal names *ercn* occurs in *earconbercto, eorconberhti, erconbercti; eorcongotam; eorcenweald* (Bede), *ercinuald* (Liber Vite). These are to be compared with Förstemann's *Ercanbert*, etc.; *Ercangaud, Erkengoz; Erchanoald*, etc.[2]) But at about 700 *ercn* had certainly lost its meaning and become fossilized in OE.

My etymology of *neorxnawang*, therefore, is: the first *n* is paragogic, originating from a preceding preposition ending in *n*, sc. *on*; *eorxna* stands for **eorcna*; *wang* is the chosen word for cpp. where paradise or heaven enters as element. Sematologically the Glittering Plain, Holy Plain, is a fitting name for the OE. paradise.

Which explanation can we offer for *k* becoming *x* in *neorxnawang?* Assiduous readers of OE. religious tracts will agree that the name of Christ there appears written *XP* or *Xpist.* MnE. *Xmas* is wellknown. The former name of Norway's capital, Christiania, used to be shortened *Xania*, &c. In Gothic Christ is written *Xristaus*, i. e. the Greek letter for *k* is retained in this single word. I do not hesitate to infer that originally *x* was introduced in *neorxnawang* to represent *k* since Paradise was closely connected with Christ, who is the ruler of that realm. Gradually, in the course of centuries, the original **eorcnawang*, 'se halga wang', the Glittering, Holy Plain, became a cliché, incorporating a paragogic *n* as well. Thus, *neorxnawang*, being preserved by later manuscripts, became a shibboleth. The word belongs to OE. Christian poetry; early OE. prose retains *paradisus* and it is only rather

---

[1]) Cf. Osborne Bergin, Irish Spelling, Dublin 1911.

[2]) Altd. Namenbuch I, Bonn 1900, p. 457—58 ff.: "zu got. *airkns* ahd. *ercan*, ingenuus, genuinus."

late that *neorxnawang* appears in prose (Ælfric). But at that time its etymology was lost.

There are, however, some OE. orthographic tendencies towards $x = k$, such as *axse, ancxsumnys, ahxsian, oxsa*[1]), where, disagreeing with Sievers, one might point to x fulfilling the function of k. Whether the x in *Noxgaga, East* and *West Wixna*[2]) or in *Exsyringum*[3]) is k or not, I cannot say. c for q appears in the Epinal glosses: *gramen: cuiquae*, later *quiquae*; and in the name of *Cyriacus, Ciriacus*, for *Quiriacus*. Cf. also Orosius (Sweet) p. 2, 22 *Xerc[s]is*, p. 80 f. *Xersis, Xerse*.

To derive x from the Anglo-Saxon futhark is difficult. The Bewcastle cross (670 A. D.) preserves ᚷᛖᛋᛋᚢᛋ ᛤᚱᛁᛋᛏᛏᚢᛋ, Gessus Kristtus[4]); on the Ruthwell cross, however, Christ is spelt †ᛤᚱᛁᛋᛏ. This † is found as ᚼ in another drawing of the cross.[5]) On the Franks Casket (about 700 A. D.), read by Napier[6]) the rune carver in *ȝisȝraf* (: *ȝescrifan*) renders c with the rune ᚷ (g). But I prefer to explain x in **eorcnawang* as the interpolation of the Greek letter for k, the holiest letter of the holy language, acting as a magical sign in a word denoting the holiest place in Christendom. That magic and symbolism was common in the alphabets of Early Christianity as well as of Classical and Teutonic Antiquity[7]) is wellknown.

---

[1]) Sievers, Ags. Gr. § 209, Anm.; § 221, Anm. 3.

[2]) Birch, Cartul. Sax. I, p. 414, no. 297. — McClure, Brit. Placenames in their hist. setting, London 1910, p. 220, footnote, explains *Wixna* as ** Wicsœtna*.

[3]) In *Widsith*; most probably from a Latin shortening: 'ex syr.', meaning 'from Syria', which the scribe misunderstood.

[4]) The age of the Bewcastle and Ruthwell crosses is disputed owing to the discovery that the runic inscriptions know the velars ‹ᚷ› (g) and ᛤ (k), which Alcuin does not record in his runic alphabet and consequently are considered to be late. v. Friesen dates them after 900.

[5]) Vetusta monumenta quae ad rerum britannicarum, etc. London 1789.

[6]) An English Miscellany . . . to Dr. Furnivall, Oxford 1901, p. 374; cf. also Grienberger, Anglia 27, 437.

[7]) Cf. S. Agrell, Runornas talmystik, Lund 1927. — Cf. Plummer, in his edition of Bede, Oxon. 1896, p. lvi, § 14; see especially p. lxi footnote, where X (= 10) is explained not only as "the Decalogue", "Jesus", but also — important enough — *"the heavenly reward and rest"*, because of the *denarius*, which the labourers in the Lord's vineyard receive!

My hope is that my colleagues will agree that x is solved in the equation. Granted that the earlier etymologies are grammatically and phonetically more wellfounded (?), my etymology is more faithful to the actual meaning of the word. I may finish with a beautiful verse by Edna St. Vincent Millays:

Firm upon the solid rock
The ugly houses stand;
Come and see my shining palace
Built upon the sand.

Although I must admit that I am sure „my shining palace“ is more solid than the ugly houses.

Alsten, Sweden. Gösta Langenfelt.

EALHHILD.

Queen Ealhhild appears in two passages of the OE. poem *Widsith*. The second of these reads:

88 Ond ic wæs mid Eormanrice   ealle þrage;
þær me Gotena cyning   gode dohte:
se me beag forgeaf,   burgwarena fruma, . . .
97 ond me þa Ealhhild   oþerne forgeaf,
dryhtcwen duguþe,   dohtor Eadwines.
Hyre lof lengde   geond londa fela,
þonne ic be songe   secgan sceolde
hwær ic under swegle   selast wisse
goldhrodene cwen   giefe bryttian.

'And I was with Ermanric the whole time [i. e. throughout his reign]. There the king of the Goths was generous to me: he, lord of cities, gave me a ring, . . . and then Ealhhild, lordly queen of the host, daughter of Eadwine, gave me a second [ring]. Her praise went through many lands, when I was called upon to say in song where on earth I had best known a queen, adorned with gold, giving gifts.'

From this passage we learn that Ealhhild was (1) a generous and famous queen, and (2) daughter of a certain Eadwine. We may also infer that she was (3) the wife of Ermanric.[1] Her father is usually identified with the King Eadwine of the Longobards mentioned in l. 74 of *Widsith*, but since Ermanric flourished in the fourth century and Eadwine in the sixth, such an identification can hardly be maintained.

But Ealhhild is spoken of much earlier in the English poem. The passage reads:

5   He mid Ealhhilde,
fælre freoþuwebban,   forman siþe
Hreðcyninges   ham gesohte
eastan, of Ongle,   Eormanrices,
9 wraþes wærlogan.

[1]) Chambers (following Heinzel) makes this inference in *Widsith* pp. 21 ff. For a contrary view, see R. Much, ZfdA LXII, 128.

Chambers (p. 27) justly calls this passage the „heavy evidence“ that Ealhhild was Ermanric's wife. Its evidence is even heavier than Chambers thought — conclusive, indeed. The true weight of the passage has never been felt, because the words of the poet have always been misunderstood. Everyone seems to have taken it for granted that the scop accompanied or escorted Ealhhild from Ongel to the Gothic court. If so, Ealhhild was, no doubt, an Anglian princess, and she went to the home of Ermanric to be married to him. But Widsith, her supposed escort, was a Myrging, not an Angle, and the journey is represented as his first: in other words, he had had no previous experience in traveling. No such escort can safely be postulated for an Anglian princess on her wedding journey. If Widsith did any escorting, the princess put in his care must have been a Myrging. Moreover, it is hard to believe that Ealhhild was in truth an Anglian princess, married to the famous Ermanric, since in that case we should expect an English poet to make plain her English connexions and make more of her generally. Yet if we suppose her to be a Myrging (or a Longobard) princess, Ongel as the starting-point of her journey becomes enigmatic. A princess on her wedding journey must needs start from her father's hall. Past scholarship has therefore been unanimous in condemning the passage as confused, misplaced, corrupt or interpolated.

If however we rid the scop of the company of the princess, the difficulties of the journey are greatly lessened. We still do not understand why Widsith the Myrging set out from Ongel, but obviously such a starting-point would be possible enough for a Myrging *scop*, however impossible for a Myrging *princess*. Various explanations for Ongel as Widsith's starting-point have occurred to me, but since they are all purely conjectural I will not record them here. Suffice it to say that the difficulty over Ongel is not serious enough to justify us in rejecting the passage, if Widsith traveled without the princess.

The notion that Ealhhild was a fellow-traveler comes from the *mid* of l. 5, which is generally taken to refer to the *he* that precedes it. But this is not the only possible reference of the word: *mid* may refer to the *Hreðcyninges* of l. 7 with its variations *Eormanrices* (8) and *wærlogan* (9). If so, our passage is to be put into Modern English as follows:

'He [i. e. Widsith], from the east, from Ongel, sought out the home of the fierce treaty-breaker, the Gothic king, Ermanric, and the beloved peace-weaver Ealhhild.'

And since Ealhhild was *mid* Ermanric, she was his wife. On this interpretation, Ealhhild did no traveling. The scop sought her out, just as he sought out Ermanric. He sought out the two, king and queen, at their common home. Stylistically, *mid Ealhhilde* is a variation of *Hreðcyninges, Eormanrices* and *wærlogan*. But the poet likes variety. Instead of giving us a long string of genitives dependent on *hām*, he varies the monotony by using, once, a construction with *mid*.

Phrases in *mid* are not infrequent among the variations of OE. poetry. I have collected a few examples which may serve to support my interpretation of the *Widsith* passage. The examples fall under two heads. Under head No. I come the phrases in *mid* identical in meaning with the word or words of which they are variations; under head No. II, the phrases equivalent but not identical in meaning. Each head further falls into two sub-heads according to whether the phrase in *mid* comes before or after the word or words of which it is a variation. The examples follow:

Ia.

Beowulf 209 He mid Eotenum wearð,
on feonda geweald, forð forlacen

'he was betrayed into the power of his enemies the Euts.' Here *mid Eotenum* is a variation of *feonda*.

Andreas 220
Scealtu æninga mid ærdæge,
emne to morgene, æt meres ende
ceol gestigan

'thou shalt straightway in the morning, the early part of the day, at the sea's end, board ship.' Here *mid ærdæge* is a variation of *morgene*.

Andreas 265 us mid flode bær,
on hranrade, heahstefn naca

'the high-prow, the ship, bore us on the whale-road, the sea.' Here *mid flode* is a variation of *hranrade*.

Andreas 1074 him seo wen gelah,
syððan mid corðre carcernes duru
eorre æscberend opene fundon

'that hope deceived them, when the angry warriors, the troop, found the doors of the prison open.' Here *mid corðre* is a variation of *æscberend*.

Christ and Satan 82 hefde me dream mid Gode,
micelne for Meotode,

'I had great joy before the Creator, God.' Here *mid Gode* is a variation of *Meotode.*

Ib.

Beowulf 126
Da wæs on uhtan, mid ærdæge,
Grendles guðcræft gumum undyrne

'Then, at dawn, the early part of the day, Grendel's war-strength was not hidden from men.' Here *mid ærdæge* is a variation of *uhtan.* The same variation appears in *Elene* 105 and in *Andreas* 235 and 1388.

Beowulf 2917
elne geeodon mid ofermægene
þat se byrnwiga bugan sceolde

'they brought it about by strength, superior strength, that the mailed warrior had to fall.' Here *mid ofermægene* is a variation of *elne.*

Christ 121 þe on frymðe wæs Fæder ælmihtgum
efenece, mid God

'[the Word], who at the beginning was coeternal with the Father almighty, God.' Here *mid God* is a variation of *Fæder.*

Christ 224 Þæt wæs, þara þinga þe her þeodacynn
gefrugnen, mid folcum

'that was, of those things that the people, the folk, here learned.' Here *mid folcum* is a variation of *þeodacynn.*

Christ 1085
beacna beorhtast, blode bistemed
Heofoncyninges, hlutran dreore,
biseon, mid swate

'the brightest of beacons [i. e. the rood], bedewed, moistened with the blood, gore, blood of the King of Heaven.' Here *mid swate* is a variation of *blode* and *dreore.*

Elene 576 gif ge þissum lease leng gefylgað,
mid fæcne gefice

'if ye hold longer to this lie, deceitful fraud.' Here *mid fæcne gefice* is a variation of *lease.*

Elene 819 Læt me, mihta God,
on rimtale rices þines,
mid haligra hlyte, wunigan

'Let me, O God of hosts, dwell in the number of thy kingdom, the number of the saints.' Here *mid hlyte* is a variation of *rimtale.*

Elene 1023 heo þa rode heht
golde beweorcean ond gimcynnum,
mid þam æðelestum eorcnanstanum

'she commanded that the rood be adorned with gold and gems, the noblest precious stones.' Here *mid eorcnanstanum* is a variation of *gimcynnum.*

Exodus 63 Heht þa ymb twa niht tirfæstne hæleð,
siððan hie feondum oðfaren hæfdon,
ymbwicigean werodes bearhtme,
mid ælfere, æthanes byrig

'[God] then bade the glorious hero [i. e. Moses], after two days, after they had escaped from the enemy, to besiege the stronghold of Etham with the tumult of the host, the whole host.' Here *mid ælfere* is a variation of *werodes.*

IIa.

Beowulf 2034
þonne he mid fæmnan on flett gæð,
dryhtbearn Dena, duguða biwenede

'when he goes to the hall, the warriors of the Danes, the well-cared-for champions and the virgin.' Here the four variations are not all identical in meaning, but they are equivalent, since they are components of the same thing, viz., the Danish court, and the point of the passage is simply that Ingeld went to this court. In other words, *mid fæmnan* is a variation of *flett, dryhtbearn* and *duguða.*[1])

Christ 460 Sona wæron gearwe
hæleð mid Hlaford to þære halgan byrg

'Straightway the disciples were ready for the holy city and the Lord.' Here *mid Hlaford* is a variation of *byrg.*

Andreas 809
secan mid sybbe swegles dreamas

'to seek the joys of heaven and peace.' Here *mid sybbe* is a variation of *swegles.*

Christ and Satan 300
Onlucan mid listum locen Waldendes

'Let us disclose the arts and the secret of the Lord.' Here *mid listum* is a variation of *locen.*

Juliana 652 Ge mid lufan sibbe,
leohte geleafan, to þam lifgendan
stane stiðhydge staþol fæstniað

'Ye stout-hearted ones, make firm the foundation on the living stone of peace and love, of faith and light.' Here *mid lufan* is a variation of *sibbe,* and (*mid*) *leohte* is a variation of *geleafan.*

IIb.

Beowulf 194
þæt fram ham gefrægn Higelaces þegn,
god, mid Geatum

'Higelac's retainer, the excellent man, learned that from home, Geatland.' Here *mid Geatum* is a variation of *ham.*

---

[1]) That OE. *fæmne* means 'virgin' not 'woman' or 'wife', has been shown by Pedersen in his recent paper in the *Jespersen Miscellany* (1930), pp. 55 ff.

Beowulf 1649

egeslic for eorlum ond þære idese mid

'[Grendel's head was brought], the horrible thing, into the presence of the warriors and the lady.' Here *idese mid* is a variation of *eorlum.*

Beowulf 1705 Eal þu hit geþyldum healdest,

mægen, mid modes snyttrum

'Thou holdest it, strength, altogether in steadfastness and prudence of spirit.' Here *mid snyttrum* is a variation of *geþyldum.*

Beowulf 2377

hwæðre he hine on folce freondlarum heold,
estum, mid are

'yet he supported him among the people by friendly counsels, favors and help.' Here *mid are* is a variation of *freondlarum* and *estum.*

Christ 405 a þin dom wunað

eorðlic, mid ældum, in ælce tid,
wide geweorþad

'Always, at all times, thy judgement is widely honored on earth, among men.' Here *mid ældum* is a variation of *eorðlic.*

Christ 410 Sie þe in heannessum

ece hælo, ond in eorþan lof,
beorht, mid beornum

'Eternal glory be to thee in the highest, glorious one, and praise on earth, among men.' Here *mid beornum* is a variation of *eorþan.*

Phoenix 7 Wlitig is se wong eall, wynnum geblissad,
mid þam fægrestum foldan stencum

'Fair is all the field, gladdened with delights and the sweetest odors of earth.' Here *mid stencum* is a variation of *wynnum.*

Exodus 244

hu in leodscipe læstan wolde
mod mid aran

'how courage and honor would last among the people.' Here *mid aran* is a variation of *mod.*

Exodus 457 ac behindan beleac

wyrd mid wæge

'but behind, fate and the sea barred the way.' Here *mid wæge* is a variation of *wyrd.*

The foregoing list of examples is by no means exhaustive. It may suffice, however, to show that my reading of *Widsith* 5 ff. is consistent with OE. poetic style. The parallel with *Beowulf* 2034 f. is particularly instructive. In both passages the woman in the case is set off from the other three variations by a phrase in *mid* which follows immediately upon a subject *he.*[1])

[1]) For the *Beowulf* passage see also *Modern Philology* XXVII, 259, and Kock's discussion in *Anglia* XLVI, 174 ff.

We may conclude, then, with a good deal of confidence, that Ealhhild was the wife of Ermanric. Her supposed identity with the Sunilda of Jordanes remains to be considered. The only relationship which I can find between Ealhhild and Sunilda lies in the fact that their names have in common a second element *-hild.* Sunilda was not the wife of Ermanric, but belonged to the *Rosomonorum gens infida.* She was put to death by Ermanric because of the treachery of her husband; Ealhhild, on the contrary, was beloved and happy, if *Widsith* is any guide. The English poet does not give us the slightest indication that Ermanric's wife suffered ill treatment. We are told, it is true, that Ermanric was a breaker of covenants, but his faithlessness, whatever it may have been, can hardly be brought to bear on the Sunilda story, according to which the faithlessness was on the part of the Rosomoni, not Ermanric. A wedding journey figures prominently in the Scandinavian version of the Sunilda story, and I suspect that the supposed mention of the wedding journey of Ealhhild in *Widsith* had something to do with the identification of the two women in the minds and writings of various philologists. But we have seen that in fact *Widsith* does not include a reference to the wedding journey of Ealhhild, or indeed to any journey at all of hers. She appears at Ermanric's court, and nowhere else. In view of all these discrepancies, combined with a total want of correspondences, we must reject an identification which as late as 1912 could be set down as „probable enough."[1])

[1]) R. W. Chambers, *Widsith* p. 28.

Baltimore, U. S. A. Kemp Malone.

STĀNBOGA IM BEOWULF.

Die schwierige Aufgabe, die vielerlei und auf den ersten Blick sich widersprechenden Angaben über die Behausung des Drachen im zweiten Teil des Beowulf zu harmonisieren, hat Schücking gelöst mit der Feststellung, es handle sich um eine Erdhöhle in einem felsigen Berg, zu der ein langer, felsiger Gang führe.[1]) Nur das Vorkommen des Wortes *stānboga* spreche einigermaſsen für die ältere Meinung, die zuletzt von Stjerna[2]) dahin modifiziert wurde, daſs die *stānbogan* als römische Gewölbebogen aufzufassen seien. Aber auch diese Einwendung überwindet Schücking mit einer neuen Interpretation: *stānbogan* bedeute soviel wie „Felskrümmungen", und dies „ist ein Ausdruck für 'Felsgang' und bezeichnet die Höhle".[3])

Das Wort *stānboga* kommt nur zweimal vor im Beowulf, und es fragt sich, ob nicht eine ganz andere Bedeutung angenommen werden muſs. Zunächst die Stellen:

2542 Geseah þā be wealle, sē-þe worna fela,
gum-cystum gōd, gūða gedīgde,
hilde-hlemma, þonne hnitan fēðan,
stondan stānbogan, strēam ūt þonan
brecan of beorge; wæs þǣre burnan wælm
heaðo-fȳrum hāt;

2715 Ðā sē æðeling gīong
þæt hē bī wealle wīs-hycgende
gesæt on sesse, seah on enta geweorc,
hū þā stānbogan stapulum fæste
ēce eorð-reced innan healde.

---

[1]) *Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache,* Heidelberg 1915, S. 74 f.

[2]) Englische Übersetzung von Hall, *Essays on Beowulf,* Coventry, Viking Club, 1912, S. 38.

[3]) A. a. O. S. 78.

Der Beowulf kennt das Wort *boga* nur im Kompositum; zweimal ist die Waffe gemeint (*flānboga, hornboga*), dazu erscheint *hringboga* 2561 und zweimal *stānboga*. Den allgemeinen Sinn von *boga* bezeichnen Bosworth-Toller mit 'anything curved'. Indessen muſs wohl die aktive Bedeutung eigentlich zugrunde liegen, „das was sich biegt", also auch personifiziert: „der sich Biegende". *hringboga* hat man schon immer auf den Drachen bezogen, *stānboga* ist der auf dem Felsen sich Schlängelnde, der Felskrümmer, also der Drache selbst! Man vergleiche zu dieser Bildung Komposita wie *mere-fara* 502, *mearcstapa* 103, 1348 und vor allem *lyftfloga* 2315, bei denen stets die Art der Fortbewegung und das Element, worin sie stattfindet, verbunden sind. Überdies ist *lyftfloga* ein Name für den Drachen, der auſserdem noch *gūðfloga* 2528, *ūhtfloga* 2760 und *wīdfloga* 2346, 2830 heiſst. Der Lindwurm ist das Tier, das sich auf dem Boden schlängelt und in der Luft fliegt: „was da kreucht und fleugt", mit Schillers Worten[1]); oder mit denen unseres Gedichts: 3043 *lyft-wynne hēold nihtes hwīlum, nyðer eft gewāt dennes niosan*[2]): er ist *lyftfloga ond stānboga*.

hringboga und *stānboga* (der „Ringgekrümmte" und die „Felskrümmung" nach Schücking) kommen mit nur 16 Zeilen Abstand voneinander vor. Auch deshalb liegt es nahe, beide Komposita als Variation für dasselbe Ding aufzufassen (wie die verschiedenen *-floga*-Verbindungen). Wenn *-boga* in zwei so verschiedenen Bedeutungen als Element eines Kompositums so dicht aufeinander verwendet würde, wäre es fast Wortspielerei. Aber vielleicht wird man auch *hringboga* jetzt etwas anders auffassen: nicht als „der zu einem Ringe sich biegende"[3]), sondern als „der Ringdrache, Schatzdrache, Schatzhüter", als

---

[1]) Vgl. Walter von der Vogelweide im Krönungsspruch 8, 28: *„swaȥ kriuchet unde fliuget."* Die alte Formel zur Zweiteilung des Tierreichs wird mit den zwei kenningar *stānboga* und *lyftfloga* auf das Zwittertier, den Flugdrachen, angewandt.

[2]) Übrigens scheint der Drache nur bei Nacht fliegen zu können oder zu wollen. Er macht bei dem (Tages)kampf mit Beowulf keinen Versuch, sich zu erheben und ihn von oben anzugreifen. Er heiſst *ūhtsceaða* und *ūhtfloga*, weil er nur nachts seine verheerenden Flüge unternimmt. Weiter: 2273 *nacod nīð-draca, nihtes flēogeð fȳre befangen*; 2832 *æfter lyfte lācende hwearf middel-nihtum*. Auch wartet er 2302 bis zum Anbruch der Nacht, ehe er seinen Vergeltungsflug beginnt. Vgl. 2211, 2782.

[3]) Ausgabe Heyne-Schücking, 13. Aufl., S. 222.

welcher er ja oft genug genannt wird.[1]) Parallele hierzu ist *hringsele* = die Gabenhalle, Ringhalle, wo die Baugen verschenkt werden. Der *hringboga* ist der Hüter des *hringsele*! Für diesen Bedeutungsansatz ist es allerdings nötig, daſs der Kompositionsteil *-boga* allein schon den Sinn „Drache“ hat. Der Drache wird noch dreimal als Krümmer bezeichnet: 2567 *þā sē wyrm gebēah snūde tōsomne*; 2569 *gewāt þā byrnende gebogen scrīðan*; 2826 f. *Bēah-hordum leng wyrm wōhbogen wealdan ne mōste.* Bei 2569 ist es zum mindesten möglich, *gebogen* substantivisch aufzufassen. Bei der dritten Stelle wird *wōhbogen* gewöhnlich als ‘krummgebogen’ aufgefaſst, weil man auch hier (wie bei *hringboga*) einen ersten Kompositionsteil für nötig hält, der den Begriff des Runden, Gekrümmten unterstützt. *wōh* heiſst „krumm“ oder „böse“, es kommt nur noch an einer Stelle vor im Beowulf: 1747 *wōm wundorbebodum* = mit den bösen (Wunder-)Geheiſsen. Setzen wir diese Bedeutung „böse“ auch bei der anderen Stelle ein und fassen *bogen* (= *gebogen* = *-boga*) auf als allein schon „Wurm“ bedeutend, so entspricht die Fügung *wyrm wōhbogen* ganz genau der Stelle 1259 *ides āglǣcwīf.*[2])

Schlieſslich lieſse sich vielleicht noch aus Folgendem eine Stütze für den Ansatz *boga* = Wurm gewinnen. Bosworth-Toller[3]) weisen auf das Vorkommen des Beinamens *Edwig boga* im *Cartularium Saxonicum.* Neben der Deutung „der bucklige Edwig“ wäre auch „Edwig Schlange“ denkbar, ähnlich dem berühmten nordischen Gunnlaugr Ormstunga.

Der erste Teil unseres Kompositums ist sehr einleuchtend: Der Lindwurm heiſst auch *eorðdraca* 2712, 2825; er hütet *stān-beorh stēapne* 2213; fünf weitere Stellen, die die Drachenhöhle und ihre Zugänge als felsig (*stān*) bezeichnen, hat schon Schücking gesammelt[4]). Die für unseren Zweck wichtigste ist 2288 *stonc þā æfter stāne,* ‘er hüpfte den Felsen entlang’. Dies ist geradezu eine aufgelöste Variation zu *stānboga*; die ruckartige, hüpfende, biegende, krümmende Art der Fortbewegung des Drachen wird anschaulich geschildert.

---

[1]) Er ist *hord-weard* 2302, 2554, 2593; *þāra māðma mundbora* 2779; *gold-weard* 3081; *frætwa hyrde* 3133 und *māðm-æhta wlonc* 2833.

[2]) Weitere Beispiele siehe Klaebers Ausgabe, 2. Aufl. 1928, S. 139.

[3]) Supplement 1921, S. 100/101.

[4]) Beow. 2288, 2540, 2553, 2557, 2744. Vgl. Schücking a. a. O. S. 75.

Die schmückenden Teile der Komposita richten sich meist nach der Situation: der Drache heifst *lēg-draca* 2333, 3040 und *fȳr-draca* 2689, wenn vom Feuerspeien die Rede ist, dagegen *stānboga* im betonten Zusammenhang mit seiner Behausung.

Es scheint, dafs man sich bisher den Weg zu der richtigen Deutung von *stānboga* hauptsächlich hat versperren lassen durch die anord. Parallele *steinbogi*, auf die auch Bosworth-Toller hinweisen und die tatsächlich „Steinbogen, Gewölbe“ heifst. Schücking ist zuerst entschieden von dieser Erklärung abgewichen, und er weist auch in anderem Zusammenhang[1]) darauf hin, dafs es methodisch nicht immer richtig ist, die Bedeutung des etymologisch gleichen Wortes aus einer anderen Sprache heranzuziehen. Zudem war die bisherige Übersetzung vielleicht allzusehr vom Zusammenhang verursacht, weil da gerade von Berg und Höhle die Rede ist. Was erreicht werden kann, wenn man sich vom unmittelbar benachbarten Text freimacht in der Interpretation, zeigte z. B. Klaebers Neuerklärung von *gifstōl* 168, wo vorher von der Halle Heorot gesprochen wird und deshalb niemand an den himmlischen Thron dachte.[2])

Wie aber verträgt sich unsere neue Deutung mit dem Zusammenhang der zwei Stellen? Zunächst die erste: Beowulf hat in drei sich steigernden Reden Abschied genommen von seinen Mannen, schwer gerüstet wagt er die einsame Fahrt, eine epische Vorausdeutung (2420 ff.) wirft den Schatten eines tragischen Ausgangs voraus. Er steigt hinab zum Fufs der Klippen und erspäht — einen Steinbogen! Und dieser Anblick versetzt ihn in solchen Zorn, dafs er laut aufschreit. Nein gewifs nicht! Er sieht den Drachen selbst, und mit einem Kriegsruf fordert er ihn zum Kampf heraus. Klaeber sagt uns[3]), dafs es der Dichter bei aller Weitschweifigkeit wohl verstehe, in Augenblicken der Entscheidung in knappen Sätzen die Handlung fortzuführen. Die Anticlimax, dafs Beowulf hier nur den Eingang der Höhle sieht, dürfen wir ihm nicht zutrauen.

[1]) A. a. O. S. 81.

[2]) Methodisch ähnlich Schücking zu Beow. 445; Ausgabe S. 110.

[3]) A. a. O. S. LXIX.

Dafs Beowulf den Drachen *stondan* sieht — da er doch scheinbar keine Beine hat — ist vielleicht eine Schwierigkeit. 3082 wird *licgean* gebraucht. Jedoch gibt Schücking die Bedeutung ganz allgemein „in einer bestimmten Lage verharren, sich befinden“[1]) und benötigt auch diese unscharfe Übersetzung für seine Auslegung *stānbogan* = Höhle. Zudem vermag der Drache heftig anzustürmen (*rǣsan* 2690) und zu eilen (*scyndan* 2570, allerdings bildlich gebraucht), so dafs man ihm das Stehen schon zutrauen darf. Der Dichter hat häufig recht unklare Vorstellungen, oder vielmehr hat gar nicht die Absicht, realistische Darstellungen zu geben; das ist schon oft gesagt worden. Läfst er doch sogar die Fische auf dem Meeresgrund ihren Schmaus „umsitzen“ (564)! Und ist unser Drache nicht ein *syllīc wiht?*

Nun aber die Quelle. Denn es fliefst (nach der früheren Anschauung) ein heifser Born aus dem Steintor der Höhle Schücking[2]) benutzt auch diesen Zug für seinen Nachweis, dafs es sich nicht um ein künstliches Grabgewölbe, um Architektur handeln kann, sondern nur um eine natürliche Höhle. Dafs er eine „heifse Quelle“ annimmt, will nicht recht einleuchten. Die Worte 2546 f. *wæs þǣre burnan wælm heaðofȳrum hāt* besagen deutlich, dafs das Wasser erst durch das Drachenfeuer erhitzt wird. Mit dieser Einschränkung könnte die alte Erklärung von *burne* auch bestehen bleiben, wenn man *stānboga* = Felsdrache auffafst, da *þonan* auch von Personen gebraucht wird[3]): die Quelle bricht dort aus dem Berge, wo der Drache liegt. Aber die Annahme einer Quelle an dieser Stelle ist überhaupt ein Übel und wurde schon immer als Schwierigkeit empfunden. Die Drachenburg wird an mehreren Stellen beschrieben und die einzelnen Teile der Beschreibung kehren wörtlich oder in Variation wieder. Nur von der Quelle hören wir sonst nirgends[4]), auch nicht bei den zwei Gängen, die Wīglāf in die Höhle unternimmt. Schon das mufs stutzig machen.[5])

---

[1]) Ausgabe S. 270. Als Beispiel diene 2271, wo *opene standan* ganz wie im nhd. für „sich offen befinden“ gebraucht wird.

[2]) A. a. O. S. 74. [3]) Beow. 111, 1265, 1960, 2140.

[4]) Es sei denn, man will aus 2722, 2791 und 2854 einen solchen Hinweis herauslesen.

[5]) Das Folgende möchte als Vermutung, nicht als Behauptung gelesen werden.

Es fragt sich daher, ob nicht 2545 *strēam* als direkte, wenn auch sehr kühne Variation zu 2549 *dracan lēg* aufgefaſst werden muſs, wozu sich dann ein paar Zeilen weiter noch 2556 ff. stellt: *From ǣrest cwōm oruð āglǣcean ūt of stāne, hāt hilde-swāt.* Der Drache speit Feuer und Gift. Zwar ist nirgends der flüssige Charakter seines Hauches so betont wie in den hyperbolischen Worten *strēam* und *burne*, doch lassen sich einige Stützen dafür finden. 2522 f. spricht Beowulf seine Befürchtung aus: *ac ic þǣr heaðu-fȳres hātes wēne, oreðes and attres.* Gering übersetzt hier „giftiger Anhauch", Gummere „poisonous breath", aber 2715, wo *attor* noch einmal vorkommt, heiſst es deutlich "flüssiges Gift". 2839 heiſst der Drache *attor-sceaða*, der Giftspeier[1]), so wie anderwärts *līgdraca*, der Feuerhaucher. Jedoch hat der Dichter die Begriffe feuriger Hauch und flüssiges Gift ineinander übergehen lassen: 2582 [*draca*] *wearp wæl-fȳre; wīde sprungon hilde-lēoman.* Er wirft das Feuer, die Flammen springen, beides Ausdrücke, die auf eine festere Substanz als den bloſsen Atem hinweisen. Der einzige andere Fall, wo *weorpan* im Beowulf in ähnlicher Bedeutung verwandt wird, ist 2791: Wīglāf bringt den bewuſstlosen Beowulf wieder ins Leben zurück durch *wæteres weorpan.* Daſs der Ausdruck *weallan* dreimal gebraucht wird, hat vielleicht weniger Beweiskraft, da es auch vom Wogen der Brust durch Erregung gesagt wird: 2780 f. *līg-egesan wæg … hioro-weallende,* den Feuerschrecken trug er, der Kampfwallende.[2]) — 2881 f. *fȳr unswīðor wēoll of gewitte.* — 2593 *hreðer ǣðme wēoll.*[3]) Schlieſslich gehören noch hierher 2671, wo der Drache als *fȳr-wylmum fāh* geschildert wird, und *bryne-wylm* 2326 (Entsprechungen also zu 2546 *burnan wælm*), und endlich 2672 *līg-ȳð.* Kann also der Feueratem als Woge, als Kampfschweiſs und als Gift konzipiert werden, so liegen auch *strēam* und *burne* nicht mehr allzu fern.[4]) End-

---

[1]) Vgl. 2312 *ongan glēdum spīwan.*

[2]) Wenn Heyne-Schücking, Ausgabe S. 217 „kampflodernd" geben, so ist das schon Interpretation, nicht Übersetzung.

[3]) Dasselbe gilt für *ǣðm* = Schnaufen. Unsere Ausdeutung ist „Atem" = Feuer und Gift.

[4]) Eine Doppelformel (*oreð and attor* entsprechend) hat auch Hartmanns *Iwein* 3843: *diu hitze unde der stanc,* von flüssigem Gift ist dort allerdings keine Rede.

gültig beweisend sind alle diese Stellen nicht, immerhin machen sie Schückings Bemerkung[1]) zweifelhaft: „Heiſst doch 'swāt' in allen Fällen entweder 'Schweiſs' oder 'Blut', Beowulf 2558 in der Zusammensetzung 'hilde-swāt' ist es dagegen offenbar von der Hitzeausstrahlung des heranstürmenden Drachen gebraucht." Unsere Erklärung beseitigt diese Anomalie, denn für uns ist gerade die gewöhnliche Bedeutung passend: *swāt* Schweiſs; *hilde-swāt* = der Kampfschweiſs, das zum Kampf ausgeschiedene Gift.

Man könnte einwenden, daſs es sich nicht mit dem weiteren Zusammenhang verträgt, daſs der Drache schon 2545 erblickt wird, und daſs schon hier der Feuer- und Giftstrom erwähnt wird. Denn 2556 heiſst es ausdrücklich: zuerst kam der Atem des Ungeheuers aus dem Fels, und 2569 kommt der Drache selbst heran. Aber wir sind an solche Wiederholungen bei unserem Dichter gewöhnt.[2]) Die Zeilen 2556/58 müssen als Variation von 2545/47 aufgefaſst werden. Wenn der Drache erst 2569 zum Angriff schreitet, so schlieſst das nicht aus, daſs er 2542 schon gesehen worden ist. Beowulf mit seinem fast überfeinerten Kriegerethos (er entschuldigt sich 2518, daſs er Waffen trägt! vgl. 677) will den Drachen nicht beschleichen, sondern fordert ihn durch seinen Ruf zum Zweikampf heraus. Überdies ist zu bemerken, daſs der Drache Beowulf nicht nur hört (2554 *oncnāwan*), sondern auch schon sehen muſs, noch ehe sein Herauskommen ausdrücklich festgestellt wird (2569). Denn wie könnte es den beiden sonst schon 2564 f. voreinander Angst sein?[3])

Etwas schwieriger verhält es sich mit der zweiten Stelle 2715 ff. Denn hier müssen wir eine Emendation vornehmen: bei *stānbogan* ist das *n* zu streichen, so daſs der nom. sg. dasteht. *þā* ist nicht als Artikel, sondern als das adverbiale Füllwort aufzufassen. Im übrigen ist der Passus aus dem Vergleich mit zwei Parallelstellen zu verstehen:

---

[1]) A. a. O. S. 60.

[2]) Vgl. Klaeber, Ausgabe S. LXVI: 'The repetitions in the telling of the story;' vgl. ebenda S. LXIX. — Ein besonders eindringliches Beispiel ist die dreifache Ankündigung des Herannahens von Grendel: 702, 710, 720.

[3]) Will man einwenden, man dürfe dem Dichter so genau nicht auf die Finger, vielmehr Zeilen, sehen, so kommt dies natürlich auch der neuen Auslegung zugute.

2410 ff. eorð-sele ... Sē wæs innan full
wrǣtta ond wīra. Weard unhīore,
gearo gūð-freca gold-māðmas hēold
eald under eorðan.

2756 ff. Geseah þā ...
gold glitinian grunde getenge,
wundur on wealle ond þæs wyrmes denn,
ealdes ūhtflogan.

Zunächst einmal wird ganz klar, warauf sich *ēce* 2719 bezieht: nicht auf das Erdhaus, sondern auf den Drachen, *stānboga*. Dieser wird an beiden Parallelstellen und auch anderwärts[1]) als der Alte bezeichnet. Schückings Arbeit[2]) verdanken wir die richtige Interpretation von 2717 *enta geweorc* als auf die Goldschätze zu beziehend, und von *seah* als 'er wollte betrachten', nicht: 'er blickte auf'. Unsere Stelle heiſst also: „er wollte das Werk der Riesen betrachten, und wie der alte Drache die Höhle innen gehütet habe." Die früheren Interpreten schrieben dem todwunden Beowulf ein merkwürdiges Interesse für Architektur und Probleme der Statik zu.[3]) Das ist so absurd, daſs Gering sowohl als Gummere ihre Übersetzungen an dieser Stelle sehr frei gestalten. Was dem alten Krieger am Herzen liegt, ist vielmehr: die Schätze zu sehen, und wie sie der Drache bewacht habe. Ebenso wie Grendel 115 erkundet, wie sich die Dänen in Heorot eingerichtet haben, so möchte Beowulf nach dem Kampfe sehen, wie der Drache sich in der Höhle zur Verteidigung gerüstet hat.[4]) — Zug um Zug entspricht 2410 ff. unserer Stelle 2715 ff.: der Drache ist der Hüter (*healdan*) von Schatz und Höhle[5]), er ist alt, und Drache wie Hort liegen *innan*.

Für die Konstruktion *innan healdan* mit persönlichem Subjektv ergleiche man noch 2343 *sē wyrm ... þēah-þe hord-welan hēolde lange*, und besonders 3058:

---

[1]) 2278 *Swā sē þēod-sceaða þrēo-hund wintra hēold on hrūsan hord-ærna sum.* — 2271 *eald ūhtsceaða.* — 2277 *wintrum frōd.* — 3082 *lēte hyne* [*dracan*] *licgean, þær hē longe wæs.*

[2]) a. a. O. S. 78—81.

[3]) Heyne: „wie die Felsenbogen das ewige Erdhaus von innen hielten."

[4]) Vgl. 2322 *beorges getrēowde, wīges ond wealles.*

[5]) Vgl. 2278 (zitiert Anm. 1); 2304 *beorges hyrde*; 2524, 2580 *beorges weard.* — Für die Schatzhüter-Stellen vgl. oben S. 275 Anm. 1. — 2826 *bēahhordum leng wyrm wōhbogen wealdan ne-mōste.*

þā wæs gesȳne, þæt sē sīð ne-þāh
þām þe unrihte inne gehȳdde
wræte under wealle. Weard ǣr ofslōh
fēara sumne.[1])

Auch bei diesem zweiten Vorkommen von *stānboga* betrachten wir es als eine starke Stütze für die neue Deutung, dafs alle früheren Interpretationen eine neue, sonst nirgends im Gedicht wiederholte Aussage enthielten, während wir auf eine Fülle von Stellen hinweisen konnten, die denselben Sinn und sehr ähnlichen Wortlaut haben. Gleich die erste Einführung des Drachen lautet: 2211 ff. *draca ... sē-þe ... hord beweotode ... stān-beorh stēapne*, und *stānboga ... eorð-reced innan healde* ist eine engverwandte Variation davon.

Endlich ist darauf hinzuweisen, dafs Schatz und Höhle stets im Zusammenhang mit dem Drachen konzipiert werden, es handelt sich um den *wyrm-hord* (2221), denn der Lindwurm *warað hǣðen gold* (2277). Nur aus dem Vergleich mit Stellen wie 2412 und 2717 (in unserer Deutung) gewinnt die ausdrückliche Feststellung ihren Sinn: 2771 *næs þæs wyrmes þǣr onsȳn ǣnig*, und 3127 *orwearde ǣnigne dǣl secgas gesēgon on sele wunian, lǣne licgan.*

Noch fehlt die Erklärung von *stapulum fæste.* Auch dafür gibt uns die Parallelstelle 2756 den richtigen Hinweis. Wir fassen *enta geweore* als acc. pl. und beziehen *fæste* darauf[2]): die Schätze liegen fest auf den Felsblöcken, so wie 2758 *gold ... grunde getenge* und 2765 *gold on grunde.* Für *fæst* mit dem Dativ im Sinne von „fest auf etwas" vergleiche 2900 *Nū is ... dryhten Gēata dēað-bedde fæst.*

---

[1]) Mit Gering und ten Brink ist der Drache als der Hüter 3059 anzunehmen.

[2]) Und zwar den acc. pl. neutr. des Adjektivs, nicht das Adverb. Vgl. Sievers, *Ags. Grammatik*, § 293, 3. Dafür findet Klaeber ein Beispiel im Beow. 1615: *fāge* (Ausgabe S. LXXXVIII).

CAMBRIDGE. HEINRICH HENEL.

SHAKESPEARE UND TERENZ.

Die Spuren der Bekanntschaft Shakespeares[1]) mit den Komödien des Terenz[2]) sind in vielen Fällen so augenscheinlich, dafs dem englischen Dramatiker der Inhalt der Schauspiele des römischen Komikers zweifellos sehr gut bekannt gewesen sein mufs. Wir wollen versuchen, diese Behauptung zu erhärten.

Vor allem hört man teilweise den Widerhall der Vorspiele des Terenz in den Schlufsworten der Chorgesänge in „Romeo und Julia“ und „König Heinrich V.“, und auch in der lakonischen Ansprache Pucks an die Zuschauer am Ende des „Sommernachtstraums“.

Romeo and Juliet (13—14):

The which if you with patient ears attend,
What here shall miss, our toil shall strive to mend —

vgl. Andr. prol. 24 sqq.:

Favete, adeste aequo animo et rem cognoscite,
Ut pernoscatis, equid spei sit relicuom:
Posthac quas faciet de integro comoedias,
Spectandae an exigendae sint nobis prius.

King Henry V. (33—34):

Who prologue-like your humble patience pray,
Gently to hear, kindly to judge, our play —

vgl. Eun. prol. 44 sq.:

Date operam, cum silentio animum attendite,
Ut pernoscatis, quid sibi Eunuchus velit.

A Midsummer-Night's Dream (60—61 u. 68):

Gentles, do not reprehend:
If you pardon, we will mend
— — — — — — — — — — — — — —
Give me your hands —

---

[1]) The Complete Works of William Shakespeare, ed. by W. J. Craig. Oxford 1912.

[2]) P. Terentii comoediae ed. Fr. Umpfenbach. Berolini 1870.

vgl. Phorm. prol. 30 u. 34:

Date operam, adeste aequo animo per silentium,
— — — — — — — — — — — — — —
Bonitasque vestra adiutans atque aequanimitas —

vgl. Andr. 981; Hec. 880; Ad. 997 = plaudite; Eun. 1093; Ht. 1067; Phorm. 1055 = vos valete et plaudite.

Weiterhin zeigt Shakespeare eine gründliche Kenntnis der Typen des Schmarotzers und des prahlerischen Soldaten, die er wahrscheinlich dem „Eunuchus“ des Terenz entlehnte. So z. B. kann man nicht umhin, in der Szene der Begegnung des Antipholus von Syrakus (The Comedy of Errors) mit den Freunden des Antipholus von Ephesos auf dem Platze, wo die letzteren auf jede Weise ihre Sympathie für Antipholus kundgeben, eine Parodie auf die Stelle des „Eunuchus“ zu erblicken, in welcher der Schmarotzer Gnatho erzählt, wie er auf dem Markt von den Markthändlern, seinen alten Bekannten, aufgenommen wurde:

Akt IV, Sz. 3 (1—6):

There's not a man I meet but doth salute me,
As if I were their well acquainted friend;
And every one doth call me by my name.
Some tender money to me; some invite me;
Some other give me thanks for kindnesses.
Some offer me commodities to buy . . . —

vgl. Eun. 255- 259:

Concurrunt laeti mihi obviam cuppedinarii omnes:
Cetarii, lanii, coqui, fartores, piscatores,
Quibus et re salva et perdita profueram et prosum saepe:
Salutant, ad cenam vocant, adventum gratulantur.

Ferner erinnert die Charakteristik, welche Jago von verschiedenen Typen dienstbeflissener Leute gibt, sehr an die Worte desselben Gnatho über die verschiedenen Abarten der Parasiten:

Othello Akt I, Sz. 1 (43—55):

We cannot all be masters, nor all masters
Cannot be truly follow'd. You shall mark
Many a duteous and knee-crooking knave,
That, doting on his own obsequious bondage,
Wears out his time, much like his master's ass,
For nought but provender, and when he's old, cashier'd;
Whip me such honest knaves. Others there are
Who, trimm'd in forms and visages of duty,

Keep yet their hearts attending on themselves,
And, throwing but shows of service of their lords
Do well thrive by them, and when they have lin'd their coats
Do themselves homage: these fellows have some soul;
And such a one do I profess myself —

vgl. Eun. 244—253:

„At ego infelix neque ridiculus esse neque plagas pati
Possum" „quid? tu his rebus credis fieri? tota erras via.
Olim isti fuit generi quondam quaestus apud saeclum prius:
Hoc novom est aucupium: ego adeo hanc primus inveni viam.
Est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt,
Nec sunt: hos consector: hisce ego non paro me ut rideant,
Sed eis ultro adrideo et eorum ingenia admiror simul:
Quidquid dicunt, laudo: id rursum si negant, laudo id quoque:
Negat quis: nego; ait, aio; postremo imperavi egomet mihi
Omnia adsentari, is quaestus nunc est multo uberrimus."

Hier dürfte es am Platze sein, sich auch der Ratschläge des Philosophen Apemantus an Timon zu erinnern, wie man mit denen umgehen soll, welchen man Dienste zu erweisen hat:

Timon of Athens IV, Sz. 3 (211—215):

Be thou a flatterer now, and seek to thrive
By that which has undone thee: hinge thy knee,
And let his very breath, whom thou'lt observe,
Blow oft thy cap; praise his most vicious strain,
And call it excellent.

Die Prahlerei des Don Adriano de Armado (Love's Labours Lost) mit der Gunst, die er beim Könige genießt:

Akt V, Sz. 1, 103—109:

Sir, the king is a noble gentleman and my familiar, I do assure ye, very good friend. For what is inward between us, let it pass: I do beseech thee, remember thy curtsy; I beseech thee, apparel thy head; and among other importunate and most serious designs, and of great import indeed . . . —

drängt sich von selbst zu einem Vergleich auf mit dem Verhältnis des Thraso zum König

Eun. 397 sqq.:

Vel rex semper maximas
Mihi agebat quidquid feceram: aliis non item
— — — — — — — — — — — — — — —

Tum sicubi eum satietas
Hominum aut negoti siquando odium ceperat.
Requiescere ubi volebat, quasi . . . nostin? . . .
Tum me convivam solum abducebat sibi.

Treffend drückt sich über Armado aus der Schulmeister Holofernes, ein begeisterter Lateiner, als er dem Nathaniel seine Beobachtungen über diesen Helden mitteilt:

Akt V, Sz. 1, 10–14:

Novi hominem tanquam te: his humour is lofty, his discourse peremptory, his tongue filed, his eye ambitious, his gait majestical, and his general behaviour vain, ridiculous and thrasonical.

Die typischen Eigenschaften des Thraso: Prahlerei, rohe Soldatensprache und Feigheit, sobald es zum entschiedenen Handeln kommt, kann man zum Teil im Charakter Pistols in der Schilderung Gowers wiedererkennen (King Henry V, Akt III, Sz. 6, 72–88, vgl. Eun. 397 sqq.), auch in Othello (vgl. die Worte Jagos über die Ursachen der Leidenschaft Desdemonas zum Mohren: Akt II, Sz. 1, 225—227) am Selbstgeständnis seiner soldatischen Roheit (Akt I, Sz. 3, 81—87), ferner an Alcibiades (Timon of Athens Akt III, Sz. 5, 41–42 und 117—119, vgl. Eun. 422—426) und an Sampson (Romeo and Juliet Akt I, Sz. 38—40, vgl. Eun. 781 sq.).

Viele Stellen der antiken Komödien, besonders der Komödien des Terenz, hat Shakespeare, wie man annehmen kann, auch bei der Charakterzeichnung anderer Personen seiner Schauspiele aufser dem Parasiten und dem prahlerischen Krieger im Auge gehabt, z. B. der geldgierigen Buhlerin; vgl. die Worte Phrynias und Timandras:

Timon of Athens Akt IV, Sz. 3, 150—151:

Well, more gold. What then?
Believe't, that we'll do anything for gold —

vgl. Hec. 63 sqq.:

Ergo propterea te sedulo
Et moneo et hortor, ne cuiusquam misereas,
Quin spolies mutiles laceres, quemque nacta sis.

Im Pericles wird Marina charakterisiert, die in die Hände einer Kupplerin geraten ist

Akt IV, Sz. 2, 51—52 (Worte Boults):

She has a good face, speaks well, and has excellent good clothes; there's no further necessity of qualities can make her be refused —

vgl. Ht. 227:

Meast potens, procax, magnifica, sumptuosa, nobilis.

Vgl. auch v. 449 sqq.:

nam ut tu scias,
Quam ea nunc instructa pulchre ad perniciem siet.
Primum iam ancillas secum adduxit plus decem,
Oneratas veste atque auro: satrapes si siet
Amator, nunquam sufferre eius sumptus queat,
Nedum tu possis.

Der Dandy Lucio in „Measure for Measure“ nennt Mistress Overdone Madame Mitigation: “Behold, behold, where Madam Mitigation comes!” (I, 2, 47—48), augenscheinlich parodierend Eun. 79: „Sed eccam ipsa egreditur, nostri fundi calamitas.“

Bei Fragen der Erziehung ahmt Shakespeare anscheinend stellenweise auch gern Terenz nach. Man vergleiche seine in den Mund der Desdemona gelegte Ansicht von dem Verhältnis des Erziehers zu den Kindern.

Othello IV, 2, 111—112:

... Those that do teach young babes
Do it with gentle means and easy tasks ... —

vgl. Ad. 51 sq.:

Do, praetermitto: non necesse habeo omnia
Pro meo iure agere ...,

Ibid. 74 sqq.:

Hoc patrium est, potius consuefacere filium
Sua sponte recte facere quam alieno metu.
Hoc pater ac dominus interest: hoc qui nequit,
Fateatur nescire imperare liberis.

Ferner haben wir Hindeutungen auf die endlichen Ziele der Erziehung in den Worten Pathinos in „The Two Gentlemen of Verona“:

Akt I, Sz. 3, 7—10:

... Put forth their sons to seek preferment out:
Some to the wars, to try their fortune there;
Some to discover islands far away;
Some to the studious universities —

vgl. Andr. 55—60:

Quod plerique omnes faciunt adulescentuli,
Ut animum at aliquod studium adiungant aut equos
Alere aut canes ad venandum, aut ad philosophos:
Horum ille nihil egregie praeter cetera
Studebat, et tamen omnia haec mediocriter.
Gaudebam.

Die von Shakespeare mitgeteilten Beobachtungen über die Lebensweise junger Leute können verglichen werden mit ebensolchen, die wir in den Komödien des Terenz finden, z. B.:

Hamlet II, 1, 55—61:

He closes with you thus: "I know gentleman;
I saw him yesterday, or t'other day,
Or then, or then; with such, or such; and, as you say,
There was a'gaming; there o'ertook in's rouse;
There falling out at tennis; 'or perchance,
I saw him enter such a house of sale",
Videlicet, a brothel, or so forth.

Vgl. Andr. 80 sqq.:

Qui tum illam amabant, forte, ita ut fit, filium
Perduxere illuc, secum ut una esset, meum,
Egomet continuo mecum „certe captus est:
Habet". observabam mane illorum servolos.
Venientis aut abeuntis: rogitabam „heus puer,
Dic sodes, qui heri Chrysidem habuit? . . .

The Merry Wives of Windsor I, 1, 115—116:

Knight, you have beaten my men, killed my deer,
and broke open my lodge —

vgl. Ad. 88—90:

Fores effregit atque in aedis inruit
Alienas: ipsum dominum atque omnem familiam
Mulcavit usque ad mortem: eripuit mulierem
Quam amabat.

Schliefslich sei hingewiesen auf die „taming-school" in „The Taming of the Shrew" IV, 2, 54—58:

Tranio. Faith, he is gone unto the taming-school.
Bianca. The taming-school! what, is there such a place?
Tranio. Ay, mistress, and Petruchio is the master;
That teacheth tricks eleven and twenty long,
To tame a shrew, and charm her chattering tongue —

ist eine augenscheinliche Nachahmung von Hec. 201 sqq.:

† Itaque adeo uno animo omnes socrus oderunt nurus.
Viris esse adversas aeque studium est, similis pertinacia est.
In eodemque omnes mihi videntur ludo doctae ad malitiam:
Ei ludo, si ullus est, magistram hanc esse satis certo scio.

Viele Stellen der antiken Komödie des Terenz hat Shakespeare aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur bei der Zeichnung der Charaktere in seinen Schauspielen, sondern auch bei

der Schilderung der Leidenschaften, und zwar hauptsächlich der Liebe in ihren typischsten Äufserungen, im Auge gehabt. So hat einen zweifellosen Einflufs auf Shakespeare jene Stelle aus dem „Eunuchus" des Terenz ausgeübt, wo der römische Dichter treffend das Gefühl der Liebe charakterisiert, indem er auf den veränderlichen und unbeständigen Gemütszustand der Verliebten hinweist:

Eun. 57—61:

... quae res (i e amor) in se neque consilium neque modum
Habet ullum, eam consilio regere non potes.
In amore haec omnia insunt vitia: iniuriae,
Suspiciones, inimicitiae, indutiae,
Bellum, pax, rursum ...

vgl. As You Like It III, 2, 434—446:

... at which time, would I, being but a moonish youth, grieve, be effeminate, changeable, longing and liking; proud, fantastical, apish, shallow, inconstant, full of tears, full of similes, for every passion something, and for no passion truly anything, as boys and women are, for the most part, cattle of this colour; would now like him, now loathe him; then entertain him, then forswear him; now weep for him, then spit at him; that I drave my suitor from his mad humour of love to a living humour of madness ...

Venus and Adonis 985—990:

O hard-believing love! how strange it seems
Not to believe, and yet too credulous;
The weal and woe are both of them extremes;
Despair and hope make thee ridiculous:
The one doth flatter thee in thoughts unlikely,
In likely thoughts the other kills thee quickly.

Love's Labour's Lost V, 2, 768—773:

As love is full of unbefitting strains,
Ale wanton as a child, skipping and vain;
Form'd by the eye, and, therefore, like the eye,
Full of stray shapes; of habits and of forms,
Varying in subjects, as the eye doth roll
To every varied object in his glance ...

Weiter behauptet Terenz, dafs die Verliebten unvernünftig seien:

Eun. 61—63 (Fortsetzung der Rede des Sklaven Parmeno):

... incerta haec si tu postules
Ratione certa facere, nihilo plus agas,
Quam si des operam ut cum ratione insanias —

vgl. The Two Gentlemen of Verona I, 1, 33—34:

However, but a folly bought with wit,
Or else a wit by folly vanquished.

Ebd. 39—41 (Worte desselben Valentine):

Love is your master, for he masters you;
And he that is so yoked by a fool,
Methinks should not be chronicled for wise.

A Midsummer Night's Dream V, 1, 4—8:

Lovers and madmen have such seething brains,
Such shaping fantasies, that apprehend
More than cool reason ever comprehends.
The lunatic, the lover, and the poet,
Are of imagination all compact.

As You Like It II, 4, 53—55:

We that are true lovers run into strange capers; but as all is mortal in nature, so is all nature in love mortal in folly.

Ebenda III, 2, 426—28:

Love is merely a madness, and, I tell you, deserves as well a dark house and a whip as madmen do ...

Troilus and Cressida III, 2, 162—64:

... but you are wise,
Or else you love not, for to be wise, and love
Exceeds man's might ...

Venus and Adonis 838:

... love is wise in folly, foolish-witty.

The Phoenix and the Turtle 47:

Love had reason, reason none.

Noch stärker Sonnet 147, 9—12:

Past cure I am, now Reason is past care,
And frantic-mad with evermore unrest;
My thoughts and my discourse as madmen's are,
At random from the truth vainly express'd ...

Ferner bemerkt Terenz, dafs die Liebe ein Feuer sei, an welchem man sich verbrennen könne:

Eun. 70—72 (das Geständnis des Jünglings Phaedria):

O indignum facinus: nunc ego
Et illam scelestam esse et me miseram sentio
Et taedet: et amore ardeo ...

Ebenda 84—85 (Worte des Sklaven Parmeno):

Bono animo es:
Accede ad ignem hunc, iam calesces plus satis.

Man vergleiche The Comedy of Errors IV, 3, 56—57:

... light wenches will burn. Come not near her,

The Two Gentlemen of Verona II, 7, 18—20, 24:

Didst thou but know the inly touch of love,
Thou wouldst as soon go kindle fire with snow
As seck to quench the fire of love with words.
— — — — — — — — — — — — — —
The more thou damm'st it up, the more it burns.

Terenz sieht in der Liebe eine Krankheit:

Eun. 225—226 (Worte des Sklaven Parmeno):

Di boni, quid hoc morbi est? adeon homines inmutarier
Ex amore, ut non cognoscas eundem esse!

Man vergleiche The Taming of the Shrew I, 1, 159:

... I burn, I pine, I perish, Tranio.

A Midsummer Night's Dream I, 1, 150—55:

If then true lovers have been ever cross'd,
It stands as an edict in destiny:
Then let us teach our trial patience,
Because it is a customary cross,
As due to love as thoughts and dreams and sighs,
Wishes and tears, poor fancy's followers.

Diese Krankheit ähnelt am meisten einem Fieber:

Eun. 83—84 (Geständnis des Phaedria dem Sklaven Parmeno):

Totus, Parmeno,
Tremo horreoque, postquam aspexi hanc —

Man vergleiche As You Like It III, 2, 387—389 (Rosalinde):

... I would give him some good counsel, for he seems to have the quotidian of love upon him.

Ibd. 390 (Orlando):

I am he that is so love-shaked.

Troilus and Cressida III, 2, 35—39:

Even such a passion doth embrace my bosom;
My heart beats thicker than a fev'rous pulse;
And all my powers do their bestowing lose,
Like vassalage at unawares encountering
The eye of majesty.

Sonnet 147, 1:

My love is as a fever . . .

Schliefslich erklärt Terenz, dafs der Verliebte ein Sklave seiner Geliebten sei, was Shakespeare mit einem authentischen Zitat aus derselben Stelle der Komödie „Eunuchus“ bestätigt:

Eun. 72—76:

Phaedria. . . . Et prudens sciens,
Vivos vidensque pereo: nec quid agam scio.
Parmeno. Quid agas? nisi ut te redimas captum quam queas
Minimo: si nequeas paululo, at quanti queas:
Et ne te adflictes.

Vgl. The Taming of the Shrew I, 1, 163—66:

Master, it is no time to chide you now,
Affection is not reted from the heart:
If love have touch'd you, nought remains but so,
Redime te captum, quam queas minimo.

In einigen Fällen benutzt Shakespeare bei Schilderung von Szenen aus dem alltäglichen Leben die antike Komödie und vorwiegend die des Terenz. So hatte der englische Dramatiker, wie es scheint, bei der Beschreibung des Sujets der in den Schlafzimmern herumhängenden leichtfertigen Bilder wahrscheinlich Eun. 584 ff. im Auge; vgl. „The Taming of the Shrew“ Induction Sz. 1, 46—47; Sz. 2, 51—62, „Cymbeline“ II, 4, 66—76; 80—85; 87—91 und besonders „The Merry Wives of Windsor“, wo Shakespeare ganz offenbar die Worte des römischen Komikers parodiert, indem er sie dem Falstaff in den Mund legt und durch Berufung auf Jupiters Taten die menschlichen Sünden zu rechtfertigen sucht

V, 5, 2—13:

. . . the minute draws on. Now, the hot-blooded gods assist me! Remember, Jove, thou wast a bull for thy Europa; Jove set on thy horns. O powerful Jove! that, in some respects, makes a beast a man; in some other, a man a beast. You were also, Jupiter, a swan for the love of Leda; o omnipotent Jove! how near the good drew to the complexion of a goose! A fault done first in the form a beast; O Jove! a beastly fault! and then another fault in the semblance of a fowl: think on't, Jove; a foul fault! When gods have hot backs, what shall poor men do? . . .

Vgl. The Winters Tale IV, 3, 25—31:

The gods themselves,
Humling their deities to love, have taken

The shapes of beasts upon them: Jupiter
Became a bull, and bellow'd; the green Neptune
A ram, and bleated; and the fire-rob'd god,
Golden Apollo, a poor humble swain,
As I seem now.

Vgl. The Second Part of King Henry IV II, 2, 192—93:

From a god to a bull! a heavy descension! it
was Jove's case —

mit Eun. 583—591:

... dum apparatur, virgo in conclavi sedet
Suspectans tabulam quandam pictam: ibi inerat pictura haec, Iovem
Quo pacto Danaae misisse aiunt quondam in gremio imbrem aureum.
Egomet quoque id spectare coepi: et quia consimilem luserat
Iam olim ille ludum, impendio magis animus gaudebat mihi,
Deum sese in hominem convertisse atque in alienas tegulas
Venisse clanculum per pluviam fucum factum mulieri.
At quem deum! qui templa coeli summa sonitu concutit
Ego hominem hoc non facerem? ego illud vero item feci ac lubens.

„Timon of Athens" II, 2, 176 ff. sagt der bis zu Tränen bekümmerte Sklave Flavius:

So the gods bless me,
When all our offices have been oppress'd
With riotous feeders, when our vaults have wept
With drunken spilth of wine, when every room
Hath blaz'd with lights and bray'd with minstrelsy,
I have retir'd me to a wasteful cock,
And set mine eyes at flow ...

ebd. 173—176:

Heavens! have I said, the bounty of this lord!
How many prodigal bits have slaves and peasants
This night englutted!

Vgl. Ter. Heaut. 460 sqq.:

Relevi dolia omnia, omnes serias:
Omnis sollicitos habuit: atque haec una nox.

Die Anrufung der Juno Lucina bei der Annäherung der Geburtswehen bei Shakespeare bildet eine Analogie zu ähnlichen Stellen des Terenz:

Andr. 473:

Glycerium. Juno Lucina, fer opem, serva me, obsecro.
Simo. Hui, tam cito?

Adelph. 486 sq.:

Pamphila. ... Miseram me, differor doloribus.
Juno Lucina, fer opem: serva me obsecro —

Vgl. Pericles Prince of Tyre III, 1, 10—14:

Lucina, O!
Divinest patroness, and midwife, gentle
To those that cry by night, convey thy deity
Aboard our dancing boat; make swift the pangs
Of my queen's travail's!

Vgl. The Famous History of the Life of King Henry VIII V, 1, 66—69.

Die Charakteristik der Leute alten Schlages und die unverhüllte Sympathie zu ihnen spiegeln gewissermaſsen die treffenden Bemerkungen wieder, welche wir in den Komödien des Terenz finden:

King Lear II, 1, 117:

Natures of such deep trust we shall much need.

King Henry V IV, 1, 86—87:

Though it appear a little out of fashion,
There is much care and valour in this Welshman.

Vgl. Adelph. 440—442:

. . . di boni,
Ne illius modi iam nobis magna civium
Penuriast antiqua virtute ac fide.

Andr. 817:

O optume hospes, pol, Crito, antiquom obtines.

Manche Ausdrücke bei Shakespeare können mit solchen bei Terenz verglichen werden, z. B. die Lobsprüche Valentines auf Proteus —

The Two Gentlemen of Verona II, 4, 72—73:

far behind his worth
Come all the praises that I now bestow . . .

Ad. 256 sq.:

O frater, frater, quid ego nunc te laudem? satis certo scio:
Nunquam ita magnifice quicquam dicam, id virtus quin superet tua. —

Im „Merchant of Venice" III, 2, 190 ff. erinnert das Gespräch Gratianos mit Bassanio bezüglich seiner Heirat mit Nerissa sehr an den analogen Auftritt in Terenz' „Adelphoe", wo der freigesprochene Sklave seinen Herrn um die Erlaubnis bittet, die Dienerin Phrygia zu heiraten:

Gratiano. My lord Bassanio and my gentle lady!
I wish you all the joy that you can wish;
For I am sure you can wish none from me:

And when your honours mean to solemnize
The bargain of your faith, I do beseech you,
Even at that time I may be married too.

Bassanio. With all my heart, so thou canst get a wife.

Gratiano. I thank your lordship, you have got me one.
My eyes, my lord, can look as swift as yours:
You saw the mistress, I beheld the maid;
You lov'd, I lov'd for intermission.

Vgl. Adelph. 972 sqq.:

Syrus. ... utinam hoc perpetuum fiat gaudium,
Phrygiam ut uxorem meam una mecum videam liberam.

Demea. Optumam quidem mulierem.

Aus Terenz hat Shakespeare auch den Namen des in der „Comedy of Errors“ auftretenden Sklaven Dromo (II, 2) entlehnt; vgl. Heaut. II, 3; IV, 4 und Andr. V, 2.

Der Schullehrer Holofernes in „Love's Labour's Lost“ ist ein besonderer Verehrer des Terenz, wie wir oben bereits sahen. V, 1, 26 parodiert Holofernes die Worte des römischen Komikers

Adelph. III:

„... tu, homo, adigis me ad insaniam.“

Vgl. This is abhominable, which he would call abominable — it insinuateth me of insanie: anne intelligis, domine? — wo es sich um unvorsichtige Aussprache seitens des Don Adriano de Armado handelt.

Im selben Lustspiel Shakespeares (110) hat der Ausdruck „novi hominem tamquam te“ offenbar einen komischen Sinn.

Schliefslich sei bemerkt, dafs manche der angeführten Analogien möglicherweise Gemeinplätze aller Zeiten sein können, jedoch unterliegt es keinem Zweifel: Shakespeare hat vieles aus den Komödien des römischen Semi-Menander und hauptsächlich aus dessen „Eunuchus“ entlehnt, wofür deutlich in einigen Szenen seiner Schauspiele wörtliche Zitate, Parodien u. dgl. den Beweis liefern.

Sehr wahrscheinlich las Shakespeare viel den Terenz, wenn nicht im Originale, so in englischen Übersetzungen, und solche gab es zu seiner Zeit zur Genüge. So existierten z. B. drei Übersetzungen der Komödie „Andria“: die älteste gedruckt von Richard Pynson im Jahre 1497, eine andere von Prastell um 1520, und eine dritte von Woodcocke vom Jahre 1588.

Diese letztere ist ausgeführt von Kyffin. Alle diese Übersetzungen sind in London erschienen; eine vollständige Übersetzung des Terenz existierte in der Cambridger Ausgabe von Richard Bernard (1588, 1598, 1607 und 1614).[1]

[1]) Vgl. Lowndes, W. Th., The bibliographer's manual of English literature. Vol. V, 2606—2607. London 1869.

Rostow am Don. Paul Tschernjajew.

CAPTAIN GENERAL OTHELLO.

One of the greatest tributes to Shakespeare's humanizing genius is the tendency of critics to treat Othello, although he is engaged upon active service of grave military importance, purely in his private character as a man and especially as a husband. Scholars vie in his praises: he is described as having a "quick sense of honor"[1], a "free and noble nature" and a "grand innocence"[2], "high principle and earnest feeling"[3]: he is the guiltless hero of an Aristotelian tragedy who falls through "the supremacy and malignity of Iago's art"[4]; and even Miss Winstanley, according to whose allegorical interpretation he would stand for Philip of Spain[5]), does not find in him any of the wickedness that her theory would seem to imply. The present paper, however, is concerned with Othello not as a man, but rather as a commanding officer, with his status and reputation in the light of Elizabethan ideals and practical military conditions, and especially with his two significant officials acts, the appointment of Cassio rather than Iago as lieutenant and the subsequent dismissal of Cassio from that command. Both of these episodes are particularly significant: the former seems to be entirely Shakespeare's own, and has no counterpart in his source; and the latter is considerably developed from a rather slight suggestion in Cinthio. The additions seem to have been made to give closer coherence to the plot and greater verisimilitude to the characters; and the material out of which they were

---

[1]) C. C. Clarke, *Shakespeare-Characters,* London, 1863, p. 113.

[2]) E. Dowden, *Shakespeare,* New York, 1883, p. 132.

[3]) Hudson, *Shakespeare,* Boston, 1888, p. 461.

[4]) Thus Stoll summarizes the criticism of *Othello* in Germanic speaking countries, *Univ. of Minn. Studies,* Minneapolis, 1915, p. 4.

[5]) Lilian Winstanley, *Othello the Tragedy of Italy,* London [1924].

conceived is presumably contemporary Elizabethan background; and an examination of this background would, therefore, seem to be appropriate.

According to Fortescue, Shakespeare's knowledge of military organization was very limited[1]): Elizabeth had no standing army; and the London trained bands that drilled at Mile End and the gossip of returned soldiers from the Dutch Wars seem to have supplied Shakespeare with all he knew. Had he read the treatises and military pamphlets of the day, he could hardly have made such mistakes as the confusing of military ranks and titles. Othello for instance, sometimes described in the play as 'captain' and sometimes as 'general', must obviously, from the nature of his commission by the Doge and the Council, be the 'capitano generale', the commander-in-chief of the Venetian army[2]): in sixteenth century England, this title was often shortened to 'captain'[3]) instead of the modern abbreviation, 'general'. Thus the term 'captain' was ambiguous, for sometimes it was also applied, as it is today, to a company commander[4]) (i. e. 'petty captain')[5]); and Shakespeare does not seem to have a very clear idea of the distinction: Othello was certainly appointed general, and yet his military activities such as the selection of minor officers, relate almost entirely to the command of a single company.[6]) Digges lists seven grades between general and colonel, and below them the six following in order: Coronell, Captayne, Lieutenant, Ensignebearer, Serjeant of a Band, Corporall, private Souldyoure (often styled centinel)[7]); presumably, Shakespeare had confused the 'captain general' who commanded in the Dutch

---

[1]) John Fortescue, Chap. IV in *Shakespeare's England*, Oxford, 1917, I, 117 *et seq.*

[2]) R. Meißner, *Lieutenant Cassio und Fähnrich Iago,* Eng. Stud. XXX, 73.

[3]) Ibid., XXX, 74.

[4]) See Traill, *Social England,* III, 202 and 425; and Fortescue, *The Empire and the Army,* London [copr. 1928], 12.

[5]) Fortescue says that 'lieutenant' took the place of 'petty captain' as a title about 1563, and that 'ancient' came in about the same time (*British Army,* London, 1899, I, 135).

[6]) A colonel was captain of his own company as well as commander of the regiment; but such a double command would be strange for a general.

[7]) L. Digges and T. Digges, *Arithmeticall Militare Treatise Named Stratioticos,* London, 1579, a iii.

Wars with the company captain who commanded a unit of militia at Mile End![1])

The title and position of Cassio are quite as ambiguous: any one of several commissioned officers might have a 'lieutenant' to take his place at need: the term might refer to the exalted rank of lieutenant general[2]) or to the lieutenant who assisted, or took the place of, a petty captain in charge of a company: thus when Cassio is mentioned as Othello's 'own second' in command, he is clearly lieutenant general[3]); but, when he is placed in charge of the watch, he is rather a mere company commander as in Cinthio. It would, moreover, be ridiculous for a mere ensign to aspire to the rank of second in command of the whole army. Clearly, Shakespeare has telescoped the various grades of lieutenant into a single strange composite. These confusions have brought some confusion also upon Iago's status as ensign. In the sixteenth century, the 'ancient', though on a higher level than the ordinary soldier was hardly a commissioned officer[4]); and yet Iago appears as a sort of aide-de-camp receiving orders directly from the general[5]). The 'ancient' was supposed to be an especially brave and capable soldier[6]); for the flag was entrusted to his care; and yet of this sacred trust, to which much sentiment was attached[7]), we hear nothing in the play[8]).

---

[1]) Could Bacon have made such a slip!

[2]) See, for instance, D. Mora, *Il Soldato*, Venice, 1570.

[3]) Meifsner, op. cit., 68.

[4]) I find no clear distinction in the period between commissioned and non-commissioned officers. Digges mentions the ensign between the lieutenant and the sergeant, and he seems to use lieutenant to mean vice-commander or commander of a company (*Foure Paradoxes*, London, 1603, 3). Cf. the ensigns in Beaumont and Fletcher's *Loyal Subject* and *Rule a Wife*. Meifsner places the ensign immediately unter the commissioned officers. The armies of the period were loosely organized, a transition between the feudal forces of the Middle Ages and Cromwell's New Model; and England, being less subject to military invasion, was slower than the Continent to effect the change.

[5]) *Othello*, ed. Variorum, 13; and *N. and Q.*, 1879, 5. Ser. XII, 4.

[6]) See R. Barret, *Theorike and Practicke of Moderne Warres*, London, 1598, 15; and du Praissac, *Les Discours Militaires*, Paris, 1614, 137.

[7]) Barret, op. cit., 21.

[8]) Like a petty captain, Othello personally appoints his officers (cf. Barret, op. cit., 15). This is of course a feudal survival.

Truly the Venetian army in Cyprus was strangely organized and more strangely officered. One can hardly, therefore, expect to find technical knowledge in the other parts of the play; and yet there were certain commonplaces of the military situation in England during the period that must have been known to every Londoner; and some of this material, which has survived in contemporary pamphlets, seems to throw significant light upon the play.

Throughout the five acts, all the characters, even Iago, are in agreement as to Othello's capability as a commander[1]); and yet the action with which the story starts is the appointment of a seemingly inexperienced and incapable officer whose shortcomings are amply pointed out to the audience at the very beginning, and whose subsequent career is of no special credit either to himself or to those responsible for his commission. A few critics have attacked this problem: Bodenstedt thinks that Othello chose Cassio for purely personal considerations because he was a presentable go-between in the wooing of Desdemona, and because it ministered to Othello's pride to refuse the suit of "Three great ones of the city". Such a view makes the appointment a serious blot on Othello's character as a man and on his judgment as a commander[2]). Maginn, although he does not explain the appointment, reminds us that Othello gave the magnificoes technical, military reasons, "Horribly stuff'd with epithets of war"[3]). It was hardly to Iago's advantage to explain to Roderigo these reasons, nor was it necessary to the discussion in point; but at least Iago tells why he disapproved of Cassio's appointment; and this information is worth analysis: Cassio is "Forsooth, a great arithmetician", a "bookish theoric" who doesn't understand even the division of a battle into the main army and wings: "mere prattle without practice is all his soldiership". Iago's

---

[1]) See especially, I, i, 135 *et seq.*, and II, i, 30 *et passim.*

[2]) Of course this is suggested by Iago's first long speeches, in which he says that advancement goes by "letter and affection", that is by favoritism rather than by seniority. But is not Iago's statement of the case to be discounted as *ex parte*? But many officers owed their position to "a Ladies letter" or "a Noble mans favoure" (B. Riche, *Fruites of long Experience*, London, 1604, 33 and 72).

[3]) Maginn, *Shakespeare Papers*, London, 1760, 257 *et seq.*

first charge then, is that Cassio had only military theory without practical experience. To this point, he returned several times; and he clearly thought it his strongest argument. The second charge can perhaps best be summarized in the single word "Florentine", with all its Renaissance associations of banking and finance[1]: Iago, presumably a Venetian, would not care for foreigners, and, as a soldier, would not care for a "counter-caster". The third charge is less certain, and seems to be implied in the much-debated line, "A fellow almost damn'd in a fair wife". It seems to refer, if this reading be correct, to Cassio's relations with Bianca, and suggests that he his either too uxorious or too immoral to be fit for the appointment. A study of these three charges in the light of contemporary conditions and ideals seems necessary in judging the wisdom of an appointment that broke the rules of seniority, "old gradation", and laid the commanding officer open to the indignation even of a comparative outsider like Roderigo[2].

In the first place, Iago's charge that Cassio was a mere theorist is not well founded: Cassio had done Othello "love and service"[3], and had "shared dangers" with him[4]; Cassio could hardly have known Othello so intimately had they not been soldiers together; when Lodovico arrived from Venice, he first asked after Cassio; and, at the end of the play, the Signiory of Venice appointed Cassio governor of the "warlike" isle that was their chief outpost against the Turks. This part of Iago's charge was certainly exaggerated; and, moreover, the very theoretical knowledge to which he objected was particularly valuable and important at the time.

England was slow to make the transition from archery to gunnery[5], partly because of its comparative safety from

---

[1]) N. B. "counter-caster", i. e. computer or master of accounting.

[2]) Roderigo was not of course a professional soldier and was, moreover, a callow fool, and so would presumably accept Iago's reasons, poor as they might be.

[3]) *Othello*, III, iii, 18.

[4]) Ibid., III, iv, 96.

[5]) In the 1550's only about one third of the militia were being drilled with fire-arms; in 1595, the Privy Council decreed that fire-arms should displace the bow in regular train bands; and, by 1600, archery was "almost obsolete" (Oman in Traill's *Social England*, III, 454—57). In 1587—88,

invasion and partly because of pride in the victories of Crécy and Agincourt, won by the bowmen. The change to gunnery, moreover, was unpopular at first, for it turned war from a pastime into a profession[1]); and the controversy occasioned a "deluge of military pamphlets from 1587 onwards"[2]). Sir John Smythe[3]) and Sir Henry Knyvett[4]) in a series of pamphlets argued in favor of the bow; Humfrey Barwick and Sir Roger Williams[5]) had favored the harquebus and the new system of warfare that gunnery entailed. Barwick's book, upon its appearance in 1594, was suppressed and burnt by order[6]); but, by 1598, Leicester had put into effect in the forces under his command most of the reforms that Barwick had advised. The matter must have been one of general knowledge and concern; for Spain was still a menace, and the returned soldiers from the Low Countries could not but remark on the antiquated military system that they found at home. Neither Shakespeare nor his audience, in an age when archery practice was required by law of most adult males, could have been ignorant of this change from the old, semi-feudal army of bowmen to the new professionalized soldier with his gun and pike. Cassio and Iago would be taken to represent the opposite military schools; and Iago's disapproval would clearly arise not merely from personal jealousy but even more from the old soldier's contempt for innovations.

This contempt was especially acute because, in England at least, the new ideas were first championed by a group of writers known rather as the authors of books than as actual

---

Harrison notes that people are discarding the long bow for the caliver and the pike (*Description of England*, II, Chap. xvi).

[1]) J. Fortescue, *British Army*, I, 129 and 153; and *Shakespeare's England*, Oxford, 1917, I, 119.

[2]) *Ibid.*, I, 136. See also Major Cockle's *Bibliography*, London, 1900. By about 1600, matters seem to have been settled and the number of pamphlets greatly diminishes.

[3]) See *Certain Discourses concerning Weapons*, London, 1590; *Instructions Observations and Orders Military*, London, 1594 ("fifty years behind the times", according to Cockle); and a book by "R. S." in support of Smythe, *A Briefe Treatise*, London, 1596, probably inspired by the guilds of fletchers and bowers.

[4]) Sir Henry Knyvett, *Defence of the Realme*, London, 1596.

[5]) Sir Roger Williams, *Briefe Discourse of Warre*, London, 1590.

[6]) This must have given considerable notoriety to the dispute.

officers and generals; and the old soldiers' impatience of the study of mathematics and artillery can easily be imagined. The primary authority of the new school was Machiavelli's *Arte of Warre*[1]); and Machiavelli, though a keen observer of military affairs, seems never in his life to have been an actual soldier[2]). The change in the attitude towards war as a science can be traced in the literature of the time: Gascoigne seems to treat of the careers of the warrior and the mathematician as two quite separate things[3]) and elsewhere remarks on "Soldiers who, for their own long continuance in service do seeme to despise all other of latter time, and especially such as are learned", that is those "Which joineth reading with experience"[4]). Foreign technical works and their translators inaugurate the stress on learning[5]); and, about the close of the century, even such populer writers as Overbury[6]) and Breton[7]) are more favorable and Robert Barret even declares:

> Our Captains have Books of Warre, whereby they may learne more in one day's reading then you have in a whole yeares service ...

He continues to enumerate the three types of writers on war as politicians, geometricians and mathematicians[8]). Early in the following century, Digges praises Sidney as a "learned

---

[1]) *The arte of Warre,* transl. P. Whitehorne [London], 1550, 1573, 1588. Incidentally, with respect to Iago's second charge, Machiavelli was of course a Florentine; and Remigio Nanni, author of the *Orationi Militari,* 1560 and 1585, signs himself "Fiorentino". From Florence also came Bocchi's *Discorso*, 1580, Carafa's *Libre tre*, 1581, and Bacci's *Trattato*, 1601. On Machiavelli's not being a practical soldier, see Sutcliffe, *Lawes of Armes,* London, 1593, *Epistle dedicatorie.*

[2]) His bad reputation, moreover in moral and political spheres doubtless aided his military opponents. See M. Praz, *Machiavelli and the Elizabethans,* Proceed. Brit. Acad., 1928.

[3]) *Dulce Bellum,* stanzas 58—59.

[4]) *The Steel Glas,* in *Poems,* ed. Hazlitt, 1870, II, 195.

[5]) E. g. John Shute, *Epistle* to his translation of A. Cambine, *Of the Turkish Affaires,* London, 1562; and E. A.'s translation of Lord de la Nowe, *Politicke and Militarie Discourse,* London, 1587, 128 *et seq.* His name is sometimes spelled de la Noue.

[6]) *Characters,* published in 1614, but probably written much earlier. See *A Soldier.* Cf. *A vaine-glorious Coward in Command.*

[7]) *The Scholler and the Souldiour,* London, 1599, reprinted in *Works,* ed. Grosart, 1879, II, 27.

[8]) R. Barret, *Theoricke and Practicke,* London, 1598, 5. This book may have been known to Shakespeare. Cf. note in Cockle's *Bibliography.*

soldier"[1]); the *Characters* (1615) attributed to John Webster describe a "worthy commander" as "one that accounts learning the nourishment of militarie vertue, and laies that as his first foundation"[2]); and, from that day to this, mathematics and soldiership have gone hand in hand[3]). Iago's feeling toward Cassio then seems to be very natural professional jealousy, somewhat analagous to the attitude in our own day of the "dirt farmer" toward the graduate of an agricultural college.

The fact, moreover, that Cassio came from a different city-state, and was, therefore, presumably a mercenary, doubtless gave Iago an additional ground for objection, and seems clearly implied in the sneering allusion to Cassio as a "Florentine". The Feudal armies gave free, if inefficient, service to their lords; but, early in the Renaissance, the Italian cities began more and more to employ professional mercenaries for their defense. Such, of course, was Othello himself; for the Venetians dared not trust one of their own citizens with the command of the army. Rocca takes mercenary armies for granted[4]). The English wars of the mid-sixteenth century were largely fought with such troops; and Queen Mary regularly used them for the suppression of religious risings: they were more dependable, and moreover, like Cassio, they understood the new art of gunnery[5]). Machiavelli, on the other hand, had advised the Italian despots to employ rather their own subjects because patriotism would make them more loyal; and, by degrees, although the Dutch and the Venetians held to the old practice, the use of mercenaries was generally discontinued. Fuller disapproved of them[6]); de la Nowe urged the use of native soldiers[7]); and Sutcliffe is in substantial agreement[8]). Othello's appointment of a foreigner, then, would be consonant with

---

[1]) D. Digges, *Foure Paradoxes*, London, 1604, p. 74. By 1604, Riche (op. cit. 14, 33, 66) also takes for granted the "newe Discipline".

[2]) J. Webster, *Works*, ed. Lucas, IV, p. 25.

[3]) E. g. the vivid picture of Queen Anne army life in *Mars Stript of his Armour*, London, 1709 "By a Lover of the Mathematicks".

[4]) B. Rocca, *Imprese stratagemi*, tr. Belleforest, Paris, 1591, 34, 106 etc. (*ed. princ.*, Venice, 1566—70).

[5]) Traill, op. cit., III, 198 *et seq.*

[6]) T. Fuller, *Holy War*, Bk. II, Chap. xxxv.

[7]) De la Nowe, op. cit., 116 *et seq.*

[8]) Sutcliffe, op. cit., 70.

the well known Venetian system; and such a system would be familiar to Shakespeare from its use, if not in Venice, at least in the Dutch Wars and somewhat earlier in England itself. The lieutenancy of Cassio might exasperate a native-born Venetian soldier; but it was undoubtedly in accord with the established policy of the state.

Iago's third objection to Cassio seems to have been based in his private morals; and Clarke has called Cassino a "sensualist"[1]. The Elizabethan age, however, looked upon such things very leniently, especially in a bachelor and a soldier. The courtesy books of the period regularly take for granted that before marriage a man will be sexually promiscuous. Even the rigoristic Elyot, for instance, defines 'continence' for men in the most liberal terms:

> I meane nat ever to live chaste, but to honour matrimony, and to have good awayte, that they lette nat the sparkes of concupiscence growe in great flames, wherewith the wyttes shall be dryed up, and all noble vertues shall be devoured[2].

Braithwait, likewise, takes for granted "Batchler-sensuality"[3]; and Spenser's choice of Britomart, a female knight, to symbolize chastity suggests that he would have considered a male warrior out of place in this role. In Flanders, each soldier was supposed to have "his dainty Doxy"[4]; and as Clowes remarks in the *Royal Navy*, the Spaniards on the holy crusade of the Armada had to make special provision against harlots on ship-board, as well as swearing and duelling. The old ballad entitled *Choice of Inventions* vividly expressed the morals of the camp[5]; and the use of a special cant-term, *cockatrice*[6], for a captain's mistress suggests even the existence of a specialized slang. The *Revenge for Honour* takes this code for granted again and again[7], and occasionally gives it distinct expression:

---

1) C. C. Clarke, *op. cit.*, 119 *et seq.*

2) *The Governour*, Bk. III, Chap. xviii.

3) R. Braithwait, *Essaies*, London, 1620, p. 120 *Of Marriage.*

4) [R. Braithwait], *Boulster Lecture*, London, 1640, p. 235.

5) *Old Book Collector's Miscellany*, ed. Hindley, London, 1871, I, p. 112.

6) Marston, *Works*, ed. Bullen, II, p. 18n.

7) *Revenge for Honour*, e. g. II, i and III, ii. I use plays rather sparingly as evidence, because, as Stoll has pointed out, the element of dramatic convention is likely to enter in.

Give me the Camp, say I
Where in the Sutlers palace on pay-day
We may the precious liquor quaff, and kiss
His buxome wife who . . .
Has a clean skin, soft thighes, and wholsome corps,
Fit for the trayler of the puissant Pike . . .[1])

Ladies, on the other hand were expected to remain chaste under all provocation[2]); and the fallen woman "got but scant sympathy in either the drama or the life of the time"[3]). As in the Middle Ages, however, women of the lower classes were rather expected on occasion to oblige a gentleman[4]). Indeed, even the few protests against it show that the double standard was firmly established: The Lord de la Nowe, although he attacks adultery from a prudential point of view as "accompanied with sicknesse, prodigalitie, murder, and other inconveniences that drawe on each other", yet is constrained to remark:

> In these days . . . they accompt this vice as a necessarie spurre, wherewith when one is pricked and can guyde himselfe cunningly . . . he is exalted: he is envied: he is said to have a good capacity and quick understanding[5]).

Sutcliffe bases his ethics on less purely prudential grounds, and objects to "swearers, theeves, rogues, whoremongers, drunkards" and the like in the army[6]), no matter what their abilities in other respects; but the general opinion as well as the general practice was against him. Indeed, as in some modern armies, soldiers were encouraged either to remain unmarried or leave their wives at home[7]) — advice that Othello should perhaps have followed — and to supply the deficiency with some convenient, temporary arrangement. So much for Cassio's relations with Bianca: he seems merely to have accepted the moral conventions of his profession and his age[8]).

---

[1]) *Revenge for Honour*, I, i.

[2]) R. Brathwait, *Boulster Lecture*, p. 222. See also Sophonisba in Marston's *Wonder of Women.*

[3]) C. L. Powell, *English Domestic Relations*, New York, 1917, p. 174 *et seq.*, 203. T. Heywood's *Woman Killed* was the first English play to deal tenderly with the erring wife.

[4]) E. g. T. Dekker, *Works*, ed. Grosart, London, 1884, I, p. 242, 247 etc.

[5]) De la Nowe, op. cit., p. 10.

[6]) Sutcliffe, op. cit., p. 66—67.

[7]) B. Rocca, op. cit., p. 197.

[8]) A word will suffice as to his relations with Desdemona: Cassio was "handsome, young" and courteous (I, i, 24 *et seq.*), had helped Othello in

The three objections, therefore, that Iago brings forward against Cassio's appointment, although they might seem cogent enough to Roderigo and even to Iago himself, were hardly such as a Venetian commander could take seriously; and two of them, the facts that Cassio was a foreigner and that he was a skilled mathematician were positively points in his favor. Against these advantages should be placed the rule of advancement by seniority. Professional jealousy is eternal; and Garimberto and Rocca speak of it especially in military circles[1]). Barret favors advancement by seniority[2]); and Knyvett approves this method rather than that officers "be chopped & chaunged & misplaced for favor as now a daies to the great discoragement of froward spirites"[3]). This seems to be rather an objection to petty favoritism than a plea for seniority as such; but the distinction between favoritism and the recognition of just deserts is not easy to judge in specific cases. Sutcliffe, with characteristic conservatism, insists that "the old souldier, if such may be had . . . deserveth the first place"[4]); yet he would put "noblemen, knights and gentlemen" above the Commons[5]); and yet again, he objects particularly to the bestowal of honors "for wealth, kindred and favour"[6]). Thomas Churchyard gave voice to similar objections[7]). But it seems

---

his wooing; and the occasional exchange of kisses was entirely conventional (*Old Book Collector's Miscellany, ed. cit.,* I, p. 125): indeed, one was supposed to pay court to his superior officer's wife, though of course one should avoid "doing too much" to please her, for "a Woman is a frail Creature, and a very dangerous Thing". See Cardinal Sermonetta in *Instructions for Youth,* London, 1722, p. 77—78.

[1]) D. G. Garimberto, *Il Capitano Generale*, Venice, 1557, 22; and Rocca, op. cit., 110—111. Rocca shrewdly advises the general to discourage ambitious officers who want command above others and to encourage the dashing young officer. Was not Othello doing something of this sort?

[2]) Barret, op. cit., 23.

[3]) Sir Henry Knyvett, *Defence of the Realme,* London, 1596.

[4]) Sutcliffe, op. cit., 67.

[5]) Ibid., 59. So also Riche, op. cit., 13 *et seq.* and 37.

[6]) Ibid., 301.

[7]) [Thomas] *Churchyards Charitie,* London, 1595, 10; and T. Churchyard, *A Pleasant Discourse of Court and Wars*, London, 1596, *Churchyards Cherrishing.* He says that war fell from its idealistic plane when kings started to pay their armies, and somewhat inconsistently wants soldiers advanced in proportion to their brave deeds.

clear that unless the system of seniority was absolute and without exception, Othello had ample reason for Cassio's appointment, and doubtless made these reasons clear to the petitioning magnificoes. Furthermore, a rigid system of advancement by seniority alone would treat the inefficient and the capable alike, and would give point to the denunciations in Nashe[1]) and Ben Jonson that "in the wars, there's no ascent by desert in these days"[2]). Iago's statement of his case to Roderigo in the first scene may be taken as nothing more than the eternal plea of the faithful public servant who finds that the coveted reward of advancement goes to a rival more up-to-date in training. Both Othello's action and Iago's feelings are entirely natural; and the Elizabethan audience, knowing in a general way the military situation of the previous twenty years would undoubtedly see it reflected in Iago's speeches at the beginning of the play.

The second important official act of Othello is the dismissal of Cassio. This offers a less difficult problem; for Othello obviously had military discipline on his side; and the arguments of Desdemona are of the very sort, personal rather than professional, that a commander should ignore. The age was boisterous and brawling[3]); and, in the army, special precautions were necessary to keep a military force from degenerating into an unruly mob. Rocca particularly warns against quarrels between officers[4]), and even advises a commander to avoid praising one more than another for fear of jealousy and division[5]). In fact, the whole system of duelling seems to have been developed as a solution for private quarrels between soldiers[6]).

---

[1]) T. Nashe, *Pierce Penilesse: Works*, ed. McKerrow, I, p. 178.

[2]) *Every Man in His Humour*, II, iii, Brainworm.

[3]) Forsythe (*Shirley's Plays*, New York, 1914, p. 87—88) lists drinking scenes in Elizabethan drama in which at least one person gets drunk. Cf. Stephenson, *Elizabethan People*, New York, 1910, p. 19. The street fight in *Romeo and Juliet* is characteristic of the age; and non-dramatic authors such as Harrison, Greene, Rowlands, Gascoigne and Riche, attest to the truth of the picture.

[4]) Rocca, op. cit., p. 201—202.

[5]) Ibid., p. 515 *et seq.*

[6]) See *The Book of Honor and Armes*, London, 1590, usually attributed to Sir William Segar, but more probably by Richard Jones (Ruth Kelso, M. L. N. XXXIX, 33).

Sutcliffe, although he admits that "Among us nothing is more common" than brawls[1]), yet, with characteristic severity, he will not even allow the duel as a substitute[2]). A lieutenant, moreover, was particularly expected to work for the "Pacification of the soldiers"[3]). Drunkenness was almost as serious as brawling. Undoubtedly, the heavy drinking instigated by the Dutch Wars was doing English society no good[4]); and, among soldiers, the vice was especially prevalent, and was associated with the growing extravagance and licentiousness of the time. Gascoigne is bitter against drunken and lecherous soldiers[5]); Knyvett attacks "the beastlie custom of drunken Carrousing"[6]); Segar[7]) and Digges[8]) speak in like fashion; and Sutcliffe cites bitter experience:

> The voyage to Partugall taught us the inconveniences of drunkennesse by experience, but yet reason teacheth us much more, Thereof proceed quarrels, injuries, mutinies and many other disorders. Drunken men are unfitte to march, to watch, to fight, or to do any maner of service, too common it is notwithstanding among common souldiers. And I would to God that captaines and officers of companies were free from it.[9])

For the watch to be implicated in a drunken brawl was especially serious; and, in a city where attack might at any time be expected, even the ringing of a bell or indeed any sort of noise or alarm was strictly prohibited for fear that it might give information to the enemy[10]).

Indeed, such lapses might "not be passed without punishment" as the leading military writers of the day agree.

---

[1]) Sutcliffe, op. cit., 326.

[2]) Ibid., 318.

[3]) L. Digges and T. Digges, *Arithmeticall Militare Treatise*, London, 1579, 90—91.

[4]) B. Riche, *Honestie of this Age*, London, 1614; in ed. Percy Soc., see especially Cunningham's notes, 71 *et seq.*; *My Ladies Looking-Glasse*, London, 1616. Cf. Peacham, *English Gentleman*, London, 1622; Raleigh, *Instructions to his Son,* Chaps. V and IX; De L'Espine, *A Very Excellent and Learned Discourse*, tr. E. Smythe, London, 1592, leaf 86 *et seq.*; and Martyn Cognet, *Politique Discourses* (tr. Hoby), London, 1586, 198.

[5]) *Poems*, ed. Hazlitt, London, 1870, II, 196.

[6]) Knyvett, op. cit., 61.

[7]) Sir W. Segar, *Honor Military and Civil*, Bk. II, 49 and 60.

[8]) Digges, *Foure Paradoxes*, London, 1604, 15 *et seq.*, 84 *et seq.*

[9]) Sutcliffe, op. cit., 309—10.

[10]) Sutcliffe, op. cit., 248. Cf. *Othello*, II, iii.

Latin authorities[1]) regularly took Roman discipline for granted; Rocca[2]) is clearly in the same tradition, though he advises that officers be reprimanded privately rather than in public[3]) — the "private check"[4]) that Desdemona wished that Othello might have used. Gascoigne[5]), Hurault[6]), and Digges[7]) all favored rigorous discipline, though one suspects that they are expressing an ideal rather than an accomplished fact. Sir Roger Williams from his experiences in the Low Countries declared: "Great warriers account the pitifull [merciful] Captaine a foole in warres"[8]); and Digges would have punished with death whomsoever "quarrelleth with any Souldior placed in Watche"[9]). Judged by these criteria, Othello dealt very mildly with Cassio; and Sucliffe's enumeration of military punishments in which "change of degree and loss of place" are about mid-way down the list, re-inforces this view[10]). "Reproofe", which Desdemona recommended, was the mildest punishment; and, for drunkenness alone, Sutcliffe would have the offender imprisoned and "fedde with bread and water" — an indignity to which Cassio was fortunately not obliged to submit. In short, Othello seems to have been about as lenient in the treatment of his lieutenant as the maintenance of military discipline would allow.

The "captain general" of the Renaissance was supposed to be a "Nobleman of approved vertue [*sic*]"[11]) and fine presence[12]); and the character of Othello as an officer is alto-

[1]) See Flavius Vegetius Renatus, Sextus Julius Frontanus, Claudius Ælianus, Modestus, Polybius, pseudo-Cicero etc.

[2]) Rocca, op. cit., 89, 96 *et seq.* and 199; but an officer should get the love and respect of his subordinates, ibid., 207.

[3]) Ibid., 204.

[4]) *Othello*, III, iii, 67.

[5]) *Poems, ed. cit.*, 173.

[6]) J. Hurrault, *Politicke, Moral and Martial Discourses,* tr. Golding, London, 1595, 376 *et seq.*

[7]) Digges, *Foure Paradoxes*, London, 1604, 24 *et passim.*

[8]) Sir Roger Williams, *The Actions of the Low Countries*, London, 1618, 10. See also *Characters,* attributed to Webster, *ed. cit.*, IV, 25—26. Riche disagrees, *Fruites* 29 *et seq.*

[9]) Digges, *Arithmeticall Militare Treatise*, London, 1579, 123.

[10]) Sutcliffe, op. cit., 302 *et seq.*

[11]) Knyvett, op. cit. Cf. Riche, op. cit. 29 *et seq.*

[12]) Garimberto, op. cit., 7 *et seq.*

gether consonant with the exalted military ideals of the age — a man in whom the astute magnificoes of Venice might well repose their trust. Indeed, Iago truly might declare:

> Another of his fathom they have none,
> To lead their business[1]).

In appointing Cassio, Othello appears as the far-sighted and broad-minded commander, willing to take the more difficult path and to accept the criticism that such a course might involve. In dismissing Cassio, the same impersonality of judgment is evident[2]); and he refused to be swerved from the course of justice even by the *argumenta ad hominem* of his wife. Cassio's character in less fully drawn: he is learned and courtly, a good soldier but for the one physical defect that he has a weak head for liquor. According to the standards of the day, he is neither a "sensualist" nor a sot. Perhaps he should be taken as the more ideal counterpart of Roderigo, the young gentleman of good family who goes to war as an avocation; whereas Iago and Othello might be taken to represent the professional soldier respectively in the actual and in the ideal[3]). Othello is indeed the conspicuous opposite of most of the crying faults apparent in so many commanders of the day, who allowed love of luxury, avarice and favoritism to undermine the discipline of their armies; and, by the grouping in contrast of familiar military types, Shakespeare showed in sharper colors the lofty character of the Moor and the poignant force of this tragedy of Elizabethan army life.

---

[1]) *Othello*, I, i, 153—54.

[2]) Even the killing of Desdemona, he does in the same impersonal way, not in anger, but in the sorrow of inevitable necessity. The interpretation of his character by some critics and by Salvini and other actors as overwhelmingly passionate seems to the present writer quite out of keeping.

[3]) The present writer is now preparing a series of studies of the soldiers in Shakespeare's plays, including an investigation of the character of Iago. The second of this series *"This Poor Trash of Venice"* is about to appear in the Journ. Engl. Germ. Phil.

West Virginia University, Morgantown, W. Va. John W. Draper.

GEORGE ELIOT ÜBER HEINRICH HEINE.

Historisch und aktuell bedeutsam will uns das Bildnis Heines erscheinen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie es uns George Eliot, die mit deutschem Geistesleben und jüdischer Gemütsart vertraute Dichterin, zugestalten wuſste.[1] — Wohl kommt die Stärke ihres Erlebens, welches die in Deutschland gewonnenen Eindrücke hervorriefen, in keinem der Romane zu gesammeltem Ausdruck. Allein, hier und da klingt die Stimme groſser Deutscher an. In *Daniel Deronda*, dem von der Idee des Zionismus durchdrungenen Roman, hören wir die Sängerin Mirah Gwendolen, jene elegante Dame aus den Kreisen der englischen Aristokratie, mit der Prinzessin Eboli in Schillers *Don Carlos* vergleichen[2], und der Musiker Klesmer in demselben Werk weiſs für seine Komposition keinen schöneren Namen zu finden als die Goetheschen Worte aus Klärchens Lied im *Egmont*: „Freudvoll, leidvoll, gedankenvoll."[3] Die Gestalt Sephardos im Drama *The Spanish Gipsy* trägt einzelne Züge von Schillers Seni im *Wallenstein*; beide Astrologen wirken in voller seelischer Hingabe für ihre Gebieter, deren Zukunft sie aus der Konstellation der Sterne ergründen wollen. — Wir könnten die Beispiele vermehren, wo man Gedanken aus der deutschen Dichtung aufleuchten

---

[1]) *German Wit: Heinrich Heine,* Westminster Review, Jan. 1856; abgedruckt in: *Essays and Leaves from A Note-Book* by George Eliot, Leipzig, Tauchnitz, 1884. — George Eliots Aufsatz darf als das erste literarische Heineporträt in England angesehen werden, in dem eine umfassende Darstellung der Persönlichkeit angestrebt ist. Die bedeutende Charakteristik Heinrich Heines durch Matthew Arnold stammt erst aus dem Jahre 1865.

[2]) *Daniel Deronda,* Vol. IV/LII, S. 64, Ausg. Tauchnitz, 1876.

[3]) *Daniel Deronda,* Vol. I/V, S. 68, Ausg. Tauchnitz, 1876; *Egmont,* III. Aufzug.

sieht. Aber selbst das systematische Goethestudium, zu dem die Dichterin durch einen Weimaraufenthalt im Jahre 1854 angeregt wurde, vermochte sie nicht zu einer gröſseren, von deutschen Eindrücken erfüllten Leistung anzufeuern.

Die gleiche Reise führte die Dichterin für längere Zeit nach Berlin[1]), wo sie im Kreis Varnhagen verkehrte. Hier empfängt sie die ersten bedeutsamen Nachrichten über Heine. Der durch seine biographischen Charakteristiken bekannte Varnhagen hegte die Erinnerungen, die ihn persönlich an Heine banden, und war gern mitteilsam zu jedem, der ihn darum befragte.

Die jahrelange Mitarbeiterschaft an der *Westminster Review* hatte George Eliot als literarische Kritikerin bereits so hoch herangebildet, daſs sie nun einer Persönlichkeit sich einzufühlen wuſste, die nur der differenziert Fühlende, an den Grenzen des Dekadenten noch ästhetisch Genuſsfähige, im Kerne zu begreifen vermag.

Es ist eine glückliche Fügung, daſs uns von George Eliot ein rein geistiges Heinebildnis geschenkt werden konnte, unbeschattet von den entstellenden Hüllen des Zeitkampfes. Nur soweit will sie dem Politiker Heine nahekommen, als sich ihr dort die Züge des Ewig-Menschlichen und Einzigartig-Schöpferischen dartun. Die unvoreingenommene Schau der Weltbürgerin dringt in geistige Weiten, wo sich alle Gegensätze des Nächsten und Kleinlichen beseligend lösen. Die Sicherheit der Dichterin im Erkennen echter Persönlichkeitswerte sehen wir sich bezwingend erweisen, indem sie, die begeisterte Kämpferin für die Ethik des sittlichen Ernstes, von dem schwerwiegenden Urteil der Gewissenlosigkeit, wie es z. B. von Börne und anderen maſsgebenden Stimmen gegen Heine erhoben wurde, sich nicht beirren lieſs. Niemals konnte die verbreitete Meinung, dieser Dichter sei charakterlos und wisse nur durch geistreiche Spielereien zu fesseln, George Eliot gefangen nehmen. Es kam ihr kein Zweifel an dem ernsten Wollen des Mannes bei aller Mannigfaltigkeit der Lichter, mit denen er das Dasein zu durchleuchten wuſste, bei allen Brechungen des Scheins in der Dialektik eines rastlosen Witzes.

---

[1]) Nov. 1854 bis März 1855: vgl. I. W. Cross, *George Eliot's Life*, S. 22 ff., Ausg. Tauchnitz, 1885.

Solche Festigkeit des Glaubens in die Gesinnung der umstrittenen Persönlichkeit stammt aus der Genialität des Herzens. Wir sehen mit überraschender Deutlichkeit, daſs bei George Eliot im literarhistorischen Nacherleben die gleiche seelische Kraft den Impuls zur Tat gegeben hat wie im Künstlerisch-Freischaffenden: Ein um die groſse Wahrheit und letzte Lauterkeit ringendes Gemüt. Bezwingend ist die Liebeskraft dieser stark fühlenden Frau, die ihre volle Stärke des Herzens und des Geistes ausströmt, um eben dem in seinem eigenen Vaterland Angefeindeten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Selbständige in seiner ganzen Geistesrichtung, die Unabhängigkeit des Denkens und Fühlens, der Mut zum Alleinsein auf geistiger Bahn, die Gestaltungsgabe im Lyrischen, das Ausdrucksvermögen der Prosa und nicht zuletzt die Lebensüberwindung kraft des Humors: Das waren die Gründe, die, wie George Eliot bekennt, den Wunsch in ihr wachsen lieſsen, Heine den englischen Landsleuten nahezubringen. — Es ist bedeutsam, daſs hier die erste gründliche Belehrung über Heine eben von jener Frau ausging, deren Seelenleben durch das ausgeprägteste Verantwortungsgefühl beherrscht wird. Ein Sittlichkeitsenthusiasmus, bereichert und vertieft dank dem Studium Comtes, hat sich hier erprobt und seine Kraft bestätigt an einem der umkämpftesten Orte der Geistesgeschichte.

Als Quelle für die Ausführungen über Heine gibt George Eliot auſser Varnhagen August Lewald an, der im Salon Varnhagen verkehrte; in der Hauptsache aber habe sie aus Heines autobiographischen Bemerkungen in den Werken selbst geschöpft. All dies zeigt uns deutlich an, daſs der Wert von George Eliots Aufsatz nicht im verarbeiteten Material als solchem liegen kann; nicht unbekannte Quellen werden erschlossen, die Heinephilologie gewinnt keine Bereicherung, sondern ein Bildnis ist geschaffen, das die Zeitgenossen und die Nachwelt zu fesseln weiſs, weil es eine feine Porträtistin gestaltete. Aus ihm spricht eine geheime innere Verwandtschaft mit der Dichterin selbst: Ein Subjektivismus, den sie nicht als lebensentfernende Eigenliebe gibt, nicht als Freude am Verneinen und Zersetzen objektiver Werte, sondern als Durchseelungsvermögen jeglichen Erfahrens, als Fähigkeit des ernsten Leidens am Leben. Bei aller Neigung zur Ichzentriert-

heit erscheint als beiden gemeinsam der Wille nach kultureller Weite. Eine Ähnlichkeit in der Lebensschau vermochte George Eliot den Weg zu ebnen zu Heines Eigenart, und es steigen nie jene Zweifel der Verständnislosen in ihr auf, die sein wirkliches Seelenbild vor den Augen der Mit- und Nachwelt verzerrt haben. Die Echtheit des Wollens, das heldenhafte Ertragen einer physiologischen Gesetzlichkeit und die Vergeistigung des körperlichen Leidenszustandes hat George Eliot dem Manne nahe gebracht mit jenem Gefühl, das aus ihren Werken als durchgehendes Gestaltungsprinzip hervorleuchtet: Die Sympathie mit unserem Nächsten; nicht eine oberflächliche, billige Regung des Mitleids, sondern das Verstehenwollen der Schwächen und ein wahres Verzeihenkönnen übertönte alles, was man in Heines Charakter als Unstimmigkeit empfinden kann, und erschlofs George Eliot leicht den ganzen Menschen.

Der Würdigung der Persönlichkeit schickt sie eine biographische Einführung voran. Die Angabe des Geburtsjahres ist nicht korrekt, George Eliot nennt 1799; der Irrtum geht wohl auf Heine selbst zurück, der 1816 bereits 1799 als Geburtsjahr bezeichnete, um aus Preufsen auswandern, von der Heerespflicht sich befreien zu können, und der im späteren Lebensalter dann gern sich um zwei Jahre zu verjüngen suchte; doch wir wissen, dafs mafsgebende Zeugnisse für 1797 sprechen, und der 13. Dezember dieses Jahres darf wohl heute als Geburtsdatum feststehen.[1]) Irrtümlich ist auch die Angabe, dafs die Mutter arischer Abstammung gewesen sei. Peira ist die Tochter des jüdischen Arztes Gottschalk van Geldern.[2]) — Sonst aber sind die Tatsachen aus Heines äufserem Leben zutreffend gegeben. Seine herben Urteile über England in den *Vermischten Schriften* von 1828 haben George Eliot nicht hindern können, den Weg zu ihm zu suchen[3]); mit einem wohlwollend überlegenen Lächeln sieht die Dichterin über Heines Sprödigkeiten hinweg, weifs sie teilweise als Ungeschicklichkeit zu entschuldigen und ist viel zu sehr beseelt von dem Wunsche nach der ethischen Evolution und Vervollkommnung der Engländer, als dafs sie zaudern würde, ihnen

---

[1]) Vgl. Heinrich Heines Sämtliche Werke, hrsg. von Ernst Elster, I. Bd. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

[2]) Ebenda.

[3]) *Vermischte Schriften* III, Sämtl. Werke, VI. Bd., S. 327.

das krasse Spiegelbild ihres Charakters zu zeigen, wie es vor dem inneren Auge eines hochgeistigen Mannes erschienen ist.[1])

Prägnant weifs George Eliot das Wertniveau zu fixieren, wie es eine rechte Würdigung Heines zu sichern vermag:

"The audacity of his occasional coarseness and personality is unparalleled in contemporary literature, and has hardly been exceeded by the licence of former days. Hence, before his volumes are put within the reach of immature minds, there is need of a friendly penknife to exercise a strict censorship. Yet, when all coarseness, all scurrility, all Mephistophelean contempt for the reverent feelings of other men, is removed, there will be a plenteous remainder of exquisite poetry, of wit, humour, and just thought. It is apparently too often a congenial task to write severe words about the transgressions commited by men of genius, especially when the censor has the advantage of being himself a man of no genius, so that those transgressions seem to him quite gratuitous; he, forsooth, never lacerated any one by his wit, or gave irresistible piquancy to a coarse allusion, and his indignation is not mitigated by any knowledge of the temptation that lies in transcendent power. We are also apt to measure what a gifted man has done by our arbitrary conception of what he might have done, rather than by a comparison of his actual doings with our own or those of other ordinary men. We make ourselves over-zealous agents of heaven, and demand that our brother should bring usurious interest for his five Talents, forgetting that it is less easy to manage five Talents than two. Whatever benefit there may be in denouncing the evil, it is after all more edifying, and certainly more cheering, to appreciate the good."[2])

Es ist sehr aufschlufsreich für die Geistesart von George Eliot selbst, dafs der Humor und Witz Heines ihr den eigentlichen Weg bereitet haben für ein tiefes Verständnis seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart. Der Humor ist der Dichterin das Symptom schlechthin für die Kulturhöhe eines Menschen. Weit spannt George Eliot den Bogen bei dem Versuch, Witz und Humor deutlich voneinander zu unterscheiden. Wir hören diese scharfsinnigen Erkenntnisse:

"Humour draws its materials from situations and characteristics; Wit seizes on unexpected and complex relations. Humour is chiefly representative and descriptive; it is diffuse, and flows along without any other law than its own fantastic will; or it flits about like a will-o'-the-wisp, amazing us by its whimsical transitions. Wit is brief and sudden, and sharply defined as a crystal; it does not make pictures, it is not fantastic; but it detects an unsuspected analogy, or suggests a startling or confounding inference. Every one who has had the opportunity of making the com-

---

[1]) *German Wit: Heinrich Heine,* in: *Essays* S. 93 ff.

[2]) ebd. S. 80 ff.

parison will remember that the effect produced on him by some witticismus is closely akin to the effect produced on him by subtle reasoning which lays open a fallacy or absurdity; and there are persons whose delight in such reasoning always manifests itself in laughter. This affinity of Wit with ratiocination is the more obvious in proportion as the species of wit is higher and deals less with words and with superficialities than with the essential qualities of things."[1])

Bei den Deutschen vermifst George Eliot die eigentlich künstlerisch produktiv sich auswirkende Kunstbegabung, das rechte Mafs im Lachen, eine Selbstzucht, wie wir sie zu üben wüfsten im Bereich metaphysischen Deutens. Heines Name sei der einzige deutsche, der in diesem Zusammenhang mit Bewunderung genannt werden könne, und mit Recht habe er europäischen Ruf gewonnen. — Wir wissen, dafs im Ausland eine solche Bewertung des Dichters nicht vereinzelt ist. England und Frankreich stellen ihn gern den eigenen Gröfsten gleich; seine Werke zählen hier unter die Schätze der Weltliteratur, und dies kommt praktisch häufig zum Ausdruck, indem die bedeutendsten öffentlichen Bibliotheken in den ausländischen Listen mit in erster Linie Heines Namen nennen. Die unvergängliche Bedeutung Heines, die neuen Wurzeln, die er in den Boden eines geistig fruchtbaren Jahrhunderts zu senken weifs, beschreibt George Eliot in schöner, warmer Weise:

"Heine is one of the most remarkable men of this age; no echo, but a real voice, and therefore, like all genuine things in this world, worth studying; a surpassing lyric poet, who has uttered our feelings for uns in delicious song; a humorist, who touches leaden folly with the magic wand of his fancy, and transmutes it into the fine gold of art — who sheds his sunny smile on human tears, and makes them a beauteous rainbow on the cloudy background of life; a wit, who holds in his mighty hand the most scorching lightnings of satire; an artist in prosa literature, who has shown even more completely than Goethe the possibilities of German prose; and — in spite of all charges against him, true as well as false — a lover of freedom, who has spoken wise and brave words on behalf of his fellow-men. He is, moreover, a suffering man, who, with all the highly wrought sensibility of genius, has to endure terrible physical ills; and as such he calls forth more than an intellectual interest. It is true, alas! that there is a heavy weight in the other scale — that Heine's magnificent powers have often served only to give electric force to the expression of debased feeling, so that his works are no Phidian statue of gold, and ivory, and gems, but have not a little brass, and iron, and miry clay mingled with the precious metal."[1])

---

[1]) Ebd. S. 72ff.

Ein tiefes, zartes Verstehen zeigt George Eliot für Heines inniges Verhältnis zu seiner Mutter und dem dichterischen Niederschlag, den dieses Gefühl in dem *Buch der Lieder* gefunden. Solch frühe künstlerische Frucht wie *Die Grenadiere* — man nimmt das neunzehnte Lebensjahr als Entstehungsjahr an — weiſs George Eliot als Beweis einer spezifischen Begabung zu würdigen. In dem Schemenhaften der Gestalten, wie sie uns in der Jugendtragödie *Almansor* entgegentreten, erblickt die Dichterin mit Recht das Unvermögen, Seelisches scharf zu umreiſsen und festumgrenzte Charaktere zu schaffen mit eigener innerer Wahrscheinlichkeit.

Weltanschauliches in Heines geistigem Entwicklungsgang zeichnet George Eliot treffsicher mit wenigen Strichen. Den Religionsübertritt beurteilt sie nur als ein äuſseres Symptom, abgesondert vom Bereich innerer Überzeugung; sie erkennt mit reifem Blick, daſs bei Heine die Taufe nicht den Beweis eines Gesinnungswandels bedeuten konnte, sondern aus äuſseren Gründen geschehen war und dem jungen vorwärtsstrebenden Talent als die einzige Möglichkeit im preuſsischen Staat erschien, Stellung und damit finanzielle Sicherheit zu erwerben. — Die rückschauende Selbstkritik Heines über den Einfluſs, den Hegel in der Jugend auf ihn ausgeübt, führt George Eliot wörtlich an.[2]) Sie beachtet, daſs die Freude am sarkastischen Spiel Heine zu Behauptungen verführt, die inhaltlich nicht immer auf die Wagschale zu legen sind. Wir wissen, wie der Dichter in seinen *Geständnissen* den positiven starken Einfluſs ignoriert, den Hegels antinomisches Denken auf seine dialektische Begabung ausgeübt hat. Von dem scheinbar Widersprechenden in Heines politischer Auffassung, der Begeisterung für demokratische Ideen und der Enttäuschung angesichts jener französischen Julirevolution, wie dies beides in Heines Buch über Börne zum Ausdruck kommt[3]), läſst sich George Eliot nicht beirren. Sie weiſs, wie aristokratische Seelen, die sich für die Gedanken der Gleichheit und Selbständigkeit

---

[1]) Ebd. S. 79 ff.

[2]) Heine, *Vermischte Schriften*, Bd. I, Geständnisse, S. 48: Sämtliche Werke VI. Bd., Ausg. Elster; George Eliot, *German Wit: Heinrich Heine* S. 89 ff.

[3]) Heine, *Ludwig Börne, eine Denkschrift*, 2. Buch: Heine, Sämtliche Werke, Ausg. Elster, VII. Bd.

begeistern, an dem Anblick des in sich geruhsamen Mittelmaſses leiden. Die Feinnervigkeit des Dichters, sein empfänglicher Sinn für das Schöne, sein friedvolles Begehren und die Hoffnung auf das Durchdringen demokratischer Grundsätze seien verletzt worden von dem lauten Gebaren sinnloser Eiferer. George Eliots künstlerisches Gefühl ist angenehm berührt von der dramatischen Kraft der Darstellung Börnes; dank ihrer kritischen Denkkraft erkennt sie aus der Art der Charakteristik einen gestaltbestimmenden Scharfsinn. In der Kompositionsweise Heines liege ein „gallisches Element“ verborgen, und dies habe ihm die Anerkennung in den maſsgebenden Pariser Kreisen gewonnen. Scharf wendet sich George Eliot gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit, den man eben in Deutschland gegen Heine ausgesprochen habe. Es ist wärmste teilnehmende Leidenschaft, mit der die Dichterin die Annahme des Stipendiums, das die französische Regierung Heine gewährte, zu einem moralischen Recht erhebt. Seine geistige Stellung in Frankreich habe nicht auf unlauterem Begehren beruht, sondern einem Ausdrucksvermögen in den letzten Reizen des Wortsinnlichen, wie es den Franzosen verwandt erscheine. — Eine Unparteilichkeit des Urteils Heines in allen Kritiken über das öffentliche Leben und seine führenden Männer hebt George Eliot besonders hervor: “Heine deals out both with an impartiality which made his less favourable critics — Börne, for example — charge him with the rather incompatible sins of reckless caprice and venality.“[1])

Tief sind die dichterischen Kräfte erlebt, die Heines Werk beseelen: Die Gefühlsweite der Lyrik, der Volksliedton vieler seiner Gedichte, die sogleich mit einer musikalischen Begleitung geboren scheinen, die Vielgestaltigkeit ihrer Phantasiewelt, das eilige Durchmessen der Empfindungsskala, die ungeahnte Aufeinanderfolge elegischen Seufzens und satirischen Gelächters. Das *Buch der Lieder* bedeutet für die Dichterin den Höhepunkt von Heines lyrischem Schaffen; sie bewundert das völlig Ausgeglichene, das differenzierteste Gefühl ergieſse sich selbstverständlich und leicht in das angemessenste, schlichteste Wort. Dies Urteil bezeugt, daſs George Eliot in den Geist der deutschen Sprache tief eindringt und für ihre feinsten Nuancen

---

[1]) *German Wit: Heinrich Heine,* in: *Essays* S. 99.

empfindsam ist. Auch Heines Prosa wertet sie hoch; sie betont die Grazie und Klarheit des Ausdrucks, um so eindringlicher, weil sie diese Merkmale bei anderen deutschen Dichtern häufig habe vermissen müssen. Heine erweise in noch ausgedehnterem Maſse als Goethe den Reichtum der Ausdrucksmöglichkeiten in der deutschen ungebundenen Rede. — Mit Ehrfurcht spricht die Dichterin von dem erwachenden Glauben in den Zeiten körperlichen Siechtums, wie der Leidende bei seinem Gott nach Frieden suchte, und sie weiſs dies als reine Religiosität, frei von jeder konfessionellen Bindung, recht zu würdigen.

Mehr als ein Jahrzehnt nach der Gestaltung dieses Lebensbildes schuf die Dichterin mit viel Innigkeit ihren *Daniel Deronda*, das Schicksal jenes zartempfindenden und verstandesscharfen Jünglings. Viel Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daſs das Studium Heines George Eliots Auffassung vom Juden als psychologischem Typ entscheidend bestimmt habe, einen tiefen Eindruck ihr gewährte in die Synthese von Gefühlsglut und kühlem, kritischem Betrachtungsvermögen.

In jenem geistigen Bewegungszug England-Deutschland, wie er seit dem XVIII. Jahrhundert als groſses historisches Ereignis vor unseren Blicken sich abspielt, scheint es, daſs der Deutsche leicht und willig den Weg in jenes Land autonomer Entwicklung zu gehen weiſs. Das gefestigte Inselreich hatte für die Entfernung von jeher eine stärkere Bewuſstheit als das ihm zustrebende, noch damals um seine geistige Selbstsicherheit ringende Deutschland. In dem Aufsatz George Eliots über Heinrich Heine ist aus innigem, selbständigem Wollen heraus der Versuch gewagt, das Schaffen eines groſsen Deutschen, dem sein eigenes Heimatland gern die geistigen Sohnesrechte bestritten hat, der englischen Nation nahezubringen.

Bei oberflächlichem Hinsehen mag es seltsam berühren, daſs eine Engländerin, die Angehörige eines konventionsgebundenen, durch die Strenge der Sitte gestützten, aber auch beengten Volkes so warm für einen Menschen spricht, dessen Lebens- und Gestaltungskraft erst jenseits aller bürgerlichen Grenzen sich auszuwirken begann. Der Einwand liegt nahe: George Eliot selbst habe sich über die bürgerliche Meinung hinweggesetzt, indem sie sich entschloſs, in freier Liebe mit G. H. Lewes zu leben; man weiſs, daſs seine unglückliche Ehe

gesetzlich nicht scheidbar war, und der daraus erwachsende Verzicht auf eine neue institutionelle Bindung vermag innerlich noch nicht viel zu beweisen. Jedenfalls — die stärksten künstlerischen Kräfte George Eliots wurzeln in der Welt des kleinen Alltags, aus der sie stammte, das Schildern des beengtesten Lebens, abseits vom groſsen Geschehen, gelingt ihr am besten. Ihre groſse Gabe, die Menschen zu lieben und zu ihnen zu gelangen über schwierigste Hindernisse hinweg, hat sie jenem Manne nahegebracht, an dem der klügelnde Verstand scheitern muſs. Sie bekennt, daſs der Widerhall, den Heine bei ihr gefunden habe, über das Intellektuelle weit hinausgehe. Nicht das Begreifen und die Anregung eines feingeschliffenen Geistes ist ihr der letzte Reiz; sie verliert sich nicht in dem Wohlgefühl selbstzufriedenen Genusses, unbekümmert um die seelische Not des anderen. Eben diese, der leidende Mensch ist es, den sie selbst aus den stärksten Tönen geistiger Lebensüberwindung heraushört, zu dem sie hindrängt. Ihn in seiner vollen Gegensätzlichkeit gefunden zu haben, ist jener Frau gelungen: England hat sein erstes groſses Heinebildnis empfangen als Tat eines scharfen und liebedurchdrungenen Geistes.

Plauen i. V. Lotte Simon-Baumann.

DIE RATIONALISTISCHE GRUNDLAGE DER ENGLISCHEN KULTUR DES 17. JAHRHUNDERTS.

„Waltete in der Renaissance Drang und Auskosten des Ich und der Welt in fast magischer Ergriffenheit, so wird das jetzt 'barock' geprägt durch wachen Willen zur Beherrschung von Ich und Welt, sei es im politisch-absolutistischen, im asketischen oder im naturwissenschaftlichen Sinne“[1]). Mit diesen Worten charakterisiert Günther Müller Geist und Wesen des 17. Jahrhunderts, jener Periode der modernen europäischen Kulturgeschichte, die den Individualismus der Renaissance übernimmt und sogar steigert, ihn aber gleichzeitig in einzigartiger Weise bindet. Die Kultur dieser Periode zeigt die gewaltige Entfaltung des Individuums, aber gleichzeitig auch eine stark betonte Gemeinschaftsidee. Lösendes und Bindendes stehen neben- und gegeneinander und geben dieser Zeit ein eigentümlich dualistisches Gepräge, an das auch A. Hübscher denkt, wenn er von dem „antithetischen Lebensgefühl“ des Barock spricht.[2]) Auf allen Gebieten des geistigen Lebens sind wir Zeuge einer weit um sich greifenden Expansion, die den Machtwillen des 16. Jahrhunderts gewaltig übersteigert. Aus der absoluten Staatsidee Machiavellis wird das schrankenlose Gottesgnadentum der Fürsten, das in England unter Karl I. eine erschütternde Katastrophe herbeiführt. Die Befreiungstat der Reformation mündet im 17. Jahrhundert in den verheerenden Religionskriegen aus, die Deutschland, Frankreich und England durchzittern. Die Wirtschaft, die sich im

---

[1]) Günther Müller, *Deutsche Dichtung der Renaissance und des Barock* (Handbuch der Literaturwissenschaft), p. 128.

[2]) A. Hübscher, *Barock als die Gestaltung antithetischen Lebensgefühls.* Euphorion Bd. 24, passim.

16. Jahrhundert aus den Fesseln der mittelalterlichen Gebundenheit befreit hat (Fugger), entwickelt ein Jahrhundert später ein kapitalistisches System, das einen bis dahin unerhörten Zug in die Weite nimmt. Für England ist die Gründung der Ostindischen Kompagnie im Jahre 1600 der Ansatzpunkt zu einer wirtschaftlichen Entfaltung, an deren Ende die grofsen Kolonialgründungen stehen. In Kunst und Literatur verrät sich eine Vorliebe für Überladenheit und Schwulst, die in ihrer Mafslosigkeit alle Normen zerstört. Es kommt das Jahrhundert der Universalität, des Bedürfnisses nach Allumfassung, das sich nicht nur in dem phantastischen Streben, eine Universalsprache zu schaffen, ausdrückt (Bacon, Dalgarno, Wilkins), sondern sich auch in der Pädagogik mit ihren pansophischen Ideen zeigt (Comenius, Hartlib). Mit dem expansiven Geist der Zeit hängt es zusammen, wenn man sich mit der Kultur fremder Völker befafst, wenn namentlich das Studium der orientalischen Sprachen in England, Frankreich und Holland eifrig betrieben wird: Edward Pococke (1648—1727) ist der erste Professor für Arabisch in Oxford[1]). Im 17. Jahrhundert werden ferner die ersten systematischen Versuche gemacht, den Weltverkehr zu erleichtern. Man beginnt mit der Verbesserung der Land- und Wasserwege[2]) und der Einrichtung staatlicher Postverbindungen[3]). Schliefslich ist auch der aufkommende Journalismus Ausdruck einer Kultur, die ihre Menschen „zum grofsen Stil"[4]) und zur Würde erheben und erziehen will: 1621 wird die erste englische Zeitung gedruckt[5]).

Und doch spricht Fleming mit Recht von einem „Heroismus der Resignation"[6]). Denn diese ganze Steigerung des Lebensausdrucks ist auf der andern Seite von einem drückenden Pessimismus begleitet. Während ein Jahrhundert zuvor fröhliche Zuversicht und mutiger Glaube an den Menschen herrschten, ist das Barockzeitalter von einem verhängnisvollen Fatalismus durchzogen. Himmel und Welt bilden einen

---

[1]) G. N. Clark, *The Seventeenth Century* (Clarendon Press 1929), p. 207.

[2]) ibid. p. 49. [3]) ibid. p. 54.

[4]) K. Joël, *Wandlungen der Weltanschauung* I (1928), p. 355.

[5]) Clark, a. a. O. p. 331.

[6]) W. Fleming, *Die Auffassung des Menschen im 17. Jahrhundert*: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1928, p. 403 ff.

unversöhnlichen Gegensatz. „Gott ist dem Menschen unfaſsbar; fern in der Transzendenz, unendlich fern ist er der bangenden Menschenseele", heiſst es in der Westminster Confession von 1648[1]. Der einzelne, so frei er sich auch fühlen mag, ist an ein Schicksal gebunden, das ihm mit Vernichtung droht. Aus dieser Stimmung heraus klagt etwa John Donne: *Oh what a trifle and poore thing he is* (= der Mensch)[2] und fährt dann fort: *Be more then man or thou'rt lesse then an Ant*[3]. Man steht unter dem Eindruck des nahen Weltunterganges: *I believe the world grows near its end*, heiſst es in der *Religio Medici* von Sir Thomas Browne. Wenn auch noch das Renaissancebewuſstsein von der Gröſse des Menschen nachlebt, wird doch gleichzeitig schon von seiner Niedrigkeit gesprochen. Für den Lyriker Herbert ist der Mensch der *master*, aber ebenso auch ein *palace in decay*[4]. Die Prädestinationslehre in ihrer ganzen düsteren Färbung hat hier ohne Zweifel verstärkend gewirkt[5]. Dazu kommt die entwürdigende Einschätzung des Menschen, wie sie etwa Hobbes gegeben hat (*homo homini lupus*). Das alles sind Bewuſstseinshaltungen des 17. Jahrhunderts, die in schroffstem Gegensatz zu der bejahenden Rechtfertigung der Menschen stehen, von denen oben gesprochen wurde.

Die die damalige Zeit bewegende Frage lautet: Gibt es eine Brücke, welche diese abgrundtiefen Gegensätze verbindet? Fehlt jeder Ausgleich zwischen den entgegengesetzten Polen dieser Zeit? Erst das 18. Jahrhundert hat in der Harmonielehre Shaftesburys die endgültige Lösung dieses Problems bringen können; das 17. hat bis zu seinem Ausgang in den angedeuteten Spannungen gelebt. Die eigentliche Kulturleistung der Zeit besteht gerade darin, daſs sie versucht hat, den isolierten, unter dem Gefühl seiner Nichtigkeit leidenden Menschen in groſse Geistesverbände einzuordnen und dadurch zu heben. So wird etwa der hemmungslose Absolutismus, der

---

[1]) Zit. nach Hans Oskar Wilde, *Der Gottesgedanke in der englischen Literatur* (Breslau 1930), p. 18.

[2]) John Donne, *An Anatomie of the World*: Works (ed. Grierson) I; Zeile 170.

[3]) ibid. Zeile 190.

[4]) Vgl. E. Dowden, *Puritan and Anglican* (London, Kegan, 1900), p. 101.

[5]) Vgl. die Ablehnung des Stolzes im Menschen bei Bunyan, *The Life and Death of Mr. Badman*, Kap. 12.

die Politik der Renaissancefürsten kennzeichnet, durch die verpflichtende Idee des *Divine Right of Kings* in seine Schranken gewiesen, wodurch der Staat über den Herrscher erhoben wird[1]). Durch ähnliche Bindungen wird alle religiöse Zerrissenheit überwunden: die Individuen schliefsen sich zu Kollektivverbänden zusammen (Presbyterianer, Independenten, Jesuitenorden). Im Wirtschaftsleben wird der grofskapitalistischen Spekulation von der calvinistischen Erwerbstheorie eine Schranke gesetzt, die „von dem christlichen Liebesgedanken umgrenzt" ist[2]). Philosophie und Wissenschaft sind bei allem Streben in die Weite methodisch gebunden (Bacon, Descartes, Leibniz)[3]) und in grofse Systeme gebracht worden. In der Literatur berauscht man sich zwar an Schwulst und Bombast, versucht aber gleichzeitig die grenzensprengende Phantasie durch strenge Regeln zu fesseln (Boileau, Ben Jonson, Dryden). Auf jeden Fall sehen wir überall in der Kultur des 17. Jahrhunderts die Tendenz zu formen und zu normieren. Dadurch ist einerseits verhindert worden, dafs der aus der Renaissance überkommene Individualismus ins Uferlose steigt, andererseits hat man den isolierten Menschen in Bindungen eingefügt, die ihm in seiner Vereinsamung einen sicheren Halt zu geben vermögen. Es erhebt sich nun die Frage nach der Wesensbeschaffenheit dieses bindenden Elementes. Die folgende Untersuchung soll die Antwort darauf geben.

1.

W. Dilthey spricht in seinem Werke „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation" von dem natürlichen System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert: „Es liegen nach diesem System in der Menschennatur feste Begriffe, gesetzliche Verhältnisse, eine Gleichförmigkeit, welche überall dieselben Grundlinien von wirtschaftlichem Leben, rechtlicher Ordnung, moralischem Gesetz, Schönheitsregeln, Gottesglauben und Gottesverehrung zur Folge haben mufs"[4]). Es handelt sich mit andern Worten

---

[1]) Fr. Meinecke, *Die Idee der Staatsraison* (München 1929), p. 78 und passim.

[2]) H. Levy, *Soziologische Studien über das englische Volk* (Jena, 1920), p. 84.

[3]) Joël a. a. O. p. 392. [4]) Dilthey p. 91.

um eine rationalistische Veranlagung des Menschen, die seine Autonomie begründet und im 17. Jahrhundert zur eigentlichen Herrschaft gekommen ist. Bei dieser plötzlichen, entscheidenden Bewertung der Vernunft spielen zweifellos die verschiedensten Faktoren eine Rolle. Sicherlich darf man hier Nachwirkungen der römischen Stoa annnehmen[1]), die allerdings in Deutschland stärker waren als in England, wenn man von Milton und den Cambridger Platonisten absieht. Man mufs ferner in Rechnung stellen, dafs auch von der mittelalterlichen, patristisch-scholastischen Lehre befruchtende Anregungen ausgegangen sind.[2]) Jedoch hätte weder die Besinnung auf die Antike noch die Anknüpfung an das Mittelalter dem Rationalismus im 17. Jahrhundert ein solches Schwergewicht geben können, wenn nicht der Einflufs des Neuprotestantismus hinzugekommen wäre, der in der Lehre Calvins begründet ist. Seit den Forschungen von Max Weber und Ernst Tröltsch wissen wir, dafs von hier aus der eigentliche Weg in die rationalen Lebensordnungen der modernen Welt führt. Allerdings trägt die Vernunft während des ganzen 17. Jahrhunderts ein Stück Mystik in sich; erst im 18. Jahrhundert ist ihr jene Klarheit eigen, für die es keine Rätsel mehr gibt. In der Zeit Miltons ist sie nur eine Lebensäufserung neben andern; erst in der Aufklärung wird sie die Göttin, die mit autoritativer Macht das ganze Sein beherrscht. Sie ist im 17. Jahrhundert ausschliefslich das dem Menschen angeborene Vermögen, das Leben zu ordnen und zu regeln; sie ist die eigentliche Quelle aller Bindungen, die den einzelnen in seinem Alleinsein sichern und schützen; sie hat noch nicht, wie zwei Generationen später, jene zersetzende Schärfe und zerstörende Skepsis, die im Zeitalter Voltaires schliefslich zum Kulturpessimismus und in die Revolution hineingeführt haben.

2.

Mit Hilfe der Vernunft hat das 17. Jahrhundert zunächst ein neues Staatsideal geschaffen, das den nach Entfaltung drängenden individuellen Kräften genau so gerecht zu werden sucht wie den nach Zusammenschlufs strebenden Tendenzen.

---

[1]) Dilthey p. 153 ff., 248.

[2]) L. L. Schücking, *Die Familie im Puritanismus* (Teubner 1929), p. 23.

Der Weg dahin ist durch die allmähliche Zersetzung der mittelalterlich-theokratischen Idee gekennzeichnet, die den Staat als einen Teil einer „gottgewollten Harmonie des Weltganzen“[1]) ansah. Jetzt wird er aus sich selbst heraus erklärt, wird zu einem Ausdruck der Vernunft, die freilich gleichzeitig oberstes göttliches Attribut ist[2]). Diese naturrechtliche Staatslehre hat allerdings die mannigfachsten Interpretationen erfahren. Luther etwa, der sich zum Obrigkeitsstaat bekannt hat, versteht „das Naturrecht instinktiv als die von Gott mittelst der Vernunft bewirkte Emporhebung unbedingt herrschender positiver Gewalten, an deren Vernünftigkeit und Göttlichkeit ihn keine noch so widervernünftige Wirklichkeit irre macht“[3]). Die französische Staatslehre hat die *ratio civitatis* zum Ausgangspunkt des Widerstandsrechtes gegen absolute Willkürherrschaft genommen (Hotomanus, vgl. ferner die auch nach Deutschland und England hinübergreifende monarchomachische Bewegung). Es ist also bezeichnend, daſs aus denselben rationalen Wurzeln heraus im 17. Jahrhundert eine extrem absolutistische und ausgesprochen demokratische, auf der Idee der Volkssouveränität beruhende Staatslehre hervorwachsen können. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Auffassung vom Menschen. Je nachdem, ob man von seiner Güte oder Schlechtigkeit überzeugt ist, entsteht auf dem Boden der Vernunft eine Staatsrechtslehre, die entweder den einzelnen so autonom wie möglich machen will, oder die in der absoluten Bindung der Individuen an den Herrscher die beste Form staatlicher Gemeinschaft sieht.

In diesem Zusammenhang interessiert in erster Linie die englische Entwicklung, die von beiden Seiten her Anregungen erhalten hat. Ausgangspunkt ist der Kampf gegen den Absolutismus des Fürsten, der seit Jakob I. als besonders notwendig empfunden wird. In dem Protest gegen die Willkürherrschaft sind sich alle einig. Man hätte sich dabei auf Thomas Morus berufen können, der in seiner *Utopia* (1516) für die rechtliche Gleichheit aller Bürger eingetreten war, man hätte auch

---

[1]) Otto von Gierke, *Die Staats- und Korporationslehre der Neuzeit* (Berlin, Weidmann, 1913), p. 285.

[2]) ibid. p. 382.

[3]) E. Tröltsch, *Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen* (Tübingen, 1923), p. 533.

Richard Hooker anführen können, der um die Jahrhundertwende in seinen *Laws of Ecclesiastical Polity* (1594) aus Gründen der Vernunft gegen den königlichen Absolutismus protestiert hat.

Unter dem Einfluſs der calvinistischen Staatslehre und ihrer Aufforderung zum Widerstand gegen politische Tyrannei[1]) erwächst in der Puritanerzeit ein rationales Staatsideal, das in Milton seinen Hauptvertreter gefunden hat. Genau wie bei Calvin ist auch bei ihm das Naturrecht durchaus theologisch unterbaut; es ist also noch ein weiter Weg bis zur Aufklärung und zur Demokratie Rousseaus.

Miltons erster Appell an die Staatsvernunft ist die Flugschrift *The Tenure of Kings and Magistrates* (1648/49), die sich an Menschen richtet, deren wertvollstes Gut die Freiheit ist[2]). Als autonome, von Gott mit Vernunft begabte Wesen sollen sie den Herrscher erwählen, ohne ihre Freiheit in irgendeiner Weise aufzugeben. Sie haben vielmehr die Pflicht, darüber zu wachen, daſs aus dem Herrscher kein Tyrann werde, gegebenenfalls dürfen sie auch vor einer Absetzung des Fürsten nicht zurückschrecken. Unter dem Druck der politischen Verhältnisse seines Landes geht hier Milton über Calvin hinaus, der das Widerstandsrecht nicht dem Individuum zubilligt, sondern besonderen, für das Wohl der Gesellschaft verantwortlichen Instanzen[3]). Man könnte aber auf Grotius hinweisen, dessen Glaube an den Menschen sich eng mit dem Miltons berührt[4]).

Milton hat noch des öfteren zu dem Problem Stellung genommen, ohne wesentlich neue Formulierungen gefunden zu haben. Die *Defensio pro populo Anglicano* (1651) zeichnet sich höchstens dadurch aus, daſs der Protest gegen den königlichen Absolutismus im Kampfe gegen Salmasius nur noch mit gröſserer Leidenschaft ausgefochten wird. Vielleicht wird auch der Unterschied zu Calvin stärker als in der ersten Schrift spürbar, nicht nur, weil energischer für die Republik plädiert wird[5]), sondern auch, weil die Lehre von der natur-

---

[1]) E. Tröltsch, *Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt* (5. Aufl., München, 1928), p. 56 ff.

[2]) *Prose Works*, ed. R. Fletcher (Davis, 1886), p. 233.

[3]) Tröltsch, *Soziallehren* p. 665.

[4]) Meinecke a. a. O. p. 261. [5]) *Defensio* Kap. 2.

gegebenen Freiheit aller Menschen in bedenkliche Nähe der Revolutionsthese von der Gleichheit aller Menschen rückt [*ubi multi sunt aequales, ut sunt in omni civitate plurimi imperium ex aequo atque per vices dandum esse arbitror*[1]]. Als Begründung wird auch hier das Naturgesetz angeführt, das mit dem göttlichen Gesetz identisch ist [... *legem Dei cum lege naturae consentire* ...[2]]. Dieses Gesetz wird durch die Vernunft erkannt.

Miltons Staatstheorien sind nicht zu einem System verdichtet worden; aus der gespannten politischen Situation seiner Tage heraus hat er seine Forderungen erhoben, lauter und wuchtiger als etwa der Verfasser der anonymen Schrift *The Leveller* (1659), der ganz im Sinne Miltons erklärt, daſs die Staatssouveränität eingeschränkt werde „durch unveränderliche, ewige Gesetze, die über ihr stehen, und unverletzliche Rechte der Menschen"[3]. Erst am Ende des Jahrhunderts begründet John Locke eine systematische rationale Staatslehre, die auch von der These der Freiheit des Menschen ausgeht, die ebenfalls dem denkenden Individuum die Verantwortung für die staatliche Ordnung auferlegt, aber die Vernunft ganz von der Religion trennt und zu einem rein weltlichen Prinzip mit empirisch-utilitarischer Zielsetzung macht (*Two Treatises of Government*, 1690).

Der Persönlichkeitswert des einzelnen ist bei Locke ganz bedeutend gestiegen. Mit aller Schärfe wird die völlige Freiheit und Gleichheit der Menschen betont, die jede Willkür ausschlieſse, denn *reason ... teaches all mankind, who will but consult it, that being all equal and independent, no one ought to harm another in his life, health, liberty and possessions*[4]. Jeder Verstoſs gegen das Gesetz der Vernunft ziehe Bestrafung des Übertreters nach sich. *Every man hath a right to punish the offender, and be executioner of the law of nature*[5]. Auf diesem Wege kommt Locke zu der Forderung einer streng rational begründeten Volkssouveränität als oberstem Staatsideal, und zwar ganz ohne Berufung auf die Ehre Gottes,

---

[1]) *Prose Works* ed. Fletcher p. 662. [2]) ibid. p. 676.

[3]) M. Freund, *Die Idee der Toleranz im England der groſsen Revolution* (Niemeyer, 1927), p. 270.

[4]) J. Locke, *Two Treatises of Government* (ed. 1764), Buch 1, § 6.

[5]) ibid. § 8.

sondern rein unter dem Gesichtspunkt eines weltlich gefaſsten Individualismus.

Die mit Locke zur Höhe geführte liberale Staatslehre wird nun aber im 17. Jahrhundert von einer andern Richtung durchkreuzt, die ebenfalls der Vernunft die Herrschaft einräumt, aber in ihr jene *mutua obligatio* sieht, durch welche die von egoistischen Trieben erfüllten Menschen an ihrer eigenen Vernichtung gehindert werden. Das Ergebnis ist der Verzicht auf alle eigene Verantwortung und die Proklamierung eines Staatsideals, das dem monarchischen Absolutismus sehr nahe kommt. Diese Richtung erreicht in Thomas Hobbes ihren Höhepunkt. Er rechnet mit der leidenschaftlichen Natur des Menschen. Die Leidenschaften treiben die Menschen in den Kampf bis zur gegenseitigen Vernichtung, aber die Vernunft bewirkt ihren Zusammenschluſs. Es ist beachtenswert, daſs die Vernunft bei Hobbes nicht die absolute Geltung eines Apriori hat, sondern fast in der Form eines empirischen *common sense* erscheint. Deshalb erfahren die *laws of nature* bei ihm auch eine ganz andere Wertung. Sie beruhen nicht auf einem rational zu verstehenden *consent of all mankind*[1]), sondern sind mehr praktische Lebensregeln, die sich beim Zusammenleben der Menschen als notwendig erwiesen haben. Dahin gehören etwa die Vorschriften, daſs jeder den andern als seinesgleichen anerkennen solle, oder daſs *things as cannot be divided, be used in common*[2]). Hobbes zählt eine Reihe solcher allgemeinen Grundsätze auf und knüpft daran die Bemerkung, daſs der Zustand des Krieges unvermeidlich sein werde, solange die Menschen diesen *laws of nature* nicht folgen[3]).

Hobbes' Pessimismus macht aber hier noch nicht halt: das Individuum werde immer wieder in den Zustand der Leidenschaft zurückfallen, wenn es sich nicht selbst entäuſsere und im Kollektivverband die ganze Macht einem einzelnen übertrage, der mit absoluter Gewalt ausgestattet wird. Der zwischen dem Individuum und dem Herrscher geschlossene Vertrag ist allein ein Akt der praktischen Vernunft, der den Krieg aller gegen alle beenden soll. Bis hierhin sind die Ideen mit logischer Konsequenz entwickelt; wenn dann aber,

[1]) Th. Hobbes, *The Elements of Law* (ed. Tönnies, C. U. P. 1928), p. 57.

[2]) ibid. I., Chap. XVII. [3]) ibid. p. 78.

wie im *Leviathan* (1651), die Person des Herrschers mit unumschränkter Gewalt ausgestattet wird und jenseits von Gut und Böse steht, so schiebt sich hier in eine Staats- und Gesellschaftslehre, die aus einem an die Lebenswirklichkeit gebundenen Rationalismus geformt worden ist, die ganz anders motivierte Idee des Gottesgnadentums ein[1]); denn die These von der absoluten Gewalt des Fürsten wird in erster Linie durch die Bibel gestützt (I. Sam. VIII, 11—12; I. Könige III, 9)[2]). Der Herrscher gilt als Gott allein verantwortlich, er ist Stellvertreter Christi[3]) und kann deshalb, auch wenn er seine Pflicht verletzt, nicht abgesetzt werden. Das kann zwar eine Versittlichung der absoluten Macht des Fürsten bedeuten, ist aber gleichzeitig eine Verlegung des Akzents aus der naturrechtlich-rationalistischen Gedankenwelt in die religiöse.

Es bleibt nun noch die Antwort auf die Frage nach der Verwirklichung der rationalistischen Theorien im staatlichen Leben. Das Jahrhundert beginnt mit dem Absolutismus der Stuarts, der mit ganz unproblematischer Konsequenz etwa in den Regierungstaten und Schriften Jakobs I. in Erscheinung tritt. Seine *Laws of Free Monarchies* (1616) enthalten Sätze wie: *As ye see it manifest that the king is over-lord of the whole land, so is he master over every person that inhabiteth the same, having power over the life and death of every one of them*[4]). Der König ist an kein Gesetz gebunden, und wenn er sich gewissen Verpflichtungen unterwirft, so geschieht es kraft seines eigenen freien Willens und nicht durch äufseren Zwang.

Der Sieg der Republik bedeutet die allmähliche Durchsetzung des Staates mit rationalistischen Tendenzen, bei denen sich in eigentümlicher Weise calvinistisch-demokratische und naturrechtlich-absolutistische Ideengänge kreuzen. In der Zeit Cromwells haben die Gedanken Miltons entscheidend gewirkt. John Goodwin, William Everard, Winstanley — bedeutsame Führer im Lager der Puritaner — sprechen nur radikaler aus, was Milton ungleich tiefer erfafst und vorsichtiger formuliert

---

[1]) Vgl. darüber auch Meinecke a. a. O. p. 264.

[2]) Vgl. im einzelnen J. Lips, *Die Stellung des Thomas Hobbes zu den politischen Parteien der grofsen englischen Revolution* (Leipzig 1927).

[3]) *Elements of Law*, p. 126.

[4]) Abgedruckt bei G. Carleton Lee, *Leading Documents of English History* (London, Bell 1910), p. 337.

hat[1]), eben jene Verankerung des Staates in der gottgegebenen Vernunft mit der ausdrücklichen Folgerung der Gleichheit und Freiheit aller Individuen. Sichtbarer Ausdruck dieser Forderungen ist das *Agreement of the People* vom 28. 10. 1647. Auf Grund der *own woeful experience* verlangt das englische Volk seine Freiheit und fordert einen vernunftgemäſs aufgebauten Staat, in dem alle Macht einem stets für zwei Jahre gewählten Parlament übertragen werde[2]).

Aber hinter der Praxis Cromwells steht nicht Milton, sondern der rationalistische Despotismus von Hobbes. Liljegren setzt den Protektor in enge Beziehungen zu Machiavelli[3]); aber Cromwell ist doch dem Staat, den er geschaffen hat, zu sehr verpflichtet, als daſs man die Ähnlichkeit zwischen dem gewissenlosen Staatsmann der Renaissance und dem sich Gott verantwortlich fühlenden Begründer der Republik zu sehr betonen dürfte (vgl. den Treueid Cromwells). An Hobbes dagegen erinnert die Forderung eines Vertrages zwischen Volk und Herrscher, bei dem aus rationalistischer Erwägung heraus dem Oberhaupt unumschränkte Macht zugebilligt wird. „Das Kunstwerk Staat wird auf rationalistischer Basis über die Entwicklungsstufen der Urversammlung, Demokratie, Oligarchie bis zum militärischen und staatsrechtlichen Cäsaropapismus, der einfachsten Form des Staates, der Monarchie fortgeführt“[4]).

Erst gegen Ende des Jahrhunderts nach dem Untergang des Cromwellschen Staates läſst sich im englischen Verfassungsleben die Tendenz nach einer höheren Bewertung des individuellen Menschen feststellen. Zwar beruft sich Karl II. in der *Declaration of Breda* vom 4. 4. 1660 noch auf *The Divine Right of Kings*[5]), aber in seine Regierungszeit fällt auch der Erlaſs der Habeas-Corpus-Gesetze (1679), *an Act for the better securing the Liberty of the Subject*[6]). Er ist zunächst einmal vielleicht noch nicht so sehr als Ausdruck einer rationalistischen Menschenrechtsforderung gedacht wie als Grundsatz ernster Herrscherverantwortlichkeit. Aber von hier aus führt

---

[1]) Keller-Fehr, *Englische Literatur von der Renaissance bis zur Aufklärung* (Handbuch der Literaturwissenschaft) p. 124.

[2]) Abgedruckt bei W. Jellinek, *Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* (München 1927[4]), p. 78ff.

[3]) S. B. Liljegren, *Studies in Milton* (Lund 1918), p. XIXff.

[4]) Lips p. 57. [5]) Lee a. a. O. p. 394. [6]) ibid. p. 400.

der Weg zur englischen Verfassung von 1689, die in ihren letzten Wurzeln das Postulat der menschlichen Vernunft ist[1]). Damit ist eine feste Position gewonnen, die als Grundlage der staatlichen Kultur des 18. Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts des Menschen, dienen konnte.

3.

Dem Kampf um das Naturrecht im Sinne einer Erhöhung des Individuums geht im 17. Jahrhundert die Auseinandersetzung mit der natürlichen Religion parallel, wobei „natürlich“ wiederum mit „vernünftig“ identifiziert werden kann. Es handelt sich hier darum, die Entwicklungslinien im einzelnen aufzuzeigen. Der Ausgangspunkt liegt zweifellos im 16. Jahrhundert. Zwar ist die Reformation sicherlich keine rationalistische Bewegung gewesen, aber sie hat, namentlich in England, doch sehr den Gedanken einer göttlichen Weltvernunft betont, „von der das Gesetz der Ordnung gegeben ist“[2]). Dazu kommt der Einfluſs der humanistischen Lebensführung, deren innere Zusammenhänge mit der Reformation Dilthey im einzelnen aufgedeckt hat[3]). Allerdings hat es auch eine ausgesprochen religiöse Aufklärung in der Renaissance gegeben, wie kürzlich Joachimson überzeugend dargelegt hat[4]). Für die weitere Entwicklung zum 17. Jahrhundert hin ist jedoch mehr als dies alles der mit den Mitteln der Vernunft geführte Kampf gegen den Dogmatismus, der namentlich die zweite Hälfte der Reformationszeit bestimmt hat, von Bedeutung gewesen. Der Protestantismus erstarrt in Kirchen, die Theologen werden Dogmatiker. Gegen diese Verengung wehrt sich eine Richtung, die das Dogma mit den Mitteln der Vernunft anzugreifen sucht[5]). Bedeutsam ist also vor allen Dingen, daſs die kirchliche Kultur des 16. Jahrhunderts von den ver-

---

1) Jellinek, passim.

2) H. Leube, *Reformation und Humanismus in England* (Leipzig 1930), p. 13.

3) a. a. O. p. 138.

4) Paul Joachimson, *Der Humanismus und die Entwicklung des deutschen Geistes.* Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte, Jahrg. 8, Heft 3. Vgl. ferner Fr. Brie, *Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance* (Anglia 48).

5) J. Tulloch, *Rational Theology and Christian Philosophy* (Blackwood, 1872, 2 vols.) I, p. 5 ff.

schiedensten Seiten her rationalistisch unterbaut wird. Melanchthon, der an Cicero geschulte Humanist, spricht vom *lumen naturale* als der Grundlage des Glaubens[1]). Sein Ziel ist die Aussöhnung von Humanismus und Reformation. Erasmus, skeptischer und streitbarer, „fordert die Anwendung des kritischen Denkens auf alle Zeugnisse der Überlieferung, alle Autoritäten und jedes Dogma“[2]). Er steht unmittelbar neben dem Theologen Arminius (gest. 1609) und dem Holländer Coornhert (gest. 1590), die die Dogmen mit dem historisch-kritischen Verstand zu begreifen suchen[3]). Wie mündig bereits im 16. Jahrhundert die Vernunft in der Theologie ist, zeigt auch das Werk Jean Bodins (1530—1596), dessen *Colloquium heptaplomeres*, ein Lehrgespräch über den Wert verschiedener Religionen und Konfessionen, eine rein auf die Vernunft begründete Toleranz vertritt[4]). Man erinnere sich auch der ganz rationalistischen Denkweise des Spaniers Suarez (1548—1617), der von dieser Ebene aus zu einer Erneuerung der Scholastik kommt (*Disputationes metaphysica*)[5]). Im Barockzeitalter verdichtet sich dann in Descartes die Lehre von der Vernunft zu einem großen, das Denken der Zeit umspannenden System. Über seine Theologie urteilt Eschweiler: „Descartes hatte in dem Gottesbewußtsein die Garantie für die Wahrheit des natürlichen Vernunftlichtes gefunden ... Von diesem Stützpunkt aus war sein Denken darauf gerichtet, die reine Vernunftwissenschaft, die Ordnung des lumen naturale, herzustellen“[6]).

Bei der Entwicklung in England ist eine immer stärker werdende Annäherung an diesen kontinentalen Rationalismus festzustellen. Die Wurzeln liegen auch hier im 16. Jahrhundert, und zwar fast ausschließlich in der an humanistischer Geistesart orientierten religiösen Milde und Menschlichkeit, die sich gegen alles Eifernde in der Religion wendet. Das wird bei Thomas Morus sehr deutlich, aber auch Colet und Tyndale zeichnen sich durch *an admirable sobriety, candour, and fairness of theo-*

---

[1]) Dilthey a. a. O. p. 171.

[2]) ibid. p. 77; Joachimson p. 458.

[3]) Fr. Überweg, *Die Philosophie der Neuzeit* (bearb. von Frischeisen-Köhler und W. Moog, Berlin 1924), p. 109.

[4]) ibid. p. 158.

[5]) Karl Eschweiler, *Die zwei Wege der neueren Theologie* (Augsburg 1926), p. 40.

[6]) ibid. p. 56.

logical temper[1]) aus. Sie haben sich von aller Scholastik frei gemacht und versuchen die Schrift mit Hilfe der bloſsen Vernunft auszulegen. Etwas sehr Mildes und Undoktrinäres haben auch Cranmer und Jewel, aber keiner kommt doch der inneren Weite Melanchthons so nahe wie Richard Hooker (1553—1600) in seinen *Laws of Ecclesiastical Politie* (1594?): *Scripture is not the only law whereby God hath opened his will touching all things that may be done, but there are other kinds of laws which notify the will of God*[2]). Die Folge des kritiklosen Schriftglaubens sei die Entwertung des Menschen gewesen, aber *the strength of man's authority is affirmatively such that the weightiest affairs in the world depend thereon*[3]). Sie sei in seiner Vernunft begründet, die als Erkenntnisquelle göttlicher Wahrheiten nicht ausgeschaltet werden dürfe. Sei die Schrift die Verkündigung von *all supernatural revealed truth*[4]), so sei die Vernunft die Grundlage aller natürlichen Wahrheiten, der *Laws of nature*[5]), wie Hooker sie in der naturrechtlichen Diktion seiner Zeit nennt.

Mochte Hooker sich in seinem theologischen Rationalismus äuſserlich auch gegen den elisabethanischen Frühpuritanismus wenden (Thomas Cartwright), mochte er sich in der Zurückweisung einer starren Bibelgläubigkeit auch mit dem mittelalterlichen Aufklärer Reginald Pecock (1395?—1460?) berühren, der eigentliche Kern seines Denkens ist doch bestimmt durch einen an der Antike orientierten Humanismus[6]).

Von Hooker führen die Wege ins 17. Jahrhundert; aber mit dem Untergang des humanistischen Lebensideals verliert die Opposition gegen das Dogma ihre vornehme Zurückhaltung, sie wird lauter und kampffreudiger. Man ist ja im allgemeinen immer noch viel zu sehr geneigt, das englische 17. Jahrhundert unter dem einseitigen Aspekt puritanischer Geisteshaltung zu sehen und dabei zu vergessen, daſs eine der entscheidendsten Krisen in dem Konflikt zwischen einer anglo-katholischen Dogmatik und einer oppositionellen Theologie rationalistischer

---

[1]) Tulloch a. a. O. I, p. 39.

[2]) R. Hooker, *Of the Laws of Ecclesiastical Politie* (Everyman's Library) I, p. 238.

[3]) ibid. p. 265. [4]) ibid. p. 320. [5]) ibid. p. 210.

[6]) K. Bornhausen, *Das religiöse Leben in England*: Englandkunde, Teil II (Diesterweg 1929), p. 249.

Prägung ausgefochten worden ist. Man mufs allerdings dabei berücksichtigen, dafs der jetzt von theologischer Seite geführte Kampf gegen Rom gleichzeitig auch eine politische Auseinandersetzung des nationalen England mit einem fremden Fürsten, dem Papst, ist, wenn auch dieser patriotische Aspekt jetzt nicht so stark hervortritt wie in der Zeit Wycliffes oder später in der Oxforder Bewegung.

Erzbischof Laud, John Bancroft (1547—1616), Hadrian Saravia (1531—1613) und Thomas Bilson (1547—1616) vertreten mit gröfster Intoleranz das *divine right* des Episkopats[1], gegen das von zwei Seiten her Sturm gelaufen wird. Die eine Richtung wird durch eine rationale Theologie vertreten, deren Zentrum Oxford ist, die andere läfst sich als rationale Philosophie bezeichnen und hat ihren Sitz in Cambridge (*Cambridge Platonists*). Gemeinsam ist beiden Richtungen eine ausgesprochen kritische Haltung.

4.

Es bleibt bemerkenswert, dafs der eigentliche Wegbereiter des neuen Geistes im 17. Jahrhundert, Francis Bacon (1561—1626), die Rationalisierung der Religion ablehnt. Die Vernunft an sich findet zwar in ihm einen warmen Verteidiger, aber Vernunft und Glaube seien zwei getrennte Sphären, und jede Vermischung bedeute hier eine grofse Gefahr. Bacon hat sich mit dieser Anschauung von vornherein die Möglichkeit genommen, in dem Streit, der jetzt in England um das Geltungsrecht der *ratio* auch in Fragen der Religion entbrennt, gehört zu werden. Dieser Kampf, der eine Parallele in der mittelalterlichen Lehre von der zweifachen Wahrheit hat, ist nicht leicht gewesen, und zwar um so weniger, als selbst die überzeugtesten Verfechter der natürlichen Religion doch im letzten Grunde nicht von der Offenbarungswahrheit loskommen können. Die beiden Prinzipien, die sich bei Hooker in humanistischer Harmonie geeint haben, verwirren sich im 17. Jahrhundert oft durch gegenseitige Überschneidung. Schuld daran ist die eigentümliche geistige Lage dieses Übergangszeitalters mit seinem ausgesprochen metaphysischen Bedürfnis und seiner gleichzeitigen Sehnsucht nach rationaler Erkenntnis. Nie haben

[1]) **Tulloch** a. a. O. I, p. 57.

Rationalismus und Mystik ähnlich nebeneinander oder richtiger gesagt hintereinander gelagert wie in der Periode zwischen Renaissance und Aufklärung. Da bringt weder Hookers versöhnender Ausgleich noch Bacons radikale Trennung[1]) die Befreiung; es bleibt ein ungelöster Rest, so dafs die ganze Zeit den Charakter einer inneren Unausgeglichenheit erhält. Man wird von einem mystischen Rationalismus sprechen können, der allerdings (wie bei den Quäkern) oft ganz in Mystik übergeht, sofern man unter Mystik nicht etwas Irrationales oder Suprarationales versteht, sondern etwas Transrationales „durch die Richtung auf ein Ziel, das in qualitativer Transzendenz als jenseits des Rationalen stehend angenommen wird“[2]).

In der Schule der Oxforder Theologen spitzt sich diese Auseinandersetzung zu einem Dualismus von Vernunft- und Offenbarungswahrheiten zu. Je mehr Geltung man aber der Vernunft zugestehen mufs, je gefährlicher sieht man sich von dem Gespenst des Atheismus bedroht, und je stärker man die Wahrheit der Offenbarung betont, je näher rückt man in den Bereich eines verhängnisvollen Aberglaubens. Zwischen dieser Szylla und Charybdis ist man nicht unversehrt hindurchgekommen. Das Endergebnis ist ein Kompromifs, der niemand recht befriedigt, und den erst der Deismus des Aufklärungszeitalters radikal gelöst hat.

Wenn der Kampf gegen das Dogma zunächst eine Auseinandersetzung mit der Kirche Roms ist, so darf man den Grund dafür in der Tatsache suchen, dafs hier der Anspruch des *jus divinum* mit der gröfsten Unerbittlichkeit erhoben wird.[3]) Die Abwehr ist allerdings in vielen Fällen rein menschlich, erst William Chillingworth (1602—1644) gibt eine rationale Begründung der eigenen Position. Mit Recht hat man in ihm einen der Geister gesehen, „die am tiefsten mit dem Widerstreit von Vernunft und Offenbarung gerungen haben“[4]).

---

[1]) Fr. Delekat, *Rationalismus und Mystik* (Zeitschrift für Theologie und Kirche, Neue Folge Jahrgang 4, 1923/24, p. 266).

[2]) Chr. Janentzky, *Mystik und Rationalismus* (München 1922), p. 9.

[3]) Frühe Vertreter der Abwehr gegen Rom sind: Lancelot Andrewes (1555—1626), Richard Field (1561—1616), Francis Mason (1566—1621), Richard Crakanthorpe (1569—1624), Joseph Hall (1574—1656), James Ussher (1580—1656), Bramhall (1593—1663), Henry Hammond (1605—1660).

[4]) Joh. Kühn, *Toleranz und Offenbarung* (Meiner 1923), p. 407.

Er ist durch und durch Rationalist, aber der Rationalismus ist bei ihm von einer fast hinreifsenden Leidenschaft zur Wahrheit erfüllt. Die Frage, die er sich von Anfang an vorlegt, lautet: Wie können wir die Wahrheit in der Religion erfahren? Um eine Antwort darauf zu erhalten, wird er Katholik, aber als er nicht findet, was er gesucht, kehrt er wieder zur anglikanischen Kirche zurück. Beide Schritte sind Akte strengster Logik. Chillingworth ist der *reasoner who had reasoned himself into Popery and reasoned himself back to Protestantism*[1]. Und die Erkenntnis, zu der ihn dieser zweimalige Wechsel geführt hat, lautet: die Grundlage aller religiösen Erkenntnis ist die Bibel, die es mit den Mitteln der Vernunft auszulegen gilt. Das ist der Grundkern seines grofsen Werkes *The Religion of Protestants* (1637), wo in Form einer Disputation alle Argumente widerlegt werden, die ein Vertreter des Katholizismus für seine Thesen vorbringt. Die Bibel sei keine *perfect rule of faith*[2], sondern *every man is to judge for himself with the judgment of discretion*[3]. Die Schrift dürfe als *a rule only and not a judge*[4] angesehen werden. Darum sei die Unfehlbarkeitstheorie der römischen Kirche nicht haltbar, und die Protestanten könnten nicht als Häretiker gelten[5]. Zum mindesten müfsten die Unfehlbarkeitsansprüche der Kirche zunächst einmal vernunftgemäfs bewiesen werden, denn *I am certain that God hath given us our reason to discern between truth and falsehood*[6]. Leider war Chillingworth zu wenig historisch geschult, um seinen Angriffen auf die katholische Lehre die rechte Durchschlagskraft zu geben. Ihm genügt die rein rationale Argumentation, aber am Ende steht auch bei ihm der Zweifel an der Alleingültigkeit seiner Methode, und hinter dem Intellektuellen findet sich auch bei ihm die „Sphäre, wo alles unbestimmt, dunkel, fliefsend und unsicher ist"[7].

Neben Chillingworths scharfe Kritik an Rom könnte man ein Wort des Arztes Sir Thomas Browne (1605—1682) aus seiner *Religio Medici* (1642) stellen: *I borrow not the rules*

---

1) Tulloch a. a. O. I, p. 290.
2) W. Chillingworth, *The Religion of Protestants* (Bell 1870), p. 94.
3) ibid. p. 95.
4) ibid. p. 96.
5) ibid. p. 412 ff.
6) ibid. p. 133.
7) Freund a. a. O. p. 37.

of my religion from Rome or Geneva, but from the dictates of my own reason[1]). Browne ist sicherlich kein Problematiker, ihm fehlt das Ringen um die Wahrheit, das wir bei Chillingworth kennengelernt haben; fast könnte man ihn in seinem Versuch, *reason, faith* und *passion* miteinander zu versöhnen[2]), neben Hooker stellen. In der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts werden in erster Linie seine Naturbeobachtungen zu nennen sein[3]). Sein Empirismus hat ihm dann später den Weg zur Theologie gezeigt auf Grund der Makrokosmusidee, die seit Kopernikus und Newton die Naturwissenschaft eng mit der Religion verbindet und zu einer Erkenntnis Gottes führt, die, so streng rationalistisch sie auch sein mag, doch auch den Weg für das Wunder in der Schöpfung nicht versperrt. Der auch in der Theologie Brownes festzustellende Dualismus von Vernunftglaube und Mystik ist also nur ein scheinbarer Gegensatz, in Wahrheit aber der notwendige Ausdruck seiner Kosmologie. *I hold that God can do all things: how he should work contradiction, I do not understand, yet dare not, therefore, deny*[4]).

Man mufs festhalten, dafs es in der ganzen Aufklärungstheologie des 17. Jahrhunderts nicht auf ein Zerbrechen des christlichen Glaubens ankommt, sondern nur auf eine Umwertung. Das unterscheidet diese Dogmenkritik von der des Deismus, die in bezug auf das Christentum und seine Weltbedeutung nur noch Negatives zu sagen weifs. Diese Feststellung kann man namentlich bei Jeremy Taylor (1613—1667), dem Kaplan Karls I., machen, der in seinem Werke *Liberty of Prophesying* (1646) bei der skeptischen Analyse des christlichen Dogmengehaltes am weitesten geht. Wenn er von der *authority of reason* spricht[5]), so ist das viel eindringlicher, als wenn Chillingworth neben die Offenbarungsreligion eine Vernunfttheologie setzen will. Das hängt zum Teil damit

---

[1]) Sir Thomas Browne, *Religio Medici* (Works ed. S. Wilkin, London 1852) Bd. II, p. 323.

[2]) ibid. p. 346. [3]) Fehr a. a. O. p. 139 ff.

[4]) Browne a. a. O., p. 362. Vgl. über Browne jetzt die Spezialuntersuchung: Georg Ockershausen, *Rationalismus und Mystik in der Religio Medici von Sir Thomas Browne.* Diss. Marburg 1930. (Mir nicht vorgelegen.)

[5]) J. Taylor, *A Discourse of the Liberty of Prophesying* [Works ed. Ch. Page, London 1883)] § 10.

zusammen, dafs der Begriff *reason* für Taylor viel inhaltvoller ist als für seine Zeitgenossen. Taylor versenkt sich in ihn, zergliedert ihn, begreift ihn in seiner erkenntnistheoretischen Funktion und erörtert auch die Irrtümer in *the exercise of reason, which are inculpate in themselves*[1]). Seine ganze Theologie hat etwas Scholastisches; er ist oft kasuistisch und unterscheidet sich dadurch sehr von Chillingworth[2]).

Die politischen und religiösen Verhältnisse der Cromwellzeit haben es mit sich gebracht, dafs der Kampf um die „natürliche Religion" in den Jahren von 1649—1660 an Schärfe verliert, zum Teil wohl darum, weil das Denken eine ganz neue Lösung versucht, um die Autonomie der Vernunft auf dem Gebiete der Religion zu erhärten[3]). Der anglikanischen Theologie fehlt in dieser Periode das eigentlich Schöpferische. Aller Rationalismus nähert sich jetzt mehr und mehr dem Skeptizismus, die Kritik am Dogma wird schliefslich gleichbedeutend mit dem Zweifel an der Religion überhaupt.

Schon bei John Seldon (1584—1654) ist diese Annäherung an den Skeptizismus zu beobachten. Man kann zwar diesen Juristen und Staatsrat nicht zu den Theologen im engeren Sinne rechnen; aber die Sammlung seiner Reden und Aufzeichnungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens, die von seinem Sekretär Richard Milward 1689 herausgegeben worden ist (*Table Talk*), ist bezeichnend für die ganze Stimmung innerhalb der anglikanischen Kreise. Die Haltung ist radikal skeptisch und wird gekennzeichnet durch eine „gewaltige Entfremdung gegenüber der gesamten christlichen Ideenwelt"[4]). Mafsgebend ist allein die subjektive Vernunft, die um diese Zeit auch von John Hale (1609—1676) als das einzige Kriterium aller religiösen Wahrheit proklamiert wird[5]). Dadurch, dafs nunmehr der Schwerpunkt aller Erkenntnis in das Individuum hineinverlegt und die Vernunft als kritisches Urteilsvermögen des einzelnen gefafst wird, verliert der anglikanische Rationalismus immer mehr das Hochbeschwingte, das ihm in der ersten Jahrhunderthälfte eignete, und verengt sich zu einer spekula-

[1]) ibid. p. 499.

[2]) Die Angriffe gegen Rom finden sich vornehmlich in seiner Schrift *Eirenicon*.

[3]) Vgl. weiter unten p. 347 ff.

[4]) Freund a. a. O. p. 77. [5]) ibid. p. 61.

tiven Kritik, die zu einer immer gröfseren Relativität aller Wahrheitswerte führt. In der Zeit nach 1660 erreicht dieser skeptische Rationalismus seinen Höhepunkt.

Man kann hier den Hofkaplan Karls II., Joseph Glanvill (1636—1680), erwähnen, den man den „ersten methodischen Skeptiker Englands“ genannt hat[1]). (Vgl. sein Hauptwerk *Scepsis scientifica*, 1665.) Der Kampf gegen das Dogma, den er namentlich in seiner Schrift *Vanity of Dogmatizing* (1661) geführt hat, bedeutet einen intellektuellen Zersetzungsprozefs, der im Nichts ausmündet. Aber auch Glanvill schreckt vor den letzten Konsequenzen zurück. Man kann sogar von einem Bruch seiner Weltanschauung sprechen, wenn man sieht, dafs der aufgeklärte Rationalist sich am Ende seines Lebens zum Verteidiger des Hexen- und Wunderglaubens seiner Zeit macht (*Sadducismus triumphatus*, veröffentlicht 1681). Mag er auch seiner Argumentation ein wissenschaftliches und philosophisches Gepräge geben[2]), der Ausgangspunkt bleibt doch — und das wird auch im Vorwort der Schrift ausdrücklich hervorgehoben[3]) — die Angst des rationalistischen Skeptikers vor dem völligen Zerschlagen des Gottesbegriffes. Lieber will er den Aberglauben vor der Vernunft zu rechtfertigen suchen, als die Skepsis logisch bis zum Unglauben weiterdenken. Der Kampf des 17. Jahrhunderts gegen den Atheismus, wie er von Bacon[4]), Ralph Cudworth oder More[5]) geführt worden ist und in der *Blasphemy Act* von 1698 ausklingt[6]), findet hier seine psychologische Grundlage. Und die Ablehnung eines Descartes und Hobbes ist darum so heftig, weil diese beiden Philosophen als die Hauptvertreter einer atheistisch-materialistischen Weltanschauung gelten. Die innere Gebrochenheit des ganzen Denkens der

---

[1]) V. Lechler, *Geschichte des englischen Deismus* (Stuttgart 1841), p. 140.

[2]) G. L. Kittredge, *Witchcraft in Old and New England* (Harvard Univ. Press 1928), p. 335.

[3]) Es hat die deutsche Übersetzung von 1701 vorgelegen.

[4]) Bacon, *Essays* (Macmillan 1892), p. 64 ff.

[5]) Cudworth in *The True Intellectual System* (1671); More in *Enchiridion Metaphysicum* (1671) und *Antidote against Atheism* (1652).

[6]) Abgedruckt bei A. A. Seaton, *The Theory of Toleration under the Later Stuarts* (C. U. P. 1911), p. 339.

Zeit zeigt sich hier besonders deutlich, wo man alle radikalen Konsequenzen ängstlich vermeidet.

Das Schwanken zwischen Vernunft und Glauben wird bei niemand so deutlich wie bei Merick Casaubon (1599—1671), der — aus einer Hugenottenfamilie stammend und in England erzogen — in seinem grofsen theologischen Traktat *Of Credulity and Incredulity* (1670) die Haltlosigkeit des Atheismus rational begründet. So skeptisch man auch in allen dogmatischen Fragen sein möge, der Atheismus liefse sich in keiner Weise rechtfertigen. Das Christentum erfährt allerdings bei ihm doch einen heftigen Angriff; denn Casaubon kommt es in erster Linie darauf an zu zeigen, dafs gewisse religiöse Vorstellungen allen vernünftigen Wesen gemeinsam seien, und dafs man auch bestimmte christliche Dogmen wie etwa die Schöpfungsgeschichte, den Fall Adams oder die Auferstehung bei den Heiden finde[1]. Aus dieser Gemeinsamkeit religiöser Vorstellungen leitet sich bei ihm die Rechtfertigung der Religion überhaupt her. Kommt es also dem theologischen Rationalismus bis etwa zur Jahrhundertmitte darauf an, den Anglikanismus aus seiner dogmatischen Enge zu befreien, so erscheint jetzt als die Hauptaufgabe, mit Hilfe der Vernunft die Religion gegen den Unglauben zu sichern. Das 18. Jahrhundert hat dann viele von diesen Argumenten aufgenommen, um seine rationalistische Begründung der Religion zu verteidigen. Auch bei Casaubon wird der Rationalismus ähnlich wie bei Glanvill zum Suprarationalismus umgebogen. Der zweite Teil der oben erwähnten Schrift enthält eine leidenschaftliche Verteidigung der Dämonologie und des Hexenglaubens, die 1672 unter dem Titel *A Treatise Proving Spirits, Witches and Supernatural Operations by Pregnant Instances and Evidences* noch einmal als selbständige Abhandlung veröffentlicht worden ist.

In allen diesen Schriften — man könnte auch noch an Isaac Barrow (1630—1680) erinnern, den Professor der Geometrie in Cambridge, der sich mit aller Entschiedenheit zum Glauben an Hexen bekennt[2] —, ist das Entscheidende, dafs man sich stets der Grenzen der Vernunft bewufst ist. Das Gefühl der Abhängigkeit von transrationalen Mächten bricht im Menschen des 17. Jahrhunderts immer wieder durch. Das

---

[1]) M. Casaubon, *Of Credulity and Incredulity* (London 1670), p. 20ff.

[2]) Kittredge a. a. O., p. 336.

Bewuſstsein der eigenen Unzulänglichkeit und Ohnmacht, das in der Mystik der Zeit zu einem überaus stark empfundenen sittlichen Erneuerungsbedürfnis emporgeläutert wird, äuſsert sich hier in einer bald mehr, bald minder betonten Flucht in das Wunderbare, das als eindrucksvolle Wirklichkeitsmacht begriffen wird.

Nur ganz selten ist die Aufklärung soweit vorgeschritten, daſs man Teufel, Engel, Dämonen und Hexen zu leugnen wagt. Das ist ein sehr bezeichnender Rückschritt gegenüber der freien Auffassung eines Reginald Scot (*Discovery of Witchcraft*, 1584), der aus der Helle der Renaissance kommt. Seit der Veröffentlichung der Dämonologie Jakobs I. im Jahre 1616 zieht sich durch das ganze Jahrhundert die Angst vor den dämonischen Erscheinungen des Jenseits, die sich nach auſsen hin in den furchtbaren Hexenverfolgungen der Zeit kundtut[1]. Erst seit dem letzten Hexenprozeſs vom Jahre 1712 und dem 1736 erfolgten Widerruf der Gesetze gegen das Hexenwesen[2] hat sich der Vernunftglaube soweit durchgesetzt, daſs ihm der religiöse Fanatismus keinen Schaden mehr antun kann.

5.

Im Hinblick auf die geistesgeschichtliche Haltung der Zeit erscheint der theologische Rationalismus des 17. Jahrhunderts als etwas Gebrochenes und Zwiespältiges. Es bleibt die Frage zu entscheiden, ob die philosophische Theologie, wie sie von den Cambridger Platonisten vertreten wird, ein geschlosseneres Weltbild ergibt. Auch in ihrem Sprachschatz steht das Wort *reason* an erster Stelle, aber sie gebrauchen es in einem andern Sinne als die Oxforder Theologen. Vernunft bedeutet für sie der Intellekt, der *νοῦς*, mit dessen Hilfe der Mensch zur höchsten Wahrheit emporzusteigen vermag. Das letzte Wissen kommt allerdings nur Gott zu, wenn auch die Menschen Anteil daran haben. Hier macht sich deutlich der Einfluſs der Lehre Platos geltend[3]. Sich gegen die Vernunft wenden, heiſst sich gegen Gott stellen; darum wird *reason* für diese Philosophie zur *ultimate authority*[4]. Man versteht,

---

[1]) Vgl. darüber eingehend bei Kittredge, passim.

[2]) Clark a. a. O., p. 246 ff.

[3]) Fr. J. Powicke, *The Cambridge Platonists* (Dent 1926), p. 22 ff.

[4]) ibid. p. 24.

wie jetzt der für die Theologie des 17. Jahrhunderts so bedeutsame Konflikt zwischen Offenbarungs- und Vernunftwahrheiten gelöst werden kann. Hooker und nach ihm Taylor und Chillingworth hatten in ihren theologischen Systemen neben das autonome Erkenntnisprinzip einen irrationalen Faktor, die von Gott unmittelbar geoffenbarte Wahrheit, als durchaus gleichwertig gesetzt. Nun aber wird die ganze Religion rationalisiert: Glauben und Wissen sind keine Gegensätze mehr; das intellektuelle Erkennen ist etwas Göttliches, die Vernunft ist *the candle of the Lord.* Und dennoch werden wir feststellen können, dafs auch hinter dem Rationalismus der Cambridger Platonisten die Mystik steht, vielleicht nicht in dem theologischen Sinne, dafs da, wo die Vernunft versagt, der Sprung in das Transrationale gewagt wird, sondern in der eigentümlichen Vorstellung der Vernunft selbst, die „ihre tiefsten Erkenntniskräfte aus der in das Transzendente übergreifenden religiösen Intuition empfängt“[1]). Rationalismus und Mystik haben nirgendwo einen so innigen Bund geschlossen wie bei diesen Philosophen des 17. Jahrhunderts, die alle aus dem Puritanismus kommen, im puritanischen Emanuel College erzogen worden sind und von den Quäkern die Lehre vom „inneren Licht“ übernommen haben, die sie jedoch aus der Enge des Sektierertums in die Weite philosophischer Spekulation übertragen.

Die offizielle Literaturwissenschaft pflegt zwar den Beginn dieser Bewegung erst ins Jahr 1644 zu setzen, als Whichcote zum Provost of King's College ernannt wird und in der Auseinandersetzung mit seinem Lehrer Tuckney die neue Position darlegt[2]). Indessen kann man den geistigen Ursprung schon in der Religionsphilosophie Herberts von Cherbury (1581—1648) sehen, dem die Vernunft nicht nur die theologische, sondern auch die philosophische Autorität ist (*De Veritate*, Paris 1624). Die von ihm proklamierte Vernunftreligion wird durch fünf Ideen gekennzeichnet: a) *esse deum summum*, b) *coeli debere*, c) *virtutem, pietatemque esse praecipuas partes cultus divini, dolendum esse ob peccata, ab iisque resipiscendum*, e) *dari ex Bonitate Justitiaque divina praemium, tum in hac vita, tum post hanc vitam*[3]).

---

[1]) Delekat a. a. O., p. 262.

[2]) Tulloch a. a. O. II, p. 52.

[3]) H. von Cherbury, *De Religione Gentilium*, p. 2.

Die Grundlage der Lehre Herberts sowie der Cambridger Platonisten ist der Glaube an die Güte des Menschen, die durch die angeborene Fähigkeit zu denken verbürgt erscheint. So ist ein innerer Zusammenhang mit der Naturrechtslehre geschaffen, die sich an die Namen Grotius, Milton und Locke knüpft und im scharfen Gegensatz zu der pessimistischen Philosophie von Hobbes steht. Ein optimistischer Zug, der in der Staatslehre das Ideal der Volkssouveränität verkündet und in der Religionsphilosophie eine weitgehende Toleranz proklamiert, ist im Geistesleben des 17. Jahrhunderts ganz unverkennbar.

Die Predigten Benjamin Whichcotes sowie seine Auseinandersetzungen mit seinem Lehrer Tuckney verraten deutlich einen weitschauenden philosophisch-theologischen Rationalismus[1]). Der Begriff Vernunft hat bei ihm bereits eine Spannung, die auch das umschließt, was dem Verstand nicht faßbar ist: *Reason discovers what is natural, and reason receives what is supernatural*[2]). Diese Erweiterung des rationalen Bezirkes ist eben nur möglich, da die Vernunft an sich als göttlich gilt; so erklärt sich auch sein Wort: *To go against reason is to go against God ... Reason is the Divine Governor of man's life, it is the very voice of God*[3]).

Man kann leicht einsehen, daß bei einer solchen Interpretation der Vernunft eine ganz neue Gottesvorstellung entsteht. Es kommt den Cambridger Philosophen nicht in erster Linie darauf an, das Dasein Gottes zu rechtfertigen — wie das in dem Kampf der Theologen gegen den Atheismus der Fall gewesen ist —, sondern man will sich überwältigen lassen von der Größe des Schöpfers, die sich in dem kausalen Aufbau und der bewundernswerten Ordnung des Weltalls kundtut. *To blaspheme reason is to reproach Heaven itself, and to dishonour the God of reason, to question the beauty of His image,* heißt es in der Einleitung zu der Schrift *The Discourse of the Light of Nature* (1646) von Nathanael Culverwel[4]), in einem Buche, das sich fast wie ein Gedicht liest, *in its grandeur and harmony of conception and the lyrical enthusiasm with which it chants the praises of reason*[5]). Man begreift, daß in

---

[1]) Tulloch II, p. 52. [2]) Zitiert nach Tulloch II, p. 101.
[3]) ibid. p. 100.
[4]) N. Culverwel, *Of the Light of Nature* (Constable 1857), Einleitung.
[5]) Fr. J. Powicke a. a. O. p. 132.

dieser Schule der skeptische Rationalismus eines Descartes eine starke Ablehnung erfahren muſs. Für Culverwel ist Descartes der Philosoph, der *resolves all his assurances into thinking that he thinks*[1]). Bei ihm sei die Vernunft nicht konstruktiv, ihm sei sogar eine Miſsachtung oder zum mindesten eine Verkennung ihrer Aufgabe, die Zusammenhänge des Weltganzen zu erforschen, vorzuwerfen.

Noch entschiedener wendet sich von Descartes Henry More (1614—1687) ab, der zweifellos innerlichste der Cambridger Platonisten, der anfänglich mit ihm in einem freundschaftlichen Briefwechsel gestanden hat[2]). Die eigentliche Grundlage seiner Religionsphilosophie ist eine stark an der Kabbala orientierte Mystik. In unseren Zusammenhang gehört More insofern, als auch er anfänglich versucht hat, *the grand mystery of godliness* mit Hilfe der Vernunft zu begreifen. Auch er lehrt ausdrücklich, zweifellos unter starker Anlehnung an die alexandrinische Philosophie (Plotin), die Identität von *λόγος* und *human intellect*[3]). Als *ratio stabilis* sei die Vernunft ein Teil der Gottheit selbst, während dem Menschen als einem Abglanz dieses göttlichen Wesens die *ratio mobilis* zukomme[4]). Sie bilde jene intellektuelle Sphäre zwischen dem Tierisch-Sinnlichen und dem Geistig-Göttlichen, sie ist *a Power or Faculty of the Soul*, die *unravels a further Clew of Knowledge, enlarging her Sphere of Intellectual Light, by laying open to her self the close Connexion and Cohension of the Conceptions she has of things, whereby inferring one thing from another she is able to deduce multifarious Conclusions, as well for the Pleasure of Speculation as the necessity of Practice*[5]).

Für die weitere Entwicklung Mores ist es dann charakteristisch, daſs diese rationalistische Konzeption immer mehr durch die mystische verdrängt wird. Das Resultat ist nicht ein gleichberechtigtes Nebeneinander von Erkennen und Glauben wie bei den Oxforder Theologen, sondern eher ein flieſsendes Hintereinander von Erkenntnis und Intuition. So hat man etwa die Ablösung der *divine reason* durch die *divine sagacity*

---

[1]) Culverwel a. a. O., p. 203.

[2]) Vgl. darüber M. Nicolson, *The Early Stage of Cartesianism in England*: Studies in Philology 26 (1929), p. 361.

[3]) Tulloch a. a. O. II, p. 354. [4]) ibid. p. 355.

[5]) H. More, *An Explanation of the Grand Mystery of Godliness*, p. 35.

zu verstehen[1]). Die göttlichen Wunder von der Heilung der Kranken bis zur Auferstehung der Toten sind für More keine antilogischen Verkehrungen der Weltvernunft, sondern suprarationale Offenbarungen Gottes[2]), ursachlose Akte des allgewaltigen Schöpfers.

Auch bei den andern Platonikern ist der mystische Gehalt stärker als der rationalistische, wenn man auch immer wieder betonen mufs, dafs die Mystik stets das Ziel, nicht der Ausgangspunkt ist. So gelangt John Smith (1616—1652) in seinen *Discourses* (veröffentlicht 1660) von einem ausgeprägten Rationalismus zu einer tiefinnerlichen Mystik. Sein religiöses System kennt eine an die aristotelische Philosophie erinnernde Klimax. Auf der niedrigsten Erkenntnisstufe steht der Mensch, bei dem Sensualistisches und Rationales so eng miteinander verbunden sind, dafs jede klare Vorstellung des Göttlichen unmöglich ist. Eine Stufe höher befindet sich der reine Rationalist, dessen religiöses Bewufstsein jedoch oberflächlich und eng ist. An dritter Stelle nennt Smith den Enthusiasten, dessen Seele eine zu grofse Bewegtheit besitze, als dafs er zu einer ruhigen Betrachtung des ewigen Seins kommen könne. Dazu ist erst der Mystiker fähig, der kraft seiner intuitiven Schau *pierceth into the highest life*[3]). Unsere Vorstellungen von Gott, von der Allvernunft, erhalten wir zwar durch unser Vermögen zu denken: *Reason in man being lumen in lumine, a light flowing from the fountain and father of lights . . . to enable man to work out himself all those notions of God which are the true Groundwork of Love and Obedience to God and conformity to Him*[4]); aber das eigentliche Wesen der Gottheit enthüllt sich uns erst durch eine als Gnade empfundene Gottesschau.

Der mystisch gefärbte Rationalismus der Cambridger Platonisten mufs sich natürlich auch in schärfsten Gegensatz zu den atheistischen Strömungen des 17. Jahrhunderts stellen. Man kann sogar sagen, dafs der Protest hier eine viel persönlichere Note trägt als der der Oxforder Theologen; denn die Gottesleugnung ist in diesem Fall nicht auf einen Mangel an Erkenntnis zurückzuführen, sondern wird als Abwehr der göttlichen Liebe gefühlt, deren Wirkungskraft man in der mystischen

---

[1]) Tulloch a. a. O. II, p. 357. [2]) *Grand Mystery* p. 75 ff.

[3]) Zitiert nach Powicke a. a. O., p. 99.

[4]) ibid. p. 96.

Vereinigung mit der Gottheit erfahren hat. Die Ablehnung des Atheismus, wie sie in *The True Intellectual System of the Universe* (1678) von R. Cudworth, dem bedeutendsten Vertreter der Cambridger Schule, zum Ausdruck kommt, erscheint jenseits aller rationalistischen Begründung als leidenschaftliche Abkehr von einer Philosophie der Gottesferne, die das 17. Jahrhundert weithin beherrscht. Cudworths Methode ist die der wissenschaftlichen Diskussion, die die Schwächen der gegnerischen These heraushebt und widerlegt. Er spricht zwar von Demokrit und Epikur als den Hauptvertretern einer atheistischen Weltanschauung, meint aber deutlich Hobbes und Descartes. Wenn die Atheisten Gott ablehnen, heißt es einmal, so lehnen sie den Geist[1], die Allvernunft ab, oder — wie er es ausdrückt — *infinite knowledge and wisdom* und *infinite active and perceptive power*[2]. Das ist die intellektuelle Grundlage seines Protestes. Aber Gott leugnen heißt auch verzichten auf eine *infinite goodness with fecundity*[3], und diese ethische Trennung von Gott wiegt vielleicht noch schwerer als die nur rationale. Auch Cudworths breitschichtig angelegtes Werk verkündet mithin nicht nur die Herrschaft der Vernunft, sondern auch die der Intuition, also jener Zweiheit, deren inniges Verwobensein die eigentlich schöpferische Leistung der Cambridger Schule darstellt.

6.

Eine ganz andere Rolle spielt der Vernunftbegriff im englischen Puritanismus des 17. Jahrhunderts, also in jener Bewegung, die der Zeit das eigentliche Gesicht gegeben hat. Man ist längst darüber hinaus, im Puritanismus nur eine mystische Erweckungstat zu sehen, aber erst in jüngster Zeit ist man sich bewußt geworden, wie stark auch hier die rationalistische Grundlage ist. Es bedarf zum Verständnis allerdings eines kurzen Eingehens auf die Affektenlehre der Zeit, die, wie sich zeigen wird, der puritanischen Rechtfertigung des Rationalismus die Argumente geliefert hat.

Man ist bei näherem Eindringen in diese Zusammenhänge immer wieder erstaunt, wie sehr das 17. Jahrhundert auf die

[1]) R. Cudworth, *The True Intellectual System of the Universe* (London 1778), p. 192.
[2]) ibid. p. 206. [3]) ibid. p. 206.

Scholastik zurückgeht: der Konflikt zwischen Vernunft und Leidenschaft, den wir in der Affektenlehre der Zeit finden, hat seine Wurzeln in der disziplinierten Lebensordnung des 13. Jahrhunderts; er begegnet ferner an der Schwelle von Mittelalter und Neuzeit bei Lydgates Begriffspaar *Reason and Sensuality* sowie in Sidneys *Arcadia*[1]). Wenn man im Mittelalter die alle sündigen Leidenschaften überwindende Vernunft als ein Geschenk göttlicher Gnade ansah, so hilft sich die Renaissance, diese Periode der stärksten Entfaltung alles Triebhaften, durch die Besinnung auf die Antike, in erster Linie auf die Stoa[2]). Der jetzt erstrebte Ausgleich ist bedingt durch die Sehnsucht nach innerer Harmonie, nach Selbstbeherrschung, die durch die Macht der Triebe zum mindesten gefährdet wird. Im Gegensatz zum Mittelalter sind aber in der freien Weltlichkeit des 16. Jahrhunderts die Leidenschaften nichts Sündhaftes, sondern Ausdruck der wiederentdeckten Vitalität des jahrhundertelang gebundenen Menschen. Erst das 17. Jahrhundert mit seiner inneren Zerrissenheit hat den menschlichen Affekten jene erniedrigende Stellung zugewiesen, die etwa den Maximen La Rochefoucaulds einen quälenden Pessimismus verleiht, oder die wir aus der Philosophie eines Hobbes herauslesen können. Schon in seinem Buche *De Corpore* (1655) wird ganz deutlich, daſs der Mensch für ihn ein reines Affektwesen ist, das sich nur von seinen Trieben leiten läſst. In *De Homine* (1658) wird eine systematische Affektenlehre aufgestellt, die auf rein materialistischer Grundlage ruht. Ein Affekt ist für Hobbes *a motion and agitation of the brain continued to the heart*[3]). Die Leidenschaften bestehen „in verschiedenen Bewegungen des Blutes und der Lebensgeister"[4]). Dilthey hat im einzelnen gezeigt, daſs Hobbes sich in seinen Theorien im wesentlichen auf die Stoa stützt[5]), so etwa, wenn er behauptet, daſs die Gemütsbewegungen nur durch andere, stärkere, nicht aber durch die Vernunft aufgehoben werden könnten[6]). Hobbes nimmt mit dieser Unterbewertung der *ratio* im 17. Jahrhundert allerdings eine Ausnahmestellung ein. Maſsgebend für die Zeit ist die Affektenlehre Descartes' (*Traité*

---

[1]) Leube a. a. O. p. 20. [2]) Dilthey a. a. O. p. 446.
[3]) Hobbes, *The Elements of Law* (ed. Tönnies, C. U. P. 1928), p. 29.
[4]) Ueberweg a. a. O. p. 257. [5]) Dilthey a. a. O. p. 292.
[6]) ibid. p. 462.

des passions de l'âme, 1649) mit der starken Betonung des rationalen Willens, der allein in der Lage sei, die Leidenschaften zu beherrschen[1]). Descartes hat die erlösende Formel gefunden, hat gezeigt, wie eine Befreiung aus den übersteigerten Empfindungen möglich ist, ja, mehr als das, er hat den durch die Herrschaft der Vernunft abgeklärten und geläuterten Menschen tugendhaft genannt. Durch diese Überführung der Psychologie in das Gebiet der Ethik erfährt nicht nur der Thomismus des Mittelalters eine — wenn auch von ganz anderen Voraussetzungen ausgehende — Neubelebung, sondern auch die Vernunftlehre des Puritanismus eine philosophische Rechtfertigung.

Gewiſs schlieſst sich das Puritanertum in der Methode der Lebensführung in stärkster Weise an die Lehre Calvins an, der es entwachsen ist. Wenn Tröltsch den Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus dahin formuliert, daſs Luthers Ziel die „metaphysisch-gefühlsmäſsige Entwertung der Sinnenwelt", Calvins Aufgabe dagegen die „methodische Disziplinierung der Sündenwelt"[2]) gewesen sei, so wird ohne weiteres klar, daſs die ursprüngliche Quelle des Puritanismus in Genf zu suchen ist. Aber es bleibt doch zu berücksichtigen, daſs die calvinistische Vernunftlehre ein Gesellschaftsrationalismus ist, dessen Träger von der öffentlichen Meinung abhängig sind. Darauf hat auch Seeberg in seiner Dogmengeschichte deutlich hingewiesen[3]). Das Puritanertum ist demgegenüber unendlich viel individueller: der Kampf gegen die Sünde wird zu dem oft verzweifelten Ringen des einzelnen mit seinen Leidenschaften. Die Vernunft bietet sich dem Menschen nun als erlösende Macht dar, nicht als *sine qua non* des gesellschaftlichen Zusammenlebens — wenn auch diese am Calvinismus orientierte, gemeindebildende Bedeutung der Vernunft im Presbyterianismus bewuſst wird —, sondern als jene überlegene Funktion des Geistes, die erst im 17. Jahrhundert in seiner rationalistischen Festigung des Lebens erkannt wird. Jetzt wird die Erfüllung des ganzen Daseins mit Vernunft oberste Pflicht des einzelnen; es beginnt der Kampf gegen

[1]) Dilthey a. a. O. p. 486.
[2]) Tröltsch a. a. O. p. 648.
[3]) R. Seeberg, *Lehrbuch der Dogmengeschichte* (Erlangen 1920), Bd. IV, 2, p. 641.

die Sünde, die groſse Gegnerin der *reason*[1]). Die Grundthese des Puritanismus heiſst: „Der religiöse Mensch ist der beherrschte Mensch“[2]), der nicht eher ruht, als bis alle Leidenschaften besiegt sind. Mangel an Vernunft wird als sittlicher Fehler gewertet.

Der Rationalismus im Puritanertum darf also nicht dahin verstanden werden, als ob es sich hierbei um eine Flucht aus dem Emotionalen in einen den Menschen vor sich selbst schützenden Zustand der Affektfreiheit handle. Aus einer solchen Geisteshaltung erwächst die Philosophie eines Hobbes mit ihrem ganzen Pessimismus. Der Puritaner sucht die Vernunft, weil sie das höchste Attribut der Gottheit ist; der Weg zu ihr ist der von hoffnungsfrohem Glauben getragene Aufstieg zu immer gröſserer Gottesnähe, der nur dadurch tragisch gehemmt wird, daſs Gott von Anfang an in grausamer Härte sein Reich nur wenigen vorbehalten hat (Prädestinationsgedanke).

Bei der groſsen Mannigfaltigkeit der puritanischen Richtungen ist es verständlich, daſs die Verteidigung der Vernunft in den einzelnen Sekten einen verschiedenen Stärkegrad angenommen hat. Während bei den Presbyterianern mehr die systematische Organisation der Gemeinde im Zentrum steht, ist auf der radikalsten Stufe — bei den *Diggers* und *Levellers* — das religiöse Prinzip eng mit der politischen Gleichheitsidee verbunden, die aus der Auffassung des Menschen als Vernunftwesen abgeleitet wird.

Auf diese allgemeine Darlegung gestützt, wird man den religiösen Radikalismus einiger Vertreter der puritanischen Bewegung verstehen. In den Schriften von Gerrard Winstanley, der zu den *Diggers* gehört, wird jene Identifizierung von Gott und Vernunft vollzogen, die die Brücke zu den Cambridger Platonisten bildet. In seiner Abhandlung *The Saints Paradise* (1649) heiſst es: *Though men may esteem the word Reason to be too mean to set forth the Father by, yet it is the highest name that can be given Him. For it is Reason that made all things; and it is Reason that governs the whole Creation*[3]).

---

[1]) Vgl. hier Wilde a. a. O. p. 24.

[2]) Schücking a. a. O. p. 5.

[3]) Zitiert nach Lewis H. Berens, *The Digger Movement in the Days of the Commonwealth* (London 1906), p. 45.

Die Vernunft ist die Emanation des *Divine Spirit*, sie ist *the living power of Light that is in all things*[1]). Man kann verstehen, daſs jetzt nur die ekstatische Erregung hinzuzukommen braucht, um das rationalistische Erlebnis zu der leidenschaftlichen Glut der Mystik emporzufachen. In der Quäkerbewegung hat diese Verwobenheit von Rationalismus und Mystik den deutlichsten Ausdruck gefunden[2]).

Es sei hier noch auf die vielleicht eindrucksvollste Apologie des Quäkertums, auf die *Theologiae Verae Christianae Apologia* (1676) von Robert Barclay (1648—1690) verwiesen. Der alte Gegensatz zwischen Vernunft- und Offenbarungsglauben besteht nicht mehr. Allerdings stellt Barclay an den Anfang seiner Verteidigung den Satz: *Interna et immediata revelatio est solum illa certissima et indubitata verae et salutiferae cognitationis methodus*[3]). Gegenüber der Offenbarung ist freilich das, was man landläufig unter Vernunft versteht, für die Gotteserkenntnis negativ. Man hat die Vernunft sogar schändlich miſsbraucht; in ihrem Namen haben sich die Menschen von den Zeiten der alten Philosophen bis zu den Religionskriegen der Reformation gegenseitig befehdet und geschmäht. Barclay denkt indessen nicht daran, die Bedeutung der Vernunft herabzumindern: . . . *neque ullo modo sperno rationem, nobilem illam et excellentem animi facultatem, quia pravi homines iisdem abusi sunt, ut impietatem suam colorarent, et simplices deciperunt*[4]). Vielmehr wird für ihn die innere Offenbarung erst dann evident, wenn sie vor dem Forum der *ratio* ihre Rechtfertigung erfahren hat: *affirmamus, quod hac divinae revelationes Scripturarum testimonio, vel recte rationi contradicere nunquam possunt*[5]). So findet hier alle Mystik ähnlich wie bei den Cambridger Platonisten, ein Korrelat im Rationalen, nur daſs man sich nicht auf die Antike beruft (Plato), wenn man eine faſsbare Form für die rationale Deutung der unerforschlichen Geheimnisse Gottes sucht.

Eine Ausnahme machen Baxter und Milton. Richard Baxter (1615—1691) ist „der religiöse, an der Antike und Patristik

---

[1]) ibid. p. 45.

[2]) Paul Schütz, *Religion und Politik in der Kirche von England* (Perthes 1925), p. 13 ff.

[3]) R. Barclay (Amsterdam) a. a. O. p. 8.

[4]) ibid. p. 31. [5]) ibid. p. 32.

geschulte Denker, der durch philosophisches Erkennen und Schliefsen zum Glauben führt"[1]). Er ist durch die Schule der Scholastik gegangen, und sein Rationalismus hat etwas von der Dialektik eines Thomas von Aquino. Gleichzeitig aber ist ihm die Vernunft das theologische Mittel, um die Mystik der Weltschöpfung zu begreifen. Er ist dadurch in gewisser Weise John Milton (1608—1674) verwandt, dessen Kosmologie eine eigentümliche Mischung von aktivem Rationalismus und kabbalistischer Zeugungsmystik darstellt, verbunden mit einer Anthropologie, die in engster Berührnng mit der Affektenlehre des 17. Jahrhunderts steht. Die Untersuchungen von Liljegren und Saurat[2]) haben die Zusammenhänge in aufschlufsreicher Weise beleuchtet. Hinter der Weltschöpfung steht für Milton Gott als Ausdruck der vollkommenen Vernunft, die wie ein gewaltiger Strom alles Geschaffene, Welt und Menschen, durchdringt. Die Beziehungen zur Kosmologie des Neuplatonismus treten gerade hier deutlich hervor. Höchste Aufgabe des Menschen ist es darum, der Vernunft zu folgen, die in *De Doctrina Christiana* mit Gewissen identifiziert wird.

Durch den Sündenfall sind dann die Leidenschaften in die Welt gekommen[3]), die als Möglichkeit in der Gottheit angelegt waren, aber erst wirksam werden konnten, nachdem Gott sich auf sich selbst zurückgezogen hatte[4]). Das weitere Weltbild wird für Milton bestimmt durch den ununterbrochenen Kampf zwischen *reason* und *passion*, der nicht nur das tragende Motiv seines Epos vom Paradiese ist, sondern sich auch in seinen Schriften über die Ehe, Politik und Religion findet und im *Samson Agonistes* (veröffentlicht 1671) ausklingt. Im Epos ist Christus der Vertreter der Vernunft, während Satan die Leidenschaften verkörpert[5]). Die Versuchung in der Wüste wird gedeutet als Streben Satans, die Leidenschaften Christi anzufachen; die Abwehr bedeutet den Triumph der *ratio*, der Christus nunmehr fähig macht, sein grofses Welterlösungswerk

---

[1]) Wilde a. a. O., p. 68.

[2]) S. B. Liljegren, *Studies in Milton* (Lund 1918). — D. Saurat, *Milton* (Cape 1924). — D. Saurat, *Milton et le matérialisme chrétien en Angleterre* (Paris 1928).

[3]) D. Saurat passim.

[4]) D. Saurat, *Milton et le matérialisme chrétien en Angleterre*, p. 155.

[5]) ibid. p. 156.

zu vollbringen, nämlich die sündige, d. h. von Leidenschaften getriebene Menschheit wieder zu ihrer wahren Natur zurückzuführen. Aber dazu ist eine neue Schöpfung notwendig. Diese *second creation* endigt dann mit dem Sieg der Vernunft und der Befreiung des Menschen, denn *what obeys reason is free*[1]). Von prinzipieller Bedeutung ist hier die Tatsache, daſs bei Milton die Leidenschaften an sich nicht sündig sind, finden sie sich doch als Potentialität bereits in der Gottheit angedeutet; als notwendige seelische Emotionen sind sie sogar erlaubt, solange sie von der Vernunft beherrscht werden. Daher erklärt sich der Unterschied zwischen *love* und *lust*, auf den Saurat aufmerksam macht[2]); die Liebe *hath his seat in reason, and is judicious*[3]).

Damit trennt sich Milton allerdings von der Auffassung des 17. Jahrhunderts und seiner Triebfeindlichkeit. Zweifellos hat das Ideal der römischen Stoa bei einem Manne nachgewirkt, der wie kein zweiter im 17. Jahrhundert an die Antike gebunden war. Auch die Psychologie Descartes' mit ihrer Klärung der Leidenschaften durch die Vernunft mag für ihn von Bedeutung gewesen sein: sicher ist jedenfalls, daſs Milton sich hier zum Vertreter eines Menschentums macht, das als göttliches Erbe Rationalistisches und Triebhaftes in gleichem Maſse in sich trägt und auf seiner höchsten Stufe beide Elemente zu vollkommener Harmonie vereinigt. Der Humanismus des 16. Jahrhunderts hat damit in Milton eine einzigartige Auferstehung erlebt. — Allerdings bricht im *Samson Agonistes* diese stolze Welt zusammen. Niedergedrückt durch sein schweres persönliches Leid verliert Milton den Glauben an den Sieg der Vernunft über die Leidenschaften[4]); aber vielleicht hat er dafür etwas Gröſseres eingetauscht: den Glauben an die Erlösung durch das Leid.

7.

Die bisherige Untersuchung der rationalistischen Grundlagen des 17. Jahrhunderts ist von der politisch-religiösen Struktur der Zeit ausgegangen. Während man das 16. Jahr-

[1]) P. L. IX, v. 351.
[2]) Saurat, *Milton et le matérialisme chrétien en Angleterre*, p. 163.
[3]) P. L. VIII, v. 588.
[4]) Wilde a. a. O., p. 64.

hundert in England in einem hohen Grade von der Ästhetik her verstehen mufs, das 18. sich in seiner Philosophie offenbart, das 19. sein geistesgeschichtliches Gepräge von der Wissenschaft her empfängt, mufs man im 17. Jahrhundert an die Theologie anknüpfen und die Stellung des Menschen immer wieder aus dem Zusammenhang mit dem Göttlichen begreifen. Der ganze Rationalismus der Zeit hat eine starke religiöse Note, selbst da, wo er nicht unmittelbar im theologischen Gewande auftritt.

Die Erkenntniskritik des 17. Jahrhunderts löst die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der gegenständlichen Welt durch ihre Beziehung auf die ordnende Tätigkeit des Verstandes. Dieser erkenntniskritische Rationalismus wird zwar schon von Bacon vorbereitet, der den Quellen des Irrtums nachspürt, denen der Verstand unterworfen ist; aber erst bei Herbert von Cherbury kann man von einem System sprechen. Im Jahre 1624 erscheint in Paris sein *Tractatus de Veritate*, worin die vier Quellen der Erkenntnis (*instinctus naturalis, sensus internus, sensus externus, discursus*[1])) untersucht werden. Der *instinctus naturalis* gilt als am meisten befähigt, die Gemeinbegriffe zu erfassen, die — den angeborenen Ideen Descartes' entsprechend — die sicherste Gewähr für eine objektive Wahrheit in sich tragen. Was versteht nun Herbert unter natürlichen Instinkten? *Instinctus naturales sunt actus facultatum illarum in omni homine sano et integro existentium*[2]). Damit ist die Stellung der Herbertschen Erkenntnislehre bestimmbar: dem „natürlichen Instinkt" auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie entsprechen das „natürliche Recht" und die „natürliche Religion" im Rechtsleben und in der Theologie. „Religion" bedeutet in der Sprache dieser Zeit die rationale Funktion des Geistes, die man auf die Interpretation aller Kulturwerte anwendet. Die Vernunft ist bis in die Aufklärung hinein das apriorische Attribut des Menschen.

Auf Herbert von Cherbury gehen alle diejenigen Philosophen zurück, die die Frage nach der Erkenntnismöglichkeit der Wahrheit lösen wollen. Der schon früher erwähnte Cudworth wendet sich in seinem Kampf gegen den Atheismus vor allen Dingen gegen die materialistische Erkenntnistheorie.

---

1) *De Veritate* (ed. 1656), p. 47. 2) ibid. p. 56.

Das Sein verlangt bei ihm „einen festeren Untergrund als ihn die Welt der empirischen Gegenstände oder die der subjektiven Vorstellungen in uns darbieten kann: es fordert einen unendlichen Verstand, in welchem es als Inhalt seines Denkens besteht und realisiert wird“[1]). Bezeichnend ist auch hier wieder die Einordnung der *ratio* in das Universale.

Neben Cudworth mögen noch Matthew Clifford, der in seinem *Treatise of Human Reason* (1674) die Vernunft allein als ein sicheres Mittel der Erkenntnis ansieht[2]), und Kenelm Digby (1603—1665) erwähnt werden, der in seinem Traktat über die Natur der Seele (1644) die These vertritt, daſs die Wahrheit in der Übereinstimmung des Intellekts mit den ihm gegenüberstehenden Dingen bestehe[3]). Man darf allerdings nicht vergessen, daſs sich durch das ganze 17. Jahrhundert neben dieser rationalistisch-idealistischen die von Bacon über Hobbes führende empirisch-materialistische Strömung zieht. Das Jahrhundert der Naturwissenschaft und der experimentellen Forschung dachte zu konkret, um — wie später das 18. Jahrhundert — mit Hilfe der Vernunft die Auſsenwelt sozusagen hinwegzuinterpretieren. So versteht man es, daſs George Rust (gest. 1670), der Lord Bishop von Dromore in Irland, in seiner Abhandlung *A Discourse of Truth* (1682 veröffentlicht) von einer doppelten Wahrheit sprechen kann. Er unterscheidet *Truth in things, which you may call Truth in the Object*, und *Truth in the Understanding, which is the Truth in the Subject*[4]). In dieser Formulierung kommt die zwiespältige Natur des 17. Jahrhunderts deutlich zum Ausdruck. Damit ist bereits der Weg zu Locke vorbereitet, der in seiner Philosophie die rationalistische und empirische Erkenntnismethode in einzigartiger Weise miteinander verbindet. Allerdings macht er sich in seinem *Essay concerning Human Understanding* (1690) immer mehr von der empirischen Grundlage der Erkenntnis frei, um im 4. Buche seiner Schrift zu einem ausgesprochenen Rationalismus zu kommen. Damit ist

---

[1]) Br. Cassirer, *Das Erkenntnisproblem*, Bd. II (Cassirer, Berlin 1907), p. 391.

[2]) Es hat die frz. Übersetzung von 1734 vorgelegen (*Traité de la Raison Humaine*).

[3]) Br. Cassirer II, p. 293.

[4]) G. Rust, *A Discourse of Truth* (London 1682), p. 165.

die Vernunft in ihre uneingeschränkten Rechte eingesetzt worden[1]). Man sieht, es handelt sich immer wieder um dasselbe Problem. Die Vernunft, die seit der Renaissance zu einer selbständigen Macht geworden ist, hat sich gegen die verschiedensten Faktoren zu behaupten. Sie mufs sich durchsetzen gegenüber der Autorität des Dogmas, sie sieht sich in ihrer Geltung eingeschränkt durch eine das Lebensgefühl weithin bestimmende Metaphysik, und sie wird schliefslich in ihrer Autonomie durch einen stark dominirenden Empirismus bedroht. Hier wird die grofse Kompliziertheit der geistigen Struktur der Zeit deutlich, die noch dadurch erhöht wird, dafs es sich dabei keineswegs um streng abgegrenzte Wertsphären handelt, sondern um ein gegenseitiges Durchdringen oder um mehrfache Überschneidungen. Milton ist Mystiker und Rationalist zugleich, Bacon stützt sich auf die Erfahrung und auf die Vernunft, und die Oxforder Theologen erstreben eine Vereinigung von Offenbarungs- und Vernunftglauben. Auf diese Weise erfährt das 17. Jahrhundert eine geistige Bereicherung, wie sie in diesem Ausmafse weder dem 16. noch dem 18. Jahrhundert mit ihrer viel einfacheren Linienführung zuteil geworden ist.

8.

Die oben behandelte rationalistische Psychologie des 17. Jahrhunderts hat eine Ethik zur Folge gehabt, die in ihrer ganzen Struktur ebenfalls durch ihre eindeutige Beziehung zur Vernunft bestimmt worden ist. Die Herrschaft über die Affekte ist in hohem Mafse eine sittliche Aufgabe, die namentlich in den puritanischen Kreisen als *self-control* gefordert wird. Sie ist zwar in der hier angedeuteten Verflechtung mit der Psychologie bereits im 16. Jahrhundert bei Coornhert zu beobachten[2]), aber erst in den Erschütterungen des 17. Jahrhunderts wird die Bändigung der Triebe ein sittliches Gebot[3]).

Die Verbindung von Ethik und Psychologie ist die höchst charakteristische Ausdrucksform einer Kultur, die in leidenschaftsloser Selbstbeobachtung nach innerer Klarheit strebt. Die Schrift von Sir John Davies *Nosce Teipsum* (1599) ist ein

---

[1]) Freiherr von Hertling, *John Locke und die Schule von Cambridge* (Freiburg 1892), p. 84. — Cassirer II, p. 164 ff.

[2]) Dilthey a. a. O., p. 98.

[3]) Vgl. im einzelnen Schücking a. a. O. passim.

bezeichnender Auftakt für das ganze Jahrhundert, weil hier das Icherlebnis nicht nur „zum Erkennen des Verhältnisses von Wille und Verstand gegenüber den Leidenschaften“ [1]) dient, sondern gleichzeitig eine moralphilosophische Ausdeutung erfährt. Eine ähnliche seelisch-sittliche Verschränkung zeigt das Epos des Spenserschülers Phineas Fletcher *The Purple Island* (1633) [2]).

Die entscheidenden Konsequenzen zieht allerdings erst Bunyan. Die planmäſsige rationale Erforschung des Ich ist ausgesprochen ethischer Art. Sie erwächst aus der Höllenpein des sündigen Menschen [3]), der böse ist von Jugend auf. Sie bietet die Möglichkeit festzustellen, ob der Mensch sich bei seinem Lebenswandel auf sittlichen Pfaden bewegt. Das Kriterium dafür ist die genaue Übereinstimmung der auf Grund exakter psychologischer Prüfung festgestellten seelischen Regungen mit den Worten der Schrift [4]). Die Selbstkontrolle kann nicht oft genug vorgenommen werden: Bunyan empfiehlt sie für täglich, um so gröſser sei dann auch das Seligkeitsgefühl und Gnadenbewuſstsein [5]). Es ist selbstverständlich, daſs der auf die Spitze getriebene psychologische Rationalismus keine altruistische Ethik irgendwelcher Art hat hervorrufen können, da der Schwerpunkt des Interesses ganz auf das eigene Ich gerichtet ist. In der Tat gilt hier wie auch für den deutschen Pietismus, daſs das ethische Ideal in einer Steigerung des Selbstgefühls besteht, ohne daſs die Verbundenheit mit den Mitmenschen irgendwie berücksichtigt würde [6]).

Die Ethik des 17. Jahrhunderts wird allerdings auch noch von einer andern Seite her entscheidend bestimmt, nämlich durch die Beziehung auf das natürliche Sittengesetz (vgl. die Begriffe „natürliche Religion“, „Naturrecht“). Es handelt sich hierbei um den Glauben an ein unveränderliches Gesetz, das

---

[1]) Bruno Borowski, *Die Rolle der Autologie im Lebenssystem des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance*: Festschrift für Max Förster 1929, p. 166.

[2]) ibid. p. 192.

[3]) Bunyan, *Come and Welcome to Jesus Christ* (Works, Blackie and Son, 1853) I, p. 294.

[4]) Bunyan, *A Few Sighs from Hell*: Works III, p. 720 ff.

[5]) Bunyan, *Paul's Departure and Crown*: Works I, p. 733.

[6]) Vgl. dazu R. G. Günther, *Psychologie des deutschen Pietismus*: Deutsche Vierteljahrsschrift IV (1926), p. 144.

seine autoritative Geltung aus der rationalen Ordnung des Weltganzen herleitet. Die hierauf begründete Ethik ist naturgemäſs viel autonomer als die an die Theologie gebundene Sittenlehre des Puritanismus. Wir begegnen ihr bei Culverwel (*Of the Light of Nature*, 1646), der sich auf das natürliche Licht beruft, wenn er die moralische Wahrheit erkennen will. Das Sittengesetz ist für ihn in der Natur der Dinge begründet und „wird einem jeden durch die Stimme der Vernunft verkündet“[1]).

Den vernünftigen Charakter der Ethik betont auch Whichcote, bei dem sich das Wort findet: *Morals may be known by the reason of the things*[2]). Sittliches Handeln bedeutet also eine Übereinstimmung des Tuns mit der natürlichen Ordnung der Dinge, die unveränderlich und unwandelbar ist. Es ist in erster Linie ein Akt des rationalen Erkennens. Die sokratische Formulierung „Tugend ist Wissen“ erfährt damit eine neue Verkündigung.

9.

Die starke Beziehung des Rationalismus zur Theologie zeigt sich im 17. Jahrhundert nicht nur in den philosophischen und ethischen Strömungen, sondern auch in der wirtschaftlichen Struktur der Zeit, die ebenfalls ein rationalistisches Gepräge hat. Die Grundlage bildet die calvinistische Arbeitsethik, wie sie von Max Weber und Tröltsch charakterisiert worden ist. In diesem Zusammenhang ist nicht so sehr die Tatsache wichtig, daſs bei Calvin und später im Puritanismus jede von Erfolg gekrönte Arbeit an sich eine Heiligung erfährt, wie vielmehr der Umstand, daſs sie methodisch erfaſst und zu einem tragenden Faktor des öffentlichen Wirtschaftslebens wird[3]). Auf diese Weise wird der „rationale Merkantilismus“, wie Brentano die systematische Nationalökonomie des 17. Jahrhunderts nennt, vorbereitet[4]). Der methodisch-systematische Geist führt zur Gründung von Handelskompagnien und Aktiengesellschaften und erklärt das Gesetz zur „Förderung und Regelung des Handels“, das im Jahre 1650 erlassen wird.

---

[1]) Hertling a. a. O., p. 142. [2]) ibid. p. 127.

[3]) R. H. Tawney, *Religion and the Rise of Capitalism* (Murray 1926).

[4]) Lujo Brentano, *Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands* (Jena 1927) Bd. II, Kap. 30.

Auch bei William Petty (1623—1687), diesem vielseitigen Nationalökonomen des 17. Jahrhunderts, ist die Bindung der Wirtschaft an die puritanische Ethik charakteristisch[1]); aber noch entscheidender ist bei ihm die Begründung der Ökonomie auf die natürliche Ordnung der Dinge, die stärker ist als alle Menschensatzungen. Wiederum begegnet uns hier das Wort „Natur“ in seiner rationalistischen Färbung. Auf Natur begründet Petty seine *Political Arithmetic* (1690), eine Schrift, die mit ihrer strengen Logik das vielleicht deutlichste Beispiel einer Ökonomie darstellt, die auf durch die Vernunft bestimmte Faktoren aufgebaut ist. In dieser Schrift regiert die Zahl, aber man mufs sie richtig zu werten wissen; dann wird man auch die Bedeutung des Satzes verstehen, dafs *a small country and few people may be equivalent to a far greater people and territory*[2]). Als bezeichnendes Beispiel führt Petty Holland und Frankreich an, deren Gröfsenverhältnis 1 : 80 betrage, deren ökonomischer Wert aber durch die Proportion 3 : 1 ausgedrückt werde. Diese Tatsache werde erklärlich, wenn man die natürliche Ordnung in Betracht ziehe, etwa Hollands günstige Lage an drei Flüssen oder den Vorteil seiner Windmühlen[3]). Nirgendwo entscheide also die blofse Zahl, sondern stets die dahinterstehende naturgegebene Situation, die gleichzeitig die vernünftige sei. Möge z. B. der König von Frankreich auch 13 Millionen Untertanen haben, denen nur 10 Millionen englischer Staatsbürger gegenüberstehen, in bezug auf Macht und Reichtum sei England Frankreich doch weit überlegen dank der “natürlichen Ordnung“, die durch die Nähe des Meeres gegeben sei[4]).

So trocken und einseitig die Wirtschaftsstatistik Pettys auch sein mag, sie ist doch ein bezeichnender Ausdruck des wägenden und messenden 17. Jahrhunderts, das in der Mathematik die höchste aller Wissenschaften sieht.

10.

In der Mathematik sieht man die vornehmste Betätigung des menschlichen Geistes. Descartes und Spinoza sind nicht minder ihre Anhänger als Hobbes, der in seiner Schrift *De*

---

1) Tawney a. a. O. Kap. 4.

2) Sir William Petty, *Political Arithmetic*, Glasgow 1751, p. 1.

3) ibid. p. 20. 4) ibid. p. 68.

Corpore erklärt, dafs die Mathematik die Grundlage des Universums sei. Seine Auseinandersetzung mit dem Oxforder Gelehrten Wallis, der seine Mathematik angegriffen hatte, und seine zahlreichen mathematischen Schriften sind ein Beweis dafür, wie sehr er mit Hilfe dieser Wissenschaft das Leben zu rationalisieren versucht hat[1]). Mit Recht weist auch Tröltsch darauf hin, dafs sich die den modernen Menschen charakterisierende rationale Autonomie an der Mathematik orientiert habe, bei der „überall aus der gleichen Vernunftanlage vernunftnotwendige Erkenntnisse und Wirkungen"[2]) hervorgebracht würden.

Schulung des begrifflichen Denkens an Hand der Mathematik wird im 17. Jahrhundert nicht nur von den Theoretikern der Pädagogik gefordert, sondern auch an den Universitäten und in den *Public Schools* in die Praxis umgesetzt. Der Einflufs Napiers (1550—1617), des Erfinders der Logarithmen, und der noch bedeutendere Isaac Newtons (1642—1727) zeigt sich darin, dafs man die Mathematik als entscheidenden Bildungsfaktor anzusehen beginnt. In Miltons Erziehungsbrief spielt sie eine ebenso grofse Rolle wie in William Pettys pädagogischer Schrift *Advice of William Petty to Samuel Hartlib for the Advance of some particular Parts of Learning* (1647). Auch der Lehrplan, den John Dury in seiner Schrift *The Reformed School* (1650) entwirft, betont die Notwendigkeit mathematischer Studien[3]). Gewifs verbindet sich auch hier wie in der Philosophie die rationalistische Zeitströmung mit der empirischen insofern, als überall der Versuch gemacht wird, das blofs Begrifflich-Nominalistische in das Technisch-Praktische umzusetzen und damit auch in der dinglichen Welt jene Gesetzhaftigkeit aufzuzeigen, die dem abstrakten Denken

[1]) *Marks of the Absurd Geometry, Rural Language, Scottish Church Politics and Barbarism of John Wallis*, 1657. — *Examinatio et Emendatio Mathematicae Hodiernae*, 1660. — *De Principiis Geometrarum*, 1666. — *Quadratura Circuli*, 1669. — *Lux Mathematica*, 1672. — *Principia et Problemata aliquot geometrica ante desperata*, 1672. — *Seven Philosophical Problems and Two Propositions of Geometry*, 1682.

[2]) E. Tröltsch, *Autonomie und Rationalismus in der modernen Welt*: Internat. Wochenschr. f. Wissensch., Kunst u. Technik 1907, p. 185, 204.

[3]) Vgl. darüber im einzelnen: B. Drefsler, *Geschichte der englischen Erziehung* (Teubner 1928), passim. — P. Meifsner, *Die Reform des engischen höheren Schulwesens im 19. Jahrhundert* (Palästra 163), passim.

den eigentlichen Halt verleiht. Auch die Mathematik mufs im 17. Jahrhundert dazu dienen, die Stellung des Menschen im Kosmos, die durch die Vernichtung des ptolemäischen Weltbildes erschüttert worden war, neu zu festigen.

11.

Die hier dargestellte Bindung der Welt des 17. Jahrhunderts an die Vernunft macht es verständlich, dafs auch die Literatur und Sprache der Zeit auf weite Strecken hin ein rationalistisches Gepräge erhält trotz alles Schwulstes und aller Verstiegenheiten, die wir mit dem Begriff Barock zu verbinden pflegen. Die Forschung steht hier noch vor einer Reihe ungelöster Aufgaben. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Fragen der Ästhetik und Stilistik.

Das ästhetische Ideal des 17. Jahrhunderts wird von Ben Jonson vorbereitet und von Dryden erfüllt. Seine literarische Ausdrucksform ist die Lehre von den drei Einheiten, wie Ben Jonson sie im Anschlufs an die aristotelische Ästhetik im Prolog zu *Volpone* (1605) vertritt. Es sind die *laws of time, place, persons,* die eine Mafsästhetik schaffen und im 17. Jahrhundert zu einer bezeichnenden Rationalisierung Shakespeares führen. Bei Dryden wird die Umarbeitung von *Anthony and Cleopatra*, die 1677 unter dem Titel *All for Love* im Drury Lane Theatre aufgeführt wird, zu einem lebendigen Ausdruck des neuen künstlerischen Geschmacks. Die weitausholende Handlung ist räumlich und zeitlich auf das engste zusammengefafst. Man fühlt, wie sich überall das Bedürfnis zu messen und zu schematisieren geltend macht, und wie in dieser Beschränkung der methodische Geist des 17. Jahrhunderts triumphiert.

Aber dieses Proportionsbewufstsein, das von Dryden kanonisiert worden ist, bedeutet nur die formale Seite des rationalistischen Stils. Bedeutsamer ist die Auseinandersetzung mit der Psychologie der Zeit. Der Konflikt zwischen Vernunft und Leidenschaft, jener schwerwiegende Dualismus des Barock, ist im Drama Drydens und seiner Zeitgenossen künstlerisch gestaltet worden. Im Drama Shakespeares sind die Leidenschaften Schicksale, die über den Menschen hereinbrechen, und deren man sich nicht erwehren kann. Antonius, der seinem Römertum verlorengeht, erliegt dem Weib und seiner dämo-

nischen Macht in einem Kampfe, der an das Mythische grenzt[1]). Bei Dryden gilt alle Leidenschaft als Sünde, in die der Mensch verstrickt wird, der nicht seiner eigentlichen, auf der *ratio* begründeten Natur folgt. Die Vorrede von *All for Love* erinnert ganz an den Standpunkt Descartes', wenn es heifst: *The crimes of love which they both committed, were not occasioned by any necessity or fatal ignorance, but were wholly voluntary, since our passions are, or ought to be, in our power.*

Das 17. Jahrhundert hat aus seiner inneren Spannung heraus das Problematische der Affekte entdeckt. Die Taten der Shakespeareschen Helden entspringen einer leidenschaftlichen Spontaneität (Othello); die Menschen Drydens fragen stets nach dem Grund ihres Tuns, gefallen sich in weit ausgesponnenen Reflexionen, die ihren Grund in einem überaus starken Rechtfertigungsbedürfnis haben. In dem langen Redekampf zwischen Antonius und Kleopatra nach der Schlacht bei Aktium, der bei Shakespeare mit eindringlicher Knappheit geführt wird[2]), werden in *All for Love* Gründe und Gegengründe des Verhaltens mit fast ermüdender Breite geprüft[3]). Die Neigung, die Affekte zu rationalisieren, begegnet bei Dryden immer wieder. Wenn Kleopatra über ihre Liebe spricht, so geschieht es mit jener Bewufstheit, die sich über die einzelnen Phasen des seelischen Erlebnisses völlig klar ist:

My love's a noble madness
Which shows the cause deserved it. Moderate sorrow
Fits vulgar love, and for a vulgar man.
But I have loved with such transcendent passion,
I soared, at first, quite out of reason's view,
And now am lost above it[4]).

Wenn Dryden Shakespeares Troilusdrama bearbeitet, das unter dem Titel *Troilus and Cressida, or, Truth Found too Late* 1679 im Dorset Garden Theatre seine Erstaufführung erlebt, so steht wiederum die *ratio* hinter der nachschaffenden Wiedergabe. Dryden klagt im Vorwort ausdrücklich darüber, dafs Shakespeares Werk nichts anderes als unzusammenhängende Bewegung darstelle. Namentlich *the latter part of*

---

[1]) Gundolf, *Shakespeare* Bd. II, p. 312.
[2]) Akt III, Sz. 11. [3]) Akt II, Sz. 1.
[4]) Akt II, Sz. 1, v. 18 ff.

the Tragedy is nothing but a confusion of Drums and Trumpets, Excursions and Alarms[1]). Man verlangt zwar auch im 17. Jahrhundert leidenschaftliche Bewegtheit, aber gleichzeitig auch Zweckhaftigkeit und Ordnung.

Auch wo Dryden selbständig arbeitet, also in der heroischen Tragödie, ist dieselbe Feststellung zu machen. Als die Königin Zempoalla in *The Indian Queen* (1664) sich leidenschaftlich in Montezuma verliebt, analysiert sie ihre Gefühle mit folgenden Worten:

> Whence should proceed this strange diversity
> In my resolves?
> Does he command in chains? What would he do,
> Proud slave, if he were free, and I were so?
> But is he bound, ye gods, or am I free?
> 'Tis love, 'tis love that thus disorders me![2]).

Man achte darauf, wie hier in einem logisch zwingenden Schlufsverfahren die Klarheit über die eigene Seelenverfassung gewonnen wird.

Rationalistischen Geistes ist schliefslich im 17. Jahrhundert das Streben nach einer neuen Wortformkunst. Zugrunde liegt die Idee, dafs die Sprache lehrbar und lernbar sei; ihr Wesen zu erkennen, macht man sich zur Hauptaufgabe. Somit kommt zu den Begriffen von „Naturrecht" und „Naturreligion" der einer „Natursprache", die als universale Ausdrucksform allen Einzelidiomen zugrunde liege und mit Hilfe rationalistischer Methoden offenbart werden könne. Hankamer hat gezeigt, wie in Deutschland von Schottel (*Deutsche Sprachkunst*, 1641) bis zu Leibniz hin die Versuche zu beobachten sind, alle sprachlichen Phänomene in diesen naturhaften Zusammenhang zu rücken[3]). England hat in Bacon den ersten Vertreter einer solchen vernunftbezogenen Sprachtheorie, die im Laufe des 17. Jahrhunderts von Männern wie G. Dalgarno (1626—1687) und J. Wilkins (1614—1672) zu breitangelegten Ideologien ausgebaut wird[4]). Gewifs fordert der empirische Geist des

---

[1]) Vgl. A. Nicoll, *Dryden as an Adapter of Shakespeare* (OUP, 1922).

[2]) *The Indian Queen*, Akt III, Sz. 1.

[3]) P. Hankamer, *Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert* (Bonn 1927), p. 119.

[4]) O. Funke, *Zum Weltsprachenproblem in England im 17. Jahrhundert* (Angl. Forsch. Heft 69), passim.

17. Jahrhunderts eine unmittelbare Berührung der Universalsprache mit der lebendigen Wirklichkeit — so betont Wilkins in seinem *Essay Towards a Real Character and a Philosophical Language* (1668) ausdrücklich, dafs ihm ein weltbürgerlich-praktisches Ziel vorschwebe[1] —, weit mehr aber interessiert diese Menschen die theoretische Seite des Problems: die Sprache gilt ihnen nicht als unmittelbarer Ausdrucksakt, sondern als Produkt des kritischen Verstandes.

Es ist nur ein weiterer Schritt in derselben Richtung, wenn die Sprache, die alle temperamentvolle Spontaneität verloren hat, in das feste Gefüge bestimmter Normen eingeengt werden soll. Die Sprachgesellschaften in Deutschland, die Académie Française und die auf Gründung einer Sprachakademie zielenden Versuche in England[2] liegen alle auf einer Ebene: erstrebt wird eine gesetzmäfsige Fixierung der Sprache. In den Bemühungen des Earl of Roscommon[3] haben wir das für England einprägsamste Beispiel aller dieser Tendenzen.

Die bezeichnendste Stileigentümlichkeit des 17. Jahrhunderts ist die rhetorische Ausdrucksweise, die bereits im Euphuismus des 16. Jahrhunderts vorbereitet wird. Die Beziehungen zwischen Lyly und den grofsen Predigern des Barock, die von Pützer aufgezeigt worden sind, sind durchaus haltbar[4]. Aber die Sprache des *Euphues* ist doch oft groteske Individualität, während die rhetorische Diktion des 17. Jahrhunderts Ausdruck eines repräsentativen Zeitalters ist, das alle hyperbolische Steigerung immer wieder dem strengen Zwang eines zweckhaften Rationalismus unterwirft. Darin liegt der bezeichnende Unterschied. Deshalb kann man nicht ohne weiteres sagen, dafs etwa die *Art of Rhetorique* (1681) von Hobbes eine barocke Fortsetzung der Rhetorik Wilsons (1553) sei. Diese erwächst ganz aus der humanistischen Tradition der Zeit heraus und schliefst an Cicero und Quintilian an; hinter Hobbes dagegen spürt man einen bewufsten Wirkungswillen. Die kunstvolle Rede ist nicht nur wie in der Humanisten-

---

[1]) O. Funke a. a. O. p. 24.

[2]) Vgl. Einzelheiten bei H. M. Flasdieck, *Der Gedanke einer englischen Sprachakademie* (Jenaer Germ. Forschungen Bd. 11, 1928), p. 16 ff.

[3]) ibid. p. 41 ff.

[4]) F. Pützer, *Prediger des englischen Barock*, Diss. Bonn, 1929, p. 12 ff.

zeit ein Merkmal, das den Gebildeten vom Ungebildeten unterscheidet, sondern ein rationaler Faktor, durch den man zu Macht und Herrschaft gelangt. Darum kommt alles auf die rechte Wahl der Worte an[1]); die Rede soll sprachlich rein, aber nicht zu einfach sein: *A Man shall add Amplitude, or Dignity to his Language*[2]). Aus demselben Grund wird auch eine plastische Sprache gefordert; denn *those words are most grateful to the Ear, that make a Man seem to see before his Eyes the things signified*[2]). Der Gebrauch der Metaphern, die richtige Verwendung der Antithesen, der logische, in vier Teile gegliederte Aufbau: alles das zeigt, daſs es sich bei Hobbes nicht wie im 16. Jahrhundert um eine bloſse Freude an einer kultivierten Sprache handelt, sondern um ein bewuſstes Streben nach praktischer Auswirkung.

Besonders die Predigtliteratur des 17. Jahrhunderts ist ein Beweis dafür, daſs nicht die rauschhafte Hingabe an das Wort, sondern die Erziehung zur gröſstmöglichen Wirkung oberstes Stilgesetz gewesen ist. Als bezeichnendes Beispiel seien die Predigten von John Donne (1573—1631) angeführt, deren rationalistischen Aufbau auch Pützer hervorhebt[3]). Die Wirkung der Fastenpredigt vom 12. Februar 1618 etwa beruht ganz auf den später von Hobbes diskutierten Stilgesetzen. Da finden wir die machtvoll gesteigerte Anaphora des Weherufs über die Sünde, eingeleitet mit *woe be unto us*; ferner die kunstvolle Antithese, die aber nicht wie später im 18. Jahrhundert ein Spiel der Worte ist, sondern bedeutsames methodisches Mittel sprachlicher Spannung. (Ich denke hier an die Gegenüberstellung der beiden Begriffe *in re* und *in modo*). Schlieſslich gehört in diesen Zusammenhang noch die die ganze Predigt leitmotivartig durchziehende Idee: *Eris illis carmen musicum in re et in modo*, die zwar oft durch die zahlreichen Arabesken verdeckt wird, aber nie ganz verschwindet.

Auch die „stilistische Spannung“, die Hübener als die Grundform der Miltonschen Wortkunst in *Paradise Lost* bezeichnet[4]), beruht auf intellektueller Sprachauffassung. Das

---

[1]) Th. Hobbes, *The Art of Rhetorique* (London 1681), p. 103.

[2]) ibid. p. 113. [3]) a. a. O. p. 81 ff.

[4]) G. Hübener, *Die stilistische Spannung in Miltons „Paradise Lost“* (Studien zur engl. Philologie, Heft LI).

häufige Durchbrechen der regelmäſsigen Wortstellung, die eigentümlichen Verschachtelungen und die den Gedanken unterbrechenden Einschiebungen[1]) sind keineswegs sprachliche Willkür, sondern Mittel einer bewuſsten Rhetorik. „Es ist bezeichnend, daſs wir sie nicht im Laufe der im strengen Sinne epischen, ruhig erzählenden Partien der Dichtung finden, sondern allein an Stellen einer darüber hinausgehenden, prominenten Bedeutung“[2]). Alle Übertreibungen sind absichtsvoll, ihr Sinn ist *to portray, not a thought, but a mind thinking*[3]). Der barocke Stil ist ohne Zweifel in mancher Beziehung mit dem Expressionismus verwandt — hier wie dort haben wir das atemlose Vorwärtsdrängen einer leidenschaftlich bewegten Epoche —, er unterscheidet sich jedoch dadurch von ihm, daſs er rhetorisch ist, während die expressionistische Ausdruckskunst ekstatischen Charakter hat.

W. Croll unterscheidet für die Barockzeit zwei Stilformen: den *curt style* und den *loose style*[4]). Unter *curt style* versteht er die kaleidoskopartige Spiegelung eines einzigen Gedankens in immer neuen Farben, wie sie sich etwa bei Sir Thomas Browne in seiner *Religio Medici* findet: *The world that I regard is myself; it is the microcosm of my own frame that I cast mine eye on: for the other, I use it but like my globe, and turn it round sometimes for my recreation.* So explosiv dieser Stil auch erscheinen mag, er ist eingegeben von einer intellektuellen Freude am Wortklang und nicht Ausdruck eines leidenschaftlichen Erlebens, das nach immer neuen Wendungen für die inneren Visionen sucht. Der *loose style* mit seinen Antithesen und strengen sprachlichen Gliederungen ist nach Croll der Stil des rhetorischen Formalismus, der seit Bacons Prosa zum Ausdrucksmittel einer empirisch-rationalistischen Weltanschauung geworden ist[5]). In der strengen Logik dieses Stils wird aller exaltierte Libertinismus der Zeit gebunden.

* * *

Wir sind am Ende unserer Untersuchung. Das Ergebnis läſst sich kurz dahin zusammenfassen, daſs der kritische

---

[1]) G. Hübener a. a. O. p. 15. [2]) ibid. p. 23.

[3]) Morris W. Croll, *The Baroque Style in Prose* („Studies in Philology“, Festschrift für Klaeber, 1929), p. 430.

[4]) ibid. p. 431. [5]) ibid. p. 447.

Rationalismus des 17. Jahrhunderts, der von der Theologie ausgehend immer weitere Gebiete des Geisteslebens umspannt, im Sinne einer Erhöhung des Menschen gewirkt hat. Das ist in der Weise zu verstehen, daſs an die Stelle des Abhängigkeitsbewuſstseins von den Mächten der objektiven Wirklichkeit und den seelischen Spannungen die beherrschende Autonomie des Geistes getreten ist. Allerdings hat der Rationalismus dieser Zeit keine eigenen Lebenswerte erzeugen können, sondern er schlieſst überall an die Tradition an, wenn er ihr auch gleichzeitig kritisch gegenübersteht. Das gilt für die Theologie nicht minder als für die Politik oder die Philosophie. Ebensowenig hat er zu letzten Wertentscheidungen führen können, denn diese liegen schlieſslich auch für den Menschen des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Irrationalen. Denn hinter dem religiösen Rationalismus steht die Mystik, und die in strenge Regeln gefaſste Ästhetik kommt nicht ohne die Anerkennung des Genies aus. Erst im 18. Jahrhundert erhält der Rationalismus jene universale Bedeutung, die jener Zeit einen so eigentümlich klaren Charakter gegeben hat.

Berlin. Paul Meissner.

THE BEGINNINGS AND SIGNIFICANCE OF SENTIMENTAL COMEDY.

In this article[1]) I do not propose to trace out once again the history and development of that type of play, since labelled "sentimental comedy", which flourished at the beginning of the eighteenth century, receded before the onslaught of Goldsmith and Sheridan, revived once more at the end of the century in the plays of Mrs. Inchbald and Richard Cumberland, and finally died, to all appearances, in the first two decades of the next century. That has already been done by far abler writers than myself, and can be read in their works. Professor E. Bernbaum's *Drama of Sensibility* still remains a classic; in more recent years Professor Allardyce Nicoll has written the history of sentimental comedy in his three volumes *Restoration Drama*, *Early Eighteenth Century Drama*, and *Late Eighteenth Century Drama*, while Mr. F. W. Bateson has made a study of some of its manifestations during the Augustan Age in his *English Comic Drama, 1700—1750* (1929). All these are excellent pieces of work, but they leave several important questions undecided. When, and how did this sentimental comedy come into being? Why did it gain preeminence and popularity at the time that it did? What became of it upon its so-styled decay? What is its significance with regard to present-day drama? No writer, so far as I am aware, has traced it any farther back than the last few years of the Restoration period, yet no-one will contend that any species of play can arise, mushroom fashion, instantaneously, and independent of the drama that has preceded it. The English drama, in spite of the Civil War, has shown one continuous stream of development, and if therefore we can find no trace of sentimental comedy in the Restoration, then the type of play to which we have given that name must have evolved

[1]) Being the substance of a lecture delivered before branches of the English Association at the Universities of Sheffield and Leeds during the year 1930.

from the Comedy of Manners, and it becomes necessary for us to enquire as to the precise relationship between the two. These, then, are the questions by which we are confronted, and which we shall try to answer.

Before attempting to trace out origins it may be well first of all to decide what we mean by *sentimental comedy*. Upon the exact significance of this somewhat vague term opinions differ widely. One writer would define it as that type of comedy which attempts to arouse pity in the mind of the spectator. Professor Bernbaum finds that its salient characteristic is a confidence in the fundamental goodness of human nature, while Professor Nicoll places a more general interpretation upon it, regarding it as an attempt to dramatise a moral problem. Art, like nature, is illimitable; its depths can never be plumbed, and where we are dealing with the infinite it is as well to fight shy of any narrowness. In so elusive a subject as literature, and dramatic literature especially, no hard and fast lines can be drawn; only a general classification can be attempted, and the last of the above definitions is therefore perhaps the more satisfactory. Though the three are by no means contradictory one of another, yet many plays which would be classed as "sentimental" by one, by another would be rejected. We are led thus to ask ourselves whether we can find anything in common between these definitions. All recognise, either categorically or by implication, first that the appeal of sentimental comedy is to the heart, not the intellect; second that its interest is in human nature in place of social manners, and third that its aim is a moral one. Now in true comedy there can be no direct morality, for comedy appeals to the intellect, whereas morality is rather a question of the emotions; as soon, therefore, as morality enters in to any marked degree, intellect must yield up its place to sentiment, and we immediately begin to move away from the comic spirit. Comedy tends to treat life objectively, tragedy subjectively, yet no one will deny that in the majority of the sentimental plays it is the latter rather than the former stand-point that the author assumes. The appellation sentimental comedy is, then, apparently a contradiction in terms.

The difficulty is aggravated by the fact that to no two ages, and even to no two dramatists, has sentimentalism meant

quite the same. In Colley Cibber it is merely the ultimate triumph of good-nature over roguery; with Steele it takes the form of a denunciation of vice and corruption; Dodsley's *King and the Miller of Mansfield* (1737) preaches the doctrine of "a man's a man for a'that", while a later age utters still more revolutionary sentiments. With the march of the spirit of humanitarianism and democracy sentimentalism has taken on a new complexion. Obviously, then, any definition of it must go to fundamentals, and must allow of considerable latitude. Whatever form sentimental comedy takes, and whenever it arises, it has one never-changing characteristic; we sympathise with (not necessarily pity, as Bernbanm claims) the characters. The seventeenth century, from Ben Jonson to Congreve, held that comedy should aim at ridicule; for that purpose it created type figures. With the incursion of sentimentalism these types became individualised, and sympathy inevitably enters in. While we can deride the follies of a figure who is merely the representative of a class, it is less easy to laugh at the discomfiture of an individual, as witness the difference in the feelings elicited from an audience by Harpagon and Shylock.

Comedy passes easily and naturally into tragedy, even as laughter passes into tears. The two genres are, in fact, the obverse and reverse of the same picture. Every situation has its comic as well as its tragic aspect, a fact which Shakespeare never failed to realise, and it all depends upon the stand-point which we assume, whether we see comedy or tragedy in it. A death bed is tragic enough to the children and near relatives of the dying man; but there is always another side to the picture — the lucky subordinate who is to step into the business vacancy which death has created, or the young heir who is to inherit the dead man's fortune. Sentimental comedy stands on the border line where comedy and tragedy merge one into the other. It is an attempt to write a comedy by the methods of tragedy. Its development, indeed, is closely connected with the rise of that domestic tragedy[1]) which, foreshadowed in Elizabethan times by such plays as *Arden of Feversham* and *The Yorkshire Tragedy*, found its expression in the early years of the eighteenth

---

[1]) Bernbaum classes the two together as "The drama of sensibility".

century in George Lillo's *London Merchant* (1731)[1] and *Fatal Curiosity*[2] (1736), and many a sentimental comedy might well have become a tragedy merely by the alteration of the last scene in the fifth act.

"I have no turn for comedy", announces Miss Leeson, the aspiring actress in Kelly's *School for Wives*[3]; "my forte is tragedy entirely".

"But my dear", asks Lady Rachel Mildew, "are there none of our comedies to your taste"?

To which the young woman answers, "Oh, yes; some of the sentimental ones are very pretty; there's such little differences between them and tragedies".

This statement is not far from the truth. The comedy of sentiment contains characteristics usually associated with tragedy rather than with the opposite kind of play. One central figure comes to dominate the piece, there is frequently some kind of an inner struggle within the soul of the hero, who is always ready to take the audience into his confidence and lay bare to them the workings of his mind, while the central problem is an individual rather than a universal one.

There is no gainsaying the fact that many of the themes and the plots of these plays were calculated for tragedy, yet it was into the realm of comedy that sensibility entered first. Whether we turn to the plays of the Augustan age, or their precursors of Elizabethan times we find that sentimental comedy preceded domestic tragedy. The reasons for this are many and complex, but the chief explanation is to be sought in the state of the drama itself at the time when sentimentalism was striving for expression. Sentimentalism is, at bottom, connected with the nature-philosophy of Jean Jacques Rousseau and the rise of romanticism; hence it tended towards the destruction of social barriers. It dealt with human nature, and human nature is the same in peasant as in prince; hence the development of sentimentalism meant the gradual lowering of the social status of the characters, first to the lower grades of the aristocracy, then to the middle and merchant class, and finally to the humble peasant. Now the sixteenth and

---

1) Acted at Drury Lane, June 22.

2) Acted at the Haymarket, May 27.

3) Produced at Drury Lane 11. 12. 1773.

seventeenth centuries made a twofold demand on the tragic hero. He must be of princely rank, and he must suffer from a fatal flaw in his character which finally brings about his downfall. By the first of these the average man was excluded from tragedy and forced into comedy, though in conception his character may have been more fitting for the former than the latter. The second struck at the very fundamentals of sentimentalism, which held that human nature had no flaw in it but what was redeemable. In order to call forth sympathy the characters of a play must necessarily be virtuous, or virtue must shine transparent through their cloak of vice. Now in the seventeenth century it was commonly held that realistic comedy should aim at arousing laughter at the expense of moral deformity, a belief which Ben Jonson was instrumental in propagating, and so ideal or virtuous characters were usually relegated to romantic comedy. The dramatists of the eighteenth century placed them in everyday life, and amongst commonplace events.

Having examined the significance of the term "sentimental comedy", and considered the relation of that species of drama to tragedy, we are in a position to enumerate briefly its chief characteristics, and so build up a groundwork from which to start our investigations of its origins. It centred itself, as we have seen, around moral problems, representing the final triumph of good over evil in the character of man. Dealing as it did first and foremost with the essentials of human nature, it created for its purpose two characters whom other forms of comedy, for the most part, eschewed; namely the reformed rake, who cloaked his good nature under a guise of roguery which he threw off before the close of the fifth act, revealing himself in his true colours, and the virtuous woman, careful of her honour and resisting all temptations. This latter character was merely a corollary from the first. The Restoration dramatists, from Etherege to Wycherley and Congreve, presented their women as sensually and sexually minded creatures. But Restoration comedy was a comedy of the superficial, and the sentimentalists attempted to show that this apparent sensuality was nothing more than a fashionable social veneer, which, pierced beneath, revealed a character of honesty and chastity. Thus once again virtue triumphs over

vice. If the sentimentalists were to achieve their purpose, which was after all a semi-didactic one, and if they were to make their figures convincing, they must place them in probable situations and amongst an average environment; so we find that these basically virtuous specimens of humanity are invariably set amongst the probable events of ordinary life. The dramatists, however, did not stop here. What is true of man individually is true also of society collectively. Hence sentimentalism very soon turns to attack social vices, believing that they can be eradicated by the arousing of a social conscience. The child, our psychologists tell us, is an individualist; adolescence discovers the social sense. That is the line of development which sentimental comedy, and indeed all forms of comedy, followed.

It has been frequently repeated that sentimental comedy was born at the junction of the seventeenth and eighteenth centuries. This is far from the truth. It first came into prominence then, owing to peculiar social conditions which made the moment a particularly propitious one for its rapid development, but it was born long before. Laughter is of many kinds, and springs from a variety of causes, and equally diverse are the types of comedy. As man has always laughed at the same kind of things, so from the very beginnings of drama the various types of comedy which have flourished upon the stage have existed in embryo. The first traces of sentimental comedy are to be found as far back as the Morality Plays. In the majority of these pieces we follow the vicissitudes of the fortunes of Mankynd, of Everyman, or some other abstract hero through a series of phases of good and evil. We see him sent into the world a model of virtue; soon he is beset by Pleasure, Sensuality and Vice, and starts on the downward grade, plunging deeper and deeper into evil, until he is finally reclaimed either by his own conscience or by the intervention of one of the virtues. It is the expression, in a very concrete form, of the fundamental goodness of human nature and the triumph of virtue over vice, the reformation of the accomplished rake. This, one of the usual themes of the eightennth century sentimental comedies, was the stock subject of most of the morality plays. Thomas Ingeland's *Pretie and Merry new Enterlude, call'd the Disobediant Child*

(c. 1552) tells the story of a rich man's son who marries precipitately against his father's advice and finds his wife a shrew. He hurriedly repents of his folly, and returns to his father to beg the shelter of his roof once more, but is told that having made his bed he must lie on it. The play contains much rough and tumble, farcical humour, but the central theme is clearly a sentimentalised one, symbolic of the victory of discretion and commonsense over the follies of hot-blooded youth. In the episode of the chastisement of the husband by his wife there may be much humour, yet we cannot help sympathising with the unfortunate young man who has been so cruelly deceived and victimised. The first part of Henry Medwall's *Nature* is also worth consideration.[1]) Remarkable for the fact that it is the first morality in which the Devil did not appear, it shows us Mankynde, the hero, placed in the world by Nature and exhorted to follow the path of virtue. For a while he succeeds in leading an upright life, but before long he allows himself to be led astray by the four vices Mundus, Pride, Worldly Affection, and Sensuality. With them he visits taverns and brothels, indulging in drinking bouts and an orgy of sin, until finally he is shown the error of his ways, and reclaimed by Reason and Shamefacedness. It is worthy of note that the two redeeming figures in this play are symbolic of forces at work within the heart of the man, not exerted from without. The former implies that man is *naturally* inclined to virtue rather than to vice, the latter that the better side of human nature can never die out, and that in spite of all appearances of bravado it loathes evil, and will finally conquer it. The very word Shamefacedness is surely suggestive enough of sentiment. Moreover, the insistence on Reason as a prime factor in the conversion of the hero establishes a clear line of connection between this play and the sentimental comedies of the eighteenth century.

Scores of plays deal with themes similar to this, and even in those which virtue is not victorious the author makes it plain that by following the path of vice the hero condemns himself to hell fire. Few of the moralities are real tragedies.

[1]) There are two parts to the play, but the first is by far the better. The second part is merely a piece of Protestant propaganda against the Catholic Church, and against the convents in particular.

In *Everyman*, it is true, the hero has finally to answer the summons of Death, but he achieves a moral triumph in realising that the only measure of achievement in life is Good Deeds, which is, after all, the tenor of the greater part of the sentimental plays of the eighteenth century. No matter which of the definitions of sentimental comedy we accept, these plays will answer to them all. By their very conception, as implied in their name, they presented a moral problem; confidence in the goodness of human nature is their most marked characteristic, and the central figure, whether he be the Disobedient Child, Mankynd, or Everyman, is designed to appeal to the sympathy of the spectators.

With the development of the drama the decided though crude sentimental tendencies displayed in the Moralites passed on to Elizabethan comedy, and were instrumental in the establishment of Romantic comedy on the English stage. The majority of realistic plays of this age presented women in anything but an attractive light. Only too frequently they were regarded as sexual creatures, the playthings of man, and if they could manage to deceive their lord and master, so much the better for them. Virtue certainly was not much regarded by the average writer of comedy, and even the Jonsonian Comedy of Humours, which claimed to have a moral aim, contented itself with a negative morality, and satirised vices without exalting virtue. Yet nevertheless, in a few writers of this period a steady undercurrent of positive sentimentalism is to be detected. Chettle and Houghton's *Patient Grissel* presents a chaste woman who resists all temptations and remains loyal to her lover through the most dire straits. Joshua Cooke's *Plesant Conceited Comedie, Wherein is Showed How a Man May Chuse a Good Wife from a Bad* (c. 1601)[1]), centres around a story which contains many of the motives characteristic of the Augustan comedy of sentiment — the chaste and faithful wife, the reformed rake, and the moral object. Young Arthur, a rather reckless youth, finds himself unable to love his wife, although she is admired throughout the town as a chaste and constant woman. The

[1]) The piece was published in quarto, anonymously in 1602. It was attributed to Cooke by Dodsley, and subsequent authorities have endorsed his judgment.

fathers of the two attempt to bring them together, but failing to do so Lusum, the father of Mistress Arthur, offers to take his daughter home again. She refuses, as she considers it her duty to stay with her husband and attempt to win his love. Meantime Young Arthur is paying his court to Mistress Mary, a woman of doubtful character, who intrigues with him to murder his lawful wife, to which end they poison her wine at dinner. Fortunately, however, she is only drugged, and, after the fashion of Juliet, recovers while in the tomb. Now this attempt on her life proves the testing point not only for her own character, but for the character of several of those with whom she is connected, for Anselm, who has tried more than once to make incestuous love to her, thinks his time is ripe. Again he presses his suit but still she refuses, and so impressed is Anselm by her love and constancy towards the man who has wronged her that he determines henceforth to lead a virtuous life:

"Henceforth my virtue shall my love withstand,
And of my striving thoughts get th'upper hand."

Young Arthur meantime has married Mary, thinking his first wife dead, but she proves a tyrant and a shrew, stealing all his wealth and property and driving him out of doors. Wandering in the world friendless and poverty-stricken he is finally arrested for the murder of his first wife, who appears just in time to save him. At last the two are happily re-united, and the play ends with the exhortation of the repentant and reformed Arthur:

Seek virtuous wives, all husbands will be blest;
Fair wives are good, but virtuous wives are best.
They that my fortune will peruse shall find
No beauty's like the beauty of the mind.

This sentimentalised exaltation of beauty of character over mere beauty of feature appears also in a few other plays of the period, and the presentation of a domestic problem from the woman's view-point is to be found in one or two pieces which, though their literary merits may not be very great, are of real significance in the evolution of sentimental comedy. Luce, in *The Wise Woman of Hogsdon* (1638), certainly calls forth our sympathy, humanely portrayed as she is; Beaumont and Fletcher's *The Coxcomb*, though, taken as a

whole, is far from a comedy of sensibility, contains the character Viola, a truly pathetic figure, while the plot of Shirley's *The Example* (1634), turns upon the trials and triumphs of a virtuous wife. Beaumont and Fletcher's play, like Cooke's, ends on a note of decided sentimentalism, with the speech of Ricardo, the wild but reclaimed hero of the piece:

„Oh Viola, that no succeeding age
Might lose the memory of what thou wert,
But such an overswayed sex as yours,
That all the virtuous actions you can do,
Are but as men will call them; and I swear,
'Tis my belief that women want but ways
To praise their deeds, but men want deeds to praise."

Then there is the pseudo-Skakespearean play, *The London Prodigal* (1605)[1], the general scope of which the title is sufficient to indicate. It comes very near to the reformed rake type of play, exemplified in Cumberland's *The West Indian,* but as is the case with many other plays of this kind, the reformation of the hero is effected by a change of character and not, as in the case of the plays of Cumberland and his school, by the triumph of his real and better nature over the veneer of vice and gallantry. The greatest of the Elizabethan heroes to rise to the eighteenth century conception of human nature is undoubtedly Shakespeare's Henry V, the one time riotous Prince Hal, whom all are agreed did but cloak his capabilities under show of frivolity; but as the play is totally lacking in all other sentimental characteristics, and as it is a chronicle history rather than a comedy, it can be accorded no more than a passing notice here.

The most important and consistent exponent of sentimental comedy in the Elizabethan age was Thomas Heywood, a most prolific writer, who is said to have had a hand in at least two hundred plays. As he represents a step forward towards domestic tragedy in *A Woman Killed with Kindness,* so in *The Fair Maid of the West* (1617), *The English Traveller* (1625, printed 1633), and *The Wise Woman of Hogsdon* (mentioned above), he struck out into comedy of a decided

---

[1]) It was attributed to Shakespeare by the printer of the Quarto. His name appeared on the title page, but the play has long been proved spurious.

sentimental cast. Heywood is most at home amongst, and works most felicitously with scenes of country life and characters from the domestic circle. *The Fair Maid of the West* tells of the adventures of a Captain Spenser and his sweetheart, Bess Bridges, the mistress of an inn at Plymouth, and comes near to being a tragedy, but the virtuous Bess at length finds her Spenser, long since thought dead, and the play ends with a compliment to her constancy and virtue.

„Whereso'ere thy fame shall be enroll'd,
The world report thou art a girl worth gold."

The English Traveller centres around the story of Mistress Wincott, who keeps herself free from all taint, although when only recently made a wife she is interviewed in her bedchamber by Young Geraldine, her former lover. In both of these plays the heroine is sentimentally conceived.

If, however, Heywood is the most consistently sentimental of dramatists of this age, the individual play which approaches most nearly to the comedy of sentiment is George Wilkins' *The Miseries of Enforc'd Marriage* (1605). Harking back to the theme *of The Disobedient Child*, it anticipates one of the stock subjects of early eighteenth century drama, the *mariage de convenance*, and in places the plot becomes almost tragic. William Scarborow of Yorkshire betroths himself to Clare, daughter of Sir John Harcop, but owing to his misconduct he is forced to marry a certain Katherine, whom he does not love. Clare dies of grief; Scarborow, unable to endure his marriage, leaves his wife and finds his way into bad company. Katherine, however, remains loyal to him through all his delinquencies, and finally, when he is in trouble, he is reconciled to her, and so the play ends happily. The ending of the piece, it must be admitted, is somewhat artificial, yet it is clearly an anticipation of the later comedy. Scarborow himself is good enough at heart, and his seduction of Katherine comes from no inherent propensity to lust but merely from a momentary lapse. It is not without significance, either, that Wilkins' play was later reworked by Mrs. Behn, one of the earliest writers of the sentimental school, as *The Town Fop*.

It is evident, then, that an element of sentimentalism was existent in Elizabethan comedy, but it did not develop to any great extent because it was supported by no sentimental

movement in society. Comedy rises only one plane above that of the community which gives it birth. It is not a voice crying in the wilderness, but a herald, giving audible utterance to the sentiments felt by society at large, and because Elizabethan society was callous to all finer feelings, because it was essentially a "manly" society, because it was rarely shocked by the brutal and the obscene, sentimentalism in literature had no opportunity to establish itself. According to contemporary dramatic theory the aim of comedy was degradation, not sympathy; hence virtuous characters were put into romantic plays, with their scenes laid in a world far distant from our own.

In 1642 the theatres fell under the ban of the Puritans. They were closed for eighteen years, and were only reopened again with the return to the throne of the Stuarts in 1660. It is usually assumed that the Restoration was an age lacking in all moral refinement, and that sentimentalism did not appear in drama until the spirit which had animated the court society of Charles and James began to change with the succession to the throne of William of Orange and Mary. This is the position taken up by Professor Bernbaum. Sentimentalism, however, was not so entirely absent as would appear at first sight. The age, it is true, was licentious, but he would be a cynic indeed who could suppose that the licence went quite unchallenged. Jeremy Collier's attack on the "Immorality and Profaneness of the English Stage" was not a bolt from the blue. It was the culmination of a feeling which had been growing for many years. An undercurrent of sentimentalism can be discerned from the very early years of the Restoration. Sir Samuel Tuke's *The Adventures of Five Hours* (1663), Shadwell's *The Royal Shepherdess* (1669), and Henry Porter's *Carnival* (1664), all profess to have a moral aim, though the "moral" is often no more than a mere hypocritical cloak for debauchery. A more genuine sentimental strain is to be found in Mrs. Aphra Behn's *The Forc'd Marriage* (1670). The play deals with a moral problem in moral terms, and in the episode where the jealous husband, Othello-wise, attempts to strangle his wife, approaches very near to a tragedy, though the situation is saved by the fact that the strangulation is not fatal. Both the husband and the wife are well drawn figures

and command the sympathy of the audience. *The Town Fop* (1676) and *The Lucky Chance* (1686), both by Mrs. Behn, are of a similar style. Thomas D'Urfey is best known for his farces and his many impure lyric verses, yet even in the later plays of this writer a considerable amount of sentimentalism is visible. *Love for Money* (1691) and *The Richmond Heiress* (1693), though not distinctly didactic or moral, present virtue in colours more alluring than vice. The germ of the eighteenth century sentimental comedy, then, was already existent in the age of the Restoration.

Reference has been made above to Jeremy Collier. Collier had little or no direct influence on the development of sentimental comedy. In fact, he attacked the early plays of sensibility as bitterly as the comedy of manners, yet he is to be connected with the rise of sentimentalism. The *Short View* and the plays of Steele are two different manifestations of the same impulse. The spirit which inspired the invective of Collier induced Steele to pen *The Conscious Lovers*, and Mrs. Centlivre to compose *The Gamester*.

Sentimentalism made its début by an intrusion into comedy of the types already existent in the Restoration age, and then, coming gradually to occupy a more conspicuous place, it at length dominated the play. We have noticed the combination of sentiment, intrigue, and farce effected by D'Urfey and Mrs. Behn. Many of the early so-called sentimental comedies were nothing more than comedies of manners warped in the last act. By the majority of writers on the subject Colley Cibber's *Love's Last Shift* (1696) has been regarded as the beginning of sentiment in drama, and in a sense this is true, for it was the first play since mediaeval times which had been written to express consciously a moral precept, and it opened up the path which others were to follow. Yet Cibber was merely giving definite expression to those sentiments which had been present, sub-consciously, for some time in the social mind. *Love's Last Shift* contains a pronounced manners element in the world which revolves around Sir Novelty Fashion, but quite a new note is struck with the heroine Amanda, "a woman of strict virtue", a character to whom the sympathy of the audience is expected to go out. It is something of an index to the public taste of the time that

this play proved very popular. The author followed it up eight years later with *The Careless Husband.* Sensibility, which in his former work had been but half the atmosphere of the play, here colours the whole piece and determines not only the characters and their actions, but the development and ultimate denouement of the plot. The whole comedy is dominated by the sentimentalised heroine, Lady Easy. Sentimental comedy was now firmly established on the English stage. Both of these plays, however, are only sentimental in that they end with the triumph of virtue. Basically they are immoral, not moral plays. The wild gallants and the rakes of the usual Restoration comedy all make their appearance, but in the fifth act they are caused to make a sudden and surprising repentance, so that all the demands of morality, that virtue should triumph over vice, are duly satisfied. This was also the method of a number of would-be sentimental comedies which followed Cibber's work, amongst them Charles Johnson's *The Wife's Relief* (1711), and Mrs. Heywood's *A Wife to be Let* (1723), but for the most part the Augustan age saw the replacement of a negative by a positive sentimentalism.

Having once gained a foothold upon the stage, sentimentalism passed into the works of the professed disciples of the school of Etherege, and succeeded finally in killing the Comedy of Manners. It is visible as early as Vanbrugh's *False Friend*, a play in which Restoration licence and debauchery is mingled with elements of a more strictly moral character. In Farquhar it is still more marked. All his characters, it is true, are adventurers, but at bottom they are honest fellows enough, likeable, and pleasant companions. We cannot but find it in our heart to enjoy the breezy joviality of Sergeant Kite, or the adventure loving spirit of Sir Harry Wildair. Farquhar's great contribution to English comedy is to be found in a shifting of the centre of interest. Some of his best scenes are laid in the country or in provincial towns, far from the polite society of the capital; some of his best drawn characters belong to the lower ranks of society; some of his most realistic situations are founded on emotion rather than intellect. Farquhar does not represent the full tide of sentimentalism. He hovers on the borderline between the older tradition and the newer tendencies which were gradually

encroaching upon it. He falls most nearly into line with the new school in *The Twin Rivals*, where he presents constant and virtuous women in Constance and Celia, and where the two heroes are finally reclaimed from a life of folly by an appeal to their better feelings.

These early dramatists were not conscious sentimentalists. They merely chanced upon sentimental comedy and wrote unconsciously, unguided by any definite precepts or code of ethics. The majority of them, probably, were never even aware of the tendency which their plays were taking, and would stoutly have denied any sentimental aims. Yet they did accomplish something for comedy. They brought it down from the artificial and superficial planes which it had for so long occupied to the level of real life, and in so doing reintroduced that human note which had been absent since the closing of the theatres. Besides this, they killed once for all the idea that comedy meant degradation, and that pathos must therefore be excluded from it. They seasoned purely thoughtful laughter, which only too often meant callous laughter, with feeling and emotion.

The turn of the century marks a new phase of the sentimental movement. Conscious sentimentalism now begins to develop. Sensibility was, in fact, the keynote of the Augustan age, even as Manners had been the leading interest of the Restoration, and we may therefore turn aside for a brief space to examine the underlying causes of this change of outlook. Why did sentimentalism come into its own precisely when it did, and at no other period? It may appear at first sight that it was quite contrary to the neo-classic spirit of the age, with its frigid lack of enthusiasm and its cynical superficiality, but in reality this was not so. Sentimentalism grew from neo-classicism itself; it was a natural development, and an inevitable one, from the attitude to life of Congreve, Prior, and Pope. The basis of neo-classic literary theory was actually a moral one. It laid stress upon law and precept, it stood for decent conformity in life as in art, it sought after perfection of form, firmly convinced that it was attainable, and it sought through the use of the devices of allegory and personification to assume a didactic purpose. From didacticism to the inculcation of morality is not a great step. When

Mrs. Centlivre declared in the preface to her comedy *Love's Contrivance* that the three unities constituted "the greatest beauties of a dramatick poem" she was making a plea for literary morality, governed by long reverenced laws, against literary chaos. Even Pope, the little wasp of Twickenham, who could sting anyone out of spite without the least compunction, was crafty enough when he wished to attack his enemies in the *Dunciad* to put them in the wrong by branding them as corrupters of life and literature, whom it was a public duty to expose and chastise.

If, however, sentimentalism had its roots in the essential temper of the Augustan age, the classical foundation of its culture was not without its influence also. The classicism of the reigns of Anne and the first two Georges was a Roman, not a Greek classicism, and therefore exalted law and order above all else. Furthermore, of all the ancients, Horace was by far the most popular. The epistles, the satires and the odes were all well read and were familiar to most authors with any pretence to learning. One has only to glance through the dedications to the many volumes of poems published during these years, or at the classical quotations in the periodical press, to realise how frequently the Sabine poet was drawn upon. He was quoted freely, and many of his works were translated or paraphrased times out of number. The *Ars Poetica*, known to Pope through Boileau, was the inspiration of the *Essay on Criticism*. Now Horace, it is true, had no very high religion, but his works are characterised at least by a commonsense morality which all could understand and which made no very strict demands on the individual.

Integer vitae, scelerisque purus,

that is the measure of his mind. A negative morality, perhaps, but one which, nevertheless, must have exercised some influence on the minds of the eighteenth century writers. And then there is the conventional Terentian type of comedy to be considered. Many of the farces and ballad operas of the time contained all the stock characters of the ancient Latin comedy — the two young and gallant lovers, the intriguing rival, the oppressive father or guardian (usually a miser), and a pair of humorous servingmen, characters which would very easily

lend themselves to the stock sentimental theme of the evils of parental tyranny and the *marriage de convenance*[1]). So it would appear that classicism supplied plenty of promising stock for the grafting of sentimental motives.

Again, the thought of the early eighteenth century was based on Reason, and sentimentalism is closely connected with rationalism. The doctrine of the essential goodness of mankind was the corollary of the Augustan belief that Reason was a gift granted impartially to all man by Nature, without distinction of class or nationality. The Shaftesbury school of philosophy openly expressed the conviction that the instinctive goodness of humanity was a natural law, while Swift, it will be recalled, endowed the Houhyhymns with "a general disposition to virtue"; and even Deism, with its doctrine of "whatever is, is Right", recognised the ultimate triumph of good over evil. The satirical bias of the century was not, as might be supposed, the antithesis of sentimentalism, but the complement of it. Satire is negative; sentimentalism is positive, and the two are but the reverse and obverse aspects of the same phenomenon. Augustan satire was directed against vice (chiefly social vice, such as war, hypocrisy, corruption, sale of posts and offices) and as such it was a symptom of the sentimental movement which was soon to follow it. Swift is to be regarded as the stepping stone from the Restoration to the Romantic ages[2]). He is symbolic of the attitude of his own times, albeit he was far in advance of them. His work is coarse because it took its tone from its environment; it is loathsome and callous because it was inspired by a lofty idealism of mind which was shocked and disgusted at the vices which it saw existent in society. It is from this same idealism and sense of social wrong that sensibility was born.

---

[1]) As a few examples of plays with this kind of plot may be mentioned Baker's *Tunbridge Walks* (1703), Mrs. Centlivre's *Love's Contrivance* (1713) and *A Bold Stroke for a Wife* (1718), Carey's *The Contrivances* (1713) and *The Honest Yorkshireman* (1735), Chetwood's *The Lover's Opera* (1729) and Gataker's *The Jealous Clown* (1730).

[2]) I am aware that there is a tendency lately to eschew the use of the terms "classic" and "romantic" as labels, and that a protest has been voiced against it by Professor Oliver Elton (*History of Eighteenth Century Literature 1730—1780*), but I use "romantic" here as a convenient term to denote the literature which followed Gray's *Elegy*.

The early eighteenth century was the beginning of the modern age not only in politics, social life, and in literature, but in religion also. Perhaps the most remarkable event in the religious world during the third and fourth decades of the era was the revival led by Whitefield and the brothers Wesley. Methodism was bitterly attacked from the pulpit and the press, and its leaders were denounced as conspirators whose only aim was to undermine the two bulwarks of the state, the Crown and the Protestant Orthodox Church. Yet these "subversive" doctrines had much in common with sentimentalism. They appealed to the heart rather than to the intellect, and if they did not teach directly the inherent goodness of man, they exalted rectitude of life and implied a belief in natural equality, as seems to have been recognised by the Duchess of Buckingham when in 1741 she wrote to the Countess of Huntingdon concerning the Methodist preachers,

"Their doctrines are most repulsive, and strongly tinctured with impertinence and disrespect towards their superiors, in perpetually endeavouring to level all ranks, and do away with all distinctions. It is monstrous to be told that you have a heart as sinful as the common wretches that crawl upon the earth. This is highly offensive and insulting, and I cannot but wonder that your Ladyship should relish any sentiment so much at variance with high rank and good breeding"[1]).

The most striking change which followed in the wake of the turn of the century was that from an individualist to a social outlook upon life. The Restoration had been fiercely individualist; even its satire had been a personal affair, directed, as in Dryden's *Mac-Flecnoe* and *Absolom and Achitophel*, against individuals. The Augustan era, on the other hand was essentially a social age, with its spirit symbolised in the coffee-houses, the clubs and the salons which abounded in the capital. Its poetry carried the social stamp, its periodical essays, its *Tatlers, Idlers, Spectators* and *Examiners* reflected its social life. Political controversy no longer centred around individual politicians, but around parties, while the new spirit of national consciousness which was rapidly grow-

---

[1]) *The Life of Selina, Countess of Huntingdon* (1839), Vol. I, p. 27.

ing up expressed itself in an outburst of almost jingoistic patriotism. This social spirit was soon bound to assert itself against the vices which threatened danger or destruction to society, and so the comedy of manners and the comedy of sentiment had in reality a common origin. The one mirrored the superficial aspects of the social scene in the individual, while the other sought to protect society from the danger of excesses.

The leader of the new sentimentalism was Sir Richard Steele, a man of many parts, better known to-day as an essayist and the co-adjutor of Addison than as a dramatist. In his own time, however, his name was as well known to the theatre going public as to the wits at Button's or the readers of periodical literature. Steele had something of the idealism of Swift, though it did not lead him as it did Cousin Jonathan into cynicism and contempt of his fellows. In all that he wrote he had before him a definite and conscious moral aim. In his essays he condemned duelling and gaming and extolled matrimonial fidelity to a society which was still inclined to sneer at anything savouring of virtue, and his plays display the same characteristics.

The Funeral, or Grief à la Mode appeared in October 1701, and met, as Cibber records, "with more than expected success". It is a good play, and though sentiment enters into it very conspicuously, it is not the mainspring of the action. The prevailing note is satiric rather than sentimental. In the figure of Sable, the undertaker who makes a profession of grief, the author ridicules all false and hypocritical sentiment, while Sable himself denounces "the wits who take the liberty to deride all things that are magnificent and solemn." Puzzle, the lawyer, too, is an excllent piece of satire upon the administration (or maladministration) of justice in that age. A touch of sentimentalism is introduced, however, in the depiction of the two orphan sisters Lady Sharlot and Lady Harriot, both women of virtue, and in Lord Brumpton's faithful steward, Mr. Trusty.

The Funeral indicated the direction in which Steele's dramatic genius was tending; his next piece followed the path laid down by the first, but went much farther. *The Lying Lover* (1703), a comedy "damned for its piety" as its author

afterwards alleged, was Steele's first real sentimental comedy. The characters are modelled on those of Cibber and Farquhar; they are, that is to say, vicious and adventurous to all appearances, but at bottom they are quite honest, and the plot is of the reformed rake type. But besides these somewhat conventional motives, the play contains many direct onslaughts upon vice. It was written, the author affirms, to give support to Collier's *Dissuasive from the Playhouse*, and thus it had a consciously didactic end which is never lost sight of in the conduct of the intrigue, the slaying of a man by the hero while under the influence of drink, and the murderer's subsequent repentance in prison. The scene in which young Bookwit, in imminent danger of execution, indulges in agonising remorse for his former deeds is a fierce indictment of duelling, almost tragic in its intensity.

Y. Book: How heavily do I wake this morning! O, this senseless drinking! To suffer a whole week's pain for an hour's jollity. Methinks my senses are burning round me. I have but interrupted hints of last night! — Ha! in a gaol! Oh, I remember, I remember. O Lovemore, Lovemore, I remember.

Latine: You must have patience, and bear it like a man.

Y. Book: Oh, whither shall I run to avoid myself?
Why all these bars, these bolted iron gates?
They're needless to secure me — Here's my rack,
My gaol, my torture —
Oh, I cannot bear it! I cannot bear the rushing of new thoughts;
Fancy expands my senses to distraction,
And my soul stretches to that boundless space
To which I sent my wretched, wretched friend.
Oh Latine, Latine, is all our mirth and humour come to this?

... My thoughts do so confuse me now as my folly and pleasures did before this fatal accident, that I cannot recollect whence Lovemore was provok'd to challenge me.

Latine: You know, dear Bookwit, I fear'd some ill from a careless way of talking. But alas, I dreamt not of so great — — —

Y. Book: Ay, there it was; he was naturally a little jealous. Heav'ns, do I say he was? I talked to him of ladies, treats, and he might possibly believe 'twas where he had engaged. — I remember his serious behaviour on that subject; Oh this unhappy tongue of mine!

Thou lawless, voluble, destroying foe,
That still run'st on, nor waitest command of reason,
Oh, I could tear thee from me — — —

Latine: Did you not expostulate before the action?

Y. Book: He would have done it, but I, flush'd with the thoughts of duelling, press'd on — Thus for the empty praise of fools I'm solidly unhappy.

Latine: You take it too deeply. Your honour was concerned.

Y. Book: Honour! The horrid application of that sacred word to a revenge against friendship, law and reason, is a damned last shift of the damned envious foe of the human race. The routed fiend projected this, but since the expensive, glorious law from heaven came down, — Forgive".[1])

This is the first of a series of condemnations of the practice of duelling to be found in Steele's works. From the tone of the passage just quoted it will be realised that the fifth act borders on the tragical, but the piece is saved from becoming a tragedy by the revelation that Lovemore was only wounded in the duel. This secures the release of the hero, who, having learned his lesson is eager to let others profit by it also, and closes the play with the couplet:

"Let all with this just maxim guide their youth,
There is no gallantry in love but truth."

The Lying Lover gave an impetus to sentimental comedy which urged others to follow in the same path as Steele. Other forms of comedy still continued to flourish, farce, and the comedy of intrigue in particular, but sentiment was rapidly gaining a foothold, and moralising began to take the place of manners upon the stage. From now until 1710 numerous plays with a sentimental theme made their appearance. The most famous is Mrs. Centlivre's, *The Gamester* (1705), which attacks the vices of the gaming table, and strips the fashionable pastime of its cloak of gallantry and adventure.

Contrary to the author's expectations, *The Lying Lover* did not take well upon the boards, and warned, probably, by this failure, in his next play, *The Tender Husband*, Steele reverted to the older style. The title certainly suggests a sentimental plot, and the Dedication, addressed to Addison, is also written in a moral strain, the author declaring that he "had been careful to avoid everything that might look ill-natur'd, immoral, or prejudicial to what the better part of

---

[1]) *The Lying Lover* was an adaptation of Corneille's *Le Menteur*, but this scene was entirely Steele's own.

mankind hold sacred and honourable"; but it is only the minor parts that are actually conceived sentimentally. The main theme is a reversal of the situation in Cibber's *Careless Husband*, but although it held out ample opportunities for a sentimental development, Steele failed to make the best of them. The play is really a combination of the comedy of manners and farce, with an underlying strain of sentiment. Sir Harry Gubbin, the country gentleman whose sole interest in life is hunting, is a foreunner of Fielding's Squire Western, and Humphrey Gubbin has much in common with Tony Lumpkins. Altogether the play, as a play, is a fair one, full of verve and interest, but as a sentimental comedy it is decidedly disappointing.[1]

More important than Steele's play is Colley Cibber's next production, *The Lady's Last Stake*, acted at the Haymarket Theatre on December 13, 1707. In this sentimentalism is much more conspicuous, though there is also mingled with it an element of genteel comedy which adumbrates the later achievement of David Garrick. The plot is a two-fold one, and both actions tend to be serious rather than broadly comic. Both, too, are distinctly moral in tendency. The main plot is an attack on marital infidelity, and is conducted quite in the manner of Steele. The subject harks back to Mrs. Centlivre's *The Gamester*, uttering a condemnation of gambling, symbolised in Lady Gentle, herself a victim of that vice. If *The Tender Husband* marked a retrogression in the march of sentimentalism, *The Lady's Last Stake* represented a decided advance. From the brief outline analysis given above it will be seen that it combined in one play all the previous tendencies of sentimental comedy, and focussed on to a single point the main themes hitherto used by the sentimental dramatists. If it had done only this it would have performed a signal service; but it did

---

[1]) It is interesting to note that the production of *The Tender Husband* was marked by a law suit, in which Rich, the manager of Drury Lane Theatre, was sued by Steele. Rich had agreed to pay to Steele the profits of the first two nights. These amounted to well over £ 72; but Rich, having already advanced this sum to the author, now refused to pay over the balance, alleging that the play had been produced also at the Haymarket without his permission. The case dragged on for many months, but the parties at length came to an amicable agreement.

more. In two important respects it marks a definite stage in the development of sentimental comedy. First, we have here a play in which both plots are sentimentally treated. In former plays there had been a conspicuous farcical, manners, or humours element; here sentimentalism is unalleviated and moral issues dominate the entire piece. All the sinners finally prove repentant and are reclaimed, making their exit by extolling a virtuous life. Long passages of emotional speech are frequent, and are no longer confined to the fifth act. Secondly, this piece had a more pronounced ethical basis than any previous production, symbolised in the idealist character Sir Friendly Moral, with his incorrigible optimism, and his faith in human nature. In this figure we recognise the prototype of the virtuous guide of the later day drama.

By the year 1710 sentimentalism had managed to justify itself in the eyes of the theatre going public, and having thus covered the first part of my subject, the beginnings of sentimental comedy, I shall trace its development no further, but turn to the second part, its significance. I have already attempted to show that sentimentalism was not merely a literary fashion, but a genuine expression of a growing social conscience. While the playwrights were assailing the ears of theatre audiences with dramatised morality, Howard was striving for prison reform, Raikes was founding his Sunday Schools, and Rousseau was preaching his doctrine of liberty, equality, fraternity. Sentimentalism, then, is to be connected with the growth of the humanitarian movement which made itself so widely felt in the late eighteenth and the nineteenth centuries. It was not confined to drama alone, although it started there. Very soon it crept into poetry and the novel, where its influence was instrumental in the creation of a new school of literature. Many a poet, disgusted at the vices which he sees in society around him, not only denounces them, but, falling into a fit of despair at the apparent depravity of his fellow men, shuns contact with them and withdraws into solitude, there to rail against the world or to contemplate the grave and the life hereafter as the only abodes of virtue. Sentimentalism, then, was a potent factor in the development of the melancholic school of literature associated with the names of Parnell, Blair and Young.

In the world of the theatre itself it effected a democratisation of drama which was to prove nothing but salutary. Between the social strata represented in *The Way of the World* and *The Beggar's Opera* there lies the whole extent of Augustan society, yet a period of only twenty eight years elapsed between the appearance of the two plays. More and more sentimentalism came to embrace ideas of democracy, and finally of revolutionism; more and more it widened its boundaries to embrace more of the social scene, the lower classes as well as the higher, and in so doing it paved the way for the appearance in the middle of the century of the Comic Operas of Isaac Bickerstaff, in at least two of which, *Love in a Village* (1761), and *Lionel and Clarissa* (1768) traces of sentimentalism are to be found. But its influence extended farther even than this. From the "barbarism" of contemporary low life it was but a step to the "barbarism" of the Middle Ages. Thus it was under the tutelage of the sentimental movement that Gothicism came into its own and gave us not only Macpherson's *Ossian* and Walpole's *Castle of Otranto*, but a number of romantic plays with a Gothic background and atmosphere. It was this Gothicism, amalgamating with the melancholy strain, the other product of early sentimentalism, that laid the foundation of the early nineteenth century melodrama. Visible as early as Thomas Morton's *Speed the Plough* (1800), it was considerably strengthened by the influence of the German Drama in the early years of the next century, and persisting in one form or another ever since has passed into the modern 'thriller'.

At its worst sentimentalism became weakly mawkish, but this debasement was loudly decried by the genuine sentimentalists themselves. Fielding burlesqued it in *Tom Thumb* and *The Covent Garden Tragedy*; Carey ridiculed it in *Chrononhotonthologos*, and dubbed Ambrose Phillips, the author of *The Distrest Mother*, with the title of "Namby Pamby" for his offences in this respect. But it is not to be judged by its bastard offsprings. It has a positive significance which cannot be overlooked. Its twofold tradition has continued to the present day, and has given us on the one hand the early, middle class, serious comedies of Ibsen and his followers, and on the other, the modern social problem play, the birth of which was marked by Thomas Robertson's *Caste and Society* in

the middle of the last century. Steele's onslaught against duelling is the lineal predecessor of the modern denunciation of the greater duel of war. Cibber's and Mrs. Centlivre's attacks upon gambling have now become attacks upon the greater gamble of our whole commercialist system. The marital infidelity theme has a successor in the play upon the questions of marriage and sex. In the works of Henry Arthur Jones, St. John Hankin and Bernard Shaw there is certainly something of the late Restoration comedy of manners, but there is also much of the eighteenth century sentimentalism. St. John Hankin, in fact, occupies a place in the twentieth century similar to that held by Colley Cibber in the 18th. Cibber started as a manners writer and then became a sentimentalist. He bridges over the gap, that is to say, between writers such as Vanbrugh and Congreve and the comedies of Steele and Mrs. Centlivre. In like manner St. John Hankin set out to emulate the manners comedy of Oscar Wilde and, indeed, succeeded in catching something of his sparkle and brilliance; but in plays such as *The Cassilis Engagement* or *The Last of the De Mullins* he combines this with more serious moral problems of marriage and sex. This comedy of the early eighteenth century, then, has a clear relation to the modern drama of social purpose; and could we not go even farther, and connect sentimental comedy, which centred around the denunciation of one particular vice, with the modern type of play like the dramas of John Galsworthy, or Mr. Drinkwater's $X = O$, in which the hero is not a mortal, but an abstract idea, the theme of the piece?

SHEFFIELD. FREDERICK T. WOOD.

ZUR ALTSÄCHSISCHEN UND ALTENGLISCHEN (JÜNGEREN) *GENESIS.*

1. Daſs verschiedene Stellen in der altsächsischen Genesis und in Genesis B zu gegenseitiger Aufhellung dienen können, ist vielleicht noch nicht genügend beachtet worden. So zeigen die Verse Gen. B 390 ff.

hafað us God sylfa
forswapen on þas sweartan mistas, swa he us ne mæg ænige synne gestælan,
þæt we him on þam lande lað gefremedon; he hæfð us þeah þæs leohtes bescyrede,
beworpen on ealra wita mæste

in der Gedankenführung und zum Teil im Satzbau eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit der oft besprochenen, schwierigen Stelle alts. Gen. 45 ff.

nu he bluodig ligit,
wundun worig; thes ni habda he eniga gewuruhte te thi,
sundea gisuohta, thoh thu ina nu aslagan hebbias,
dodan giduanan.

Der mittlere Satz besagt: 'wir waren unschuldig — Gott kann uns keiner Sünde zeihen' (Gen. B 391 f.); 'er war unschuldig' (alts. Gen. 46 f.). Für die tatsächlich überraschende Wendung der letzteren Stelle (wir möchten erwarten: 'du konntest ihn wegen keiner Sünde zur Rechenschaft ziehen') forderte W. Bruckner kürzlich [1]) den — zuerst von Braune angedeuteten, obschon abgelehnten — Sinn: 'er hat dich wegen keiner Tat, wegen keiner Sünde verklagt', oder 'er hat sie dir nie vorgeworfen'. Er hätte sich dabei auf Kock berufen können, dessen sprachlich und sachlich befriedigende Erklärung [2])

[1]) Die altsächsische Genesis und der Heliand, das Werk eines Dichters, 1929, S. 46.

[2]) Angl. 45, 128.

allen sonstigen Deutungsversuchen[1]) überlegen ist: *synne secan to* ... 'to call somebody to account for an injury', 'to seek amends from him', 'to try to take one's revenge on him'. "In doing so [the sufferer], in his turn, appears as the aggressor." Auch das *thes*, mit dem Bruckner nicht fertig werden konnte, fügt sich passend ein: 'da', 'dabei', 'in der Sache', i. e. 'um so etwas zu veranlassen' (Kock).

Am nächsten läge uns ja der Gedanke: 'er hatte keine sündige Tat gegen dich begangen', vgl. alts. Gen. 27 *habda im sundea giwaraht | bittra an is bruoðar*, und andrerseits Gen. B 263 *sohte hetespræce, | gylpword ongean*, Beow. 2738 *ne sohte searoniðas.* Aber *sundea* (etc.) *sokian te* wird (wörtlich) heifsen: 'Sünde bei jemand suchen', nicht 'gegen jemand'. Dafs wir von der Bedeutung 'suchen', 'fordern' auszugehen haben (vgl. auch ae. *āscian*), ist die natürliche Voraussetzung. Der Übergang vollzieht sich leicht. In der Stelle Hel. 5160 *thu sahi thi selƀo thes, quaðun sie, hwat wili thu thes nu sokian te us?*[2]) (= Mat. 27. 4 at illi dixerunt: quid ad nos? tu videris) konnte der Gedanke 'was willst du von uns in der Sache (fordern?)' sogleich weiter gesponnen werden zu dem bestimmten Satze: *ne wit thu that thesumu werode.* Auch in dem von Bruckner in seiner dankenswerten Ausführung erwähnten mhd. Beispiele *ube ern* [Judas den Benjamin] *ime widere ne brahte, daz imez got zů sůhte* schimmert die Grundbedeutung: de manu mea require illum (Gen. 43. 9) noch durch.

2. Gen. B 621 f.

þeah he his wyrðe ne sie
to alætanne þæs fela he me laðes spræc.

Alts. Gen. 64 f.

so ik thes nu wirðig ni bium, waldand thie guodo,
that thu mi alatas leðas thingas.

Kock[3]) schreibt:

to alætanne: þæs fela he me laðes spræc
('so much of iusult has he spoke to me').

In der vorgeschlagenen metrischen Teilung der Vershälften werden wir Kock gern folgen; volltönende zweite Vershälften,

---

[1]) U. a. auch Beitr. 46, 164 ff.

[2]) Alts. Gen. 233 *hwat wilis thu is thanna, fro min, duoan ...?*

[3]) *Plain Points and Puzzles*, Lunds Univ. Årsskr. N. F. Avd. 1, Bd. 17, Nr. 7, p. 14.

auch bei knappen A-Versen, sind hier ja überhaupt keine Seltenheit. Aber trotz der Verschiedenheit der Konstruktion (flektierter Infinitiv: *that*-Satz) möchte man glauben, dafs wir in den beiden Stellen wirklich parallelen Aufbau haben, und dafs *laðes* nicht von *alætan* zu trennen ist. Es war eine feste Verbindung: Hel. 1569 *that he iu alate leðes thinges,* 5038 *that man ina alate leðes thinges,* 1617 *leðes alate,* 101 *leðes aleti.* Der Ausdruck *þæs he me laðes spræc* hätte nichts Befremdliches; vgl. etwa Gen. B 620 *þæs ic þe swa godes gegired hæbbe.* Die Einfügung des (so gern mit partitivem Genitiv, z. B. *menes filu* alts. Gen. 253, *he so filu soðes gisprak* Hel. 906, *wares so filu* 1205, *filu . . leðes* 5185, *fela . . godes* Gen. B 457, *bitres fela* 479 verbundenen) pleonastischen *fela* könnte man als 'Kontamination' gelten lassen. Oder wäre Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ anzunehmen? Vielleicht hat der (nicht besonders auf Regelmäfsigkeit bedachte) Dichter sich keine Gedanken darüber gemacht.

3. Gen. B 686 ff.

Stod se wraða boda,
legde him lustas on and mid listum speon,
fylgde him frecne; wæs se feond full neah . . .
(Grein: 'setzte ihnen zu.')

Alts. Gen. 224 f.

Abraham thuo gimahalda agaletlico,
folgoda is froian, filo worda gisprac.
(Koegel: 'er setzte seinem Herren zu.')

Nun kann altengl. *fylgan (folgian)* allerdings 'verfolgen' heifsen, z. B. Christ (III) 1441 *fylgdon me mid firenum*, aber die abgeblafste übertragene Bedeutung 'zusetzen' besteht schwerlich zu Recht, wie schon Behaghel für die alts. Stelle gegen Koegel geltend machte. Dafs Adam und Eva den ganzen Tag auf einem Fleck stehen bleiben, ist nicht anzunehmen; sobald sie weiter gehen, folgt ihnen der Versucher, der nicht von ihrer Seite weicht. Die Parallele Hel. 2995 *siu imu aftar geng, | folgoda frokno* hatte Sievers' wachsames Auge schon längst bemerkt.

4. Gen. B 830 ff.

ne gesawe þu no sniomor, þeah me on sæ wadan
hete heofones God . . . nære he firnum þæs deop,
merestream þæs micel, þæt his o min mod getweode.

Vgl. Angl. 37. 542, 49. 368: *þat his o min mod getweode* ist sowohl mit *nære he firnum þæs deop* wie mit *ne gesawe þu no sniomor* ('du würdest nimmer sehen') verknüpft.

Alts. Gen. 303 f.

hietun that siæ io ni gihordin   sulic gehlunn mikil
brakon an them burugium,   that sia io under bak sawen.

Die Verse des Sachsen haben unnötiges Kopfzerbrechen verursacht. Pauls[1]) erlaubt sich die unverständliche Kritik: „von 'solchem grofsen Getöse' wissen wir noch gar nichts: sowohl die demonstrative wie die erweiternde Bestimmung des Objekts ist zu tadeln" (*sic*). Auch Bruckner[2]) glaubt ohne eine doppelte Emendation nicht auskommen zu können. Indessen der Sinn des Ganzen ist ja klar; freilich würden wir an beiden Stellen geneigt sein, das Verhältnis von über- und untergeordnetem Satz umzukehren, also Gen. 303 f.: 'sie hiefsen, dafs sie sich niemals umsehen sollten, wenn sie auch noch so arges Getöse hören würden.' Zu beachten ist lediglich die Prägnanz der Ausdrucksweise: 'dafs sie nimmer ein so grofses Getöse hören sollten (d. h. dafs das Getöse, das sie hören würden, ihnen nimmer so furchtbar sein sollte), dafs sie sich umsähen'.

5. In der Erörterung über das Verhältnis zwischen Heliand und Genesis hat die Bildung *hreugiwadi* eine Rolle gespielt, insofern als in Gen. 87 f. *thuo siu bluodag wuosk | hreugiwadi* „eine fehlerhafte Verwendung eines überlieferten Wortes" vorliegen soll[3]); vgl. damit Hel. 5903 *hreogiwadi*, 4103 *hreobed*. „Im Deutschen bezeichnet das Kompositum m. W. niemals ein vorübergehendes äufseres Besitzverhältnis."[4]) Dafs das Kompositum in der genannten Stelle nicht zu dieser Regel stimmt, ist zuzugeben; aber warum sollen dem Dichter aufsergewöhnliche Gebrauchsweisen oder Bildungen verwehrt sein? Wir tadeln den Beowulfdichter nicht wegen eigenartiger Zusammensetzungen wie *healðegn, renweard, morgensweg, muðbona, beorscealc,* etc. Dem eigenwilligen Genesisdichter brauchen wir sein *hreugiwadi* eben so wenig zu verübeln wie etwa *selfsceaft* Gen. B 523, *niobedd* (in der Hölle) 343.

[1]) Beitr. 30, 148.   [2]) a. a. O., S. 8.
[3]) Behaghel, *Der Heliand und die altsächsische Genesis*, S. 40.
[4]) Behaghels Ausgabe, S. XXXIV Anm.

The University of Minnesota (Minneapolis).

Fr. Klaeber.

AE. *GENEORÐ.*

Idg. Forsch. 48, 267 hat sich F. Holthausen mit ae. *geneorð* ‘contentus’ beschäftigt. Er findet, daſs es sich ungezwungen zu germ. *Nerthus* ‘terra mater’ und aisl. *Njǫrðr* ‘Gott der Fruchtbarkeit, des Reichtums, der Seefahrt und des Fischfangs’ stelle und meint, daſs dazu „auch das vielbesprochene *neorxnawang* ‘Paradies’ = lat. paradisus voluptatis der Vulgata gehören“ dürfte, „dessen Nom. Sgl. auf **nerþska* oder **nerþske* ‘Freude, Vergnügen, Lust’ zurückgehen“ könne. Diese Deutung des Wortes *geneorð* erscheint unbegründet und muſs wohl durch eine andere ersetzt werden.

geneorð ist in den Erfurter Glossen sowie in dem mit diesen zusammenhängenden Corpus-Glossar belegt.[1]) In den ersteren erscheint es als *ginehord*, im Corpus hingegen tritt es als *geneorð* auf. Wenn Sweet a. a. O. S. 618 und mit ihm Bosworth-Toller II, 379a aus diesem Befund heraus *genēorð* verzeichnen, so ist dieses Verfahren unbegründet. Sweet schreibt denn auch im ‘Student’s Dictionary of Anglo-Saxon’ S. 124 *geneorþ*. In der Tat spricht nichts für die Länge des *eo*. Höchstens wenn die Etymologie des Wortes eine solche unbedingt verlangte, wäre ein entsprechender Ansatz zu rechtfertigen. Da aber auch dieses keineswegs der Fall sein wird, ist ohne jedes Bedenken *geneorð* zugrunde zu legen.

Im Lateinischen entspricht *geneorð* ‘contentus’[2]), das von Sweet ‘Student’s Dictionary’ S. 124 mit ‘contented’, von Bosworth-Toller a. a. O. mit ‘content’ und von Holthausen mit ‘zufrieden’ übersetzt wird. Dieser Übertragung dürfen wir zustimmen und die Möglichkeit, daſs der Glossator *contentus*

---

[1]) Vgl. H. Sweet, *The Oldest English Texts* (= Early English Text Society 83) 1885, S. 52, 276; 53, 544.

[2]) Zu einer Berichtigung zu **contemtus* (W. M. Lindsay, *The Corpus Glossary* 1921, S. 44, 666) liegt kein Anlaſs vor.

im ursprünglicheren Sinn von 'zusammengehalten, verbunden, beschränkt' verstanden haben könnte, übergehen. Hierzu sind wir um so mehr berechtigt, als die Glosse vermutlich zu den Worten *si contentus sit monachus* der Regula S. Benedicti gehört.[1]) Ist aber *geneorð* durch 'zufrieden' zu umschreiben, so ergibt sich als Prüfstein der Etymologie Holthausens die Frage, ob sie die Herausbildung dieser Bedeutung verständlich erscheinen läſst oder nicht.

Die Antwort kann nur in verneinendem Sinn gegeben werden. Ich sehe keine Möglichkeit, die Zusammenstellung mit germ. *Nerthus*, aisl. *Njǫrðr* in entsprechender Weise fruchtbar zu machen. Zwar erschwert Holthausen eine Auseinandersetzung dadurch, daſs er nichts Näheres über seine Auffassung mitteilt, doch müssen wir uns mit Entschiedenheit gegen seine Betrachtungsweise aussprechen. Für welche der zahlreichen Etymologien der Namen *Nerthus*, *Njǫrðr* er sich auch entscheiden mag[2]), niemals läſst sich von ihnen eine Brücke zu ae. *geneorð* im Sinne von 'zufrieden' schlagen. Dieses ist also von den Götternamen unbedingt fernzuhalten.

Es bietet sich denn auch ein anderer Weg, ae. *geneorð* einwandfrei zu deuten. Zu ihm weist uns das entsprechende lat. *contentus*. Wenn wir nämlich bei diesem Wort der Herausbildung der Bedeutung 'zufrieden' nachgehen, so ergibt sich, daſs der Sinn 'zusammengehalten, verbunden, beschränkt' zugrunde liegt. *contentus* ist einfach Partizipium zu *contineo* 'zusammenhalten, verbinden'. Aus der Bedeutung 'zusammengehalten, beschränkt' entstand die abgeleitete 'sich beschränkend auf, sich begnügend mit', die dann unmittelbar in den Sinn 'zufrieden' übergehen konnte.

Daſs diese Entwicklung keineswegs vereinzelt, sondern vielmehr ganz geläufig ist, läſst sich z. B. an ae. *gehealden* 'satisfied with, not desiring more than' dartun. Auch hier steht am Anfang die Bedeutung 'gehalten, zusammengehalten'. *gehealdan* ist durch 'to hold, to keep within bounds' zu umschreiben. Vor allem aus dem letztgenannten Sinn versteht

---

[1]) Vgl. z. B. Bosworth-Toller a. a. O. — Übrigens würde es, wie ich hier anmerken möchte, für unsere Etymologie nicht viel ausmachen, wenn die Entscheidung in anderem Sinn gefällt werden müſste.

[2]) Die Literatur verzeichnen K. Helm, *Altgerm. Religionsgesch.* I S. 313, Anm. 51; F. R. Schröder, *Germanentum und Hellenismus* S. 50 ff.

sich aber ohne Schwierigkeiten ae. *gehealden* 'modest, satisfied with, not desiring more than'.

Ganz ähnlich läſst sich nun auch ae. *geneorð* als Verbaladjektivum **ge-ner-þa* zur Wurzel idg. (*s*)*ner-* 'drehen, winden, zusammendrehen, zusammenschnüren' in gr. *νάρναξ* 'Gefäſs < *geflochtenes Gefäſs'; as. *naru*, ae. *nearu* 'eng < *zusammengeschnürt'; aisl. *Nǫrva-sund, Niǫrva-sund* 'Gibraltar', nhd. *Nehrung*; ahd. *narwa, narwo* 'Narbe', norw. *norve*, nhd. mdartl. *narbe* 'Klammer, Krampe'; aisl. *nári* 'Weichen < *Einschnürung des Leibes'; ahd. *snuor* 'Schnur, Band'; got. *snōrjō* 'geflochtener Korb'; lett. *nārs, nāre* 'Klammer' u. a. stellen. Für solche Verbaladjektiva auf *-þa-, -ða-* verweise ich auf Kluge, *Nominale Stammbildungslehre*³ § 221—24. Zum Vergleich nenne ich nur got. *dauþs*, aisl. *dauðr*, ae. *dēad*, afries. *dād*, as. *dōd*, ahd. *tōt* 'tot < *gestorben'; got. *baírhts*, aisl. *bjartr*, ae. *beorht*, as. *berht, beraht*, ahd. *beraht* 'hell < *erleuchtet' oder ae. *sceard* 'verwundet'. Durchgehende Suffixbetonung begegnet nur bei tiefstufiger Wurzelform. *geneorð* bedeutet also eigentlich 'zusammengebunden, zusammengeschnürt', ganz entsprechend ae. *gehealden* 'kept within bounds'. Ebenso aber wie hier konnte auch dort der Sinn 'zufrieden' auftreten.

Zu ae. *neorxenawang* würde hiernach allerdings, wenn meine Ausführungen über dieses schwierige Wort Anglia 53, S. 337 ff. zu Recht bestehen, eine gewisse Beziehung übrig bleiben. Nur wäre auch sie ganz anders beschaffen, als Holthausen will. Aus **nerþskenawang* ist *neorxenawang* unmöglich zu erklären. Sollte *neorxena-* aber tatsächlich die aus (*s*)*ner-* erweiterte Wurzelform (*s*)*nerq-* enthalten, so würde es mit *geneorð* wurzelverwandt sein.[1])

[1]) Erwogen werden darf sogar, ob *geneorð* wegen des Nebeneinanders von *ferhð, ferð, feorð* u. dgl. nicht auch auf **ge-nerh-þa* zurückgeführt werden könnte. Die Überlieferung bietet allerdings hierfür keinen Anhaltspunkt, sondern spricht im Gegenteil eher gegen diese Möglichkeit.

Rostock. W. Krogmann.

DAS ORRMULUM UND DIE FRAGE DER INTONATIONSGERECHTEN ORTHOGRAPHIE.

Im folgenden veröffentliche ich einige Beobachtungen und Untersuchungen, die durch Eduard Sievers' Aufsatz „Zur englischen Lautgeschichte“ [1]) veranlaſst worden sind.

Zwei Positionen sind es vor allem, auf denen Sievers in dieser Abhandlung aufbaut. Erstens setzt er voraus, daſs sich Doppelentwicklungen von Lauten vielfach auf schallanalytischem Wege erklären lassen, und zweitens erscheint es ihm als unbestreitbare Tatsache, daſs viele mittelalterliche Handschriften intonationsgerecht [2]) schreiben, d. h. schallanalytische Gegebenheiten wie Steigton, Fallton und deren Komplikationen in der Art berücksichtigen, daſs man an der einzelnen Belegstelle aus der Schreibung auf die Intonation schlieſsen kann. [3])

Die erste dieser Positionen erscheint prinzipiell als durchaus einleuchtend. Daſs derselbe Sprecher dieselben Wörter

---

[1]) *Zur englischen Lautgeschichte. Kritische Untersuchungen.* Abhandlungen der Sächs. Akademie der Wiss., phil.-hist. Kl., Bd. 40, Nr. 1. Leipzig 1928. — Dieser Aufsatz ist ein Glied in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen, in welchen Sievers die Probleme, die er hier für das Alt- und Mittelenglische untersucht, unter Zugrundelegung von Texten aus den verschiedensten Sprachen bespricht. Eine Bibliographie dieser Veröffentlichungen findet sich bei Ipsen-Karg, *Schallanalytische Versuche* 1928, S. 317 f. Ich verweise an dieser Stelle auch auf Kargs Ausführungen in PBB. 50, 310 ff. — Eine kurze Besprechung des zitierten Sieversschen Aufsatzes durch F. Holthausen findet sich im Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. 52 (1931), Sp. 186 f. Karl Josts äuſserst wichtige Besprechung der Sieversschen Ausführungen über die Cura pastoralis in IF. 48, 84 ff. wurde mir erst bei Abschluſs dieses Aufsatzes bekannt. (Vgl. S. 403 [2].)

[2]) Sievers sagt: phonetisch „richtig“; a. a. O. S. 3.

[3]) Sievers, a. a. O. S. 3, 20.

bei verschiedener Intonation nicht selten mit recht beträchtlichen Unterschieden in der Lautgebung ausspricht, ist eine Tatsache, die heute wohl allgemein anerkannt wird. Daſs diese durch die Intonation bedingten Unterschiede auch in der Sprachgeschichte, speziell in der Lautgeschichte, eine Rolle gespielt haben, ist deshalb sehr wahrscheinlich.

Die zweite Position erscheint jedoch schon rein grundsätzlich als bedeutend problematischer. Denn Voraussetzung für diese These ist doch, daſs mittelalterliche Schreiber in ihren Schreibungen Dinge berücksichtigt hätten, die bis vor kurzem selbst die geschultesten Phonetiker überhörten. Möglich ist ja natürlich, daſs das Fehlen oder die Seltenheit moderner Parallelen für diese für das Mittelalter postulierte Erscheinung in dem das Gehör abstumpfenden Einfluſs unserer modernen Schreibkultur zu begründen ist. Aber in jedem Fall bedeutet doch diese zweite Position den leichter kontrollierbaren modernen Verhältnissen gegenüber etwas durchaus Neuartiges, und es muſs deshalb aufs sorgfältigste untersucht werden, ob die Beweismittel, die bis jetzt zu ihrer Begründung vorgebracht wurden, ausreichend sind.

Der Beweisgrund, auf welchen sich die Ansetzung intonationsgerecht schreibender Handschriften bis jetzt fast ausschlieſslich stützt, ist der, daſs bei verschiedenen Handschriften eine den Schreibungen folgende Intonierung für Sievers' Empfinden ein hemmungsfreies Lesen und Sprechen gestattet, während bei der Lektüre von Handschriften mit verderbter Orthographie nach seiner Aussage Hemmungen, ja direkte Qualen auftreten.[1]) Voraussetzung für die Gültigkeit dieses Beweises muſs aber sein, daſs es Menschen gibt, bei denen das Kriterium des Auftretens und Nichtauftretens dieser Hemmungen mit einem starken Maſs von Sicherheit wirkt.[2]) Für die Frage, ob diese Voraussetzung — für alte Texte wenigstens — angesetzt werden darf oder nicht, dürften nun die folgenden Feststellungen über den von Sievers zugrunde gelegten Text des Orrmulum von Interesse sein.

---

[1]) Sievers, a. a. O. S. 3.

[2]) Bei Ipsen-Karg (oben S. 400 zitiert) finden sich — wenigstens unter den ausführlich beschriebenen Versuchen — keine, die für dieses spezielle Problem von Belang sind. Zu vergleichen sind nur die ziemlich allgemein gehaltenen Ausführungen auf S. 6 des genannten Werkes.

Sievers benutzt bei seinen schallanalytischen Untersuchungen über die Lautgestalt des Orrmulums, wie ich aus verschiedenen Lesarten feststellen konnte, die Ausgabe von R. M. White 1852, eine Ausgabe, die voll von Druck- und Lesefehlern ist. Für einigermaſsen zuverlässige Angaben über das Orrmulum ist heute die 1878 von R. Holt besorgte, zwar auch nicht fehlerfreie, aber doch bedeutend verbesserte zweite Auflage zugrunde zu legen, Sigurd Holms ausführliche Kollation ist zu berücksichtigen[1]), und auſserdem sind natürlich auch die leider an unübersichtlicher Stelle abgedruckten textkritischen Anmerkungen White-Holts zu beachten. Von dieser Grundlage aus und unter gelegentlicher Heranziehung des Orrmulum-Manuskripts[2]) habe ich eine Auswahl der von Sievers angeführten Belege nachgeprüft. Dabei habe ich, von textkritisch und syntaktisch zu erklärenden Erscheinungen zunächst abgesehen, die folgenden offenbar durch rein technische Versehen des ersten Herausgebers verursachten, von Sievers aber als Grundlage für die Intonierung verwerteten falschen Lesarten festgestellt:

S. 39, Nr. 6, V. 3840:	wæˇppnedd	lies:	wæpnedd
„ 12, „ 2761:	cleˋnsenn	„	clennsenn
„ 14, „ 1722:	dǣˋl	„	del
„ 22, „ 4889:	uˊnn-wræˇsste	„	unnwresste
„ 34, „ 1582:	æˇddmōd-liˋȝ	„	ædmodliȝ
„ 40, Z. 9, „ 4811:	(-)seˆollþe	„	-sellþe
„ 41, „ 9, „ 3210:	shǣpess	„	shepess
„ 42, „ 6, „ 2228:	lastenn	„	lasstenn
„ 42, „ 18, „ 2761 „ 7836	cleˋnsenn u. ä.	„ „	clennsenn (s. o.!) clennsedd
„ 42, „ 42, „ 4987:	nesst	„	nest (eigene Kollation)
S. 43, Punkt 49, V. 2202:	°drǣˋfedd	„	drefedd[3]).

[1]) Sigurd Holm, Corrections and Additions in the Ormulum Manuscript, Diss. Uppsala 1922, S. XVIII ff. — In Holms Kollation ist, wie es scheint, E. Kölbings Kollation zur ersten Auflage (E. St. I, 1 ff.) verarbeitet.

[2]) Mit Unterstützung der Notgemeinschaft war es mir möglich, die letzte Redaktion dieses Aufsatzes in Oxford vorzunehmen. Ich nahm hier Gelegenheit, die wichtigsten der von mir verwerteten Belege, u. a. alle in der unmittelbar folgenden Tabelle enthaltenen, im Orrmulum-Manuskript nachzuschlagen. Doch bleibt im allgemeinen die oben gegebene Grundlage. — Von mir im Ms. nachgeschlagene Belege bezeichne ich in mehreren Fällen mit (k. Oxf.).

[3]) S. 42, Z. 37, V. 4491 *neȝhenn* statt richtig *nehȝhenn* (k. Oxf.) erwähne ich nur in der Anmerkung, da man immerhin bezweifeln könnte, ob *hȝh*

Sievers hat sich demnach bei der Intonierung des Orrmulums in elf klaren Fällen durch die Fehler einer modernen Ausgabe bestimmen lassen. Die Bedeutung dieser Tatsache wäre dann nur eine begrenzte, wenn dieser beschränkten Anzahl von Intonationsfehlern andere Fälle gegenüberständen, in welchen er auf Grund des Kriteriums des Eintretens von Hemmungen falsche Lesarten festgestellt hätte. Von dem Eintreten derartiger Hemmungen berichtet Sievers aber bei seinen Ausführungen über das Orrmulum nirgends etwas, obwohl in den von ihm zugrunde gelegten Teilen der Whiteschen Ausgabe aufser den elf genannten noch viel mehr Stellen in Betracht gekommen wären.[1]) Äufserst nahegelegt wird es doch jedenfalls, aus diesem Tatbestand den Schlufs zu ziehen, dafs die Schallanalytiker ganz allgemein nicht imstande wären, die Silbenzahl nicht verändernde Schreibfehler in mittelalterlichen Handschriften von etwa vorhandenen intonationsgerechten Schreibungen zu scheiden, und dafs das Kriterium des Eintretens und Nichteintretens von Hemmungen, soweit sich die Beobachtungen auf Texte aus früheren Jahrhunderten und dort auf einzelne Laute beziehen, bei dem heutigen Stand der schallanalytischen Methode wenigstens, noch zu unsicher ist, um als Grundlage für den Beweis anders nicht begründbarer Behauptungen dienen zu können.[2])

Speziell für das Orrmulum lassen sich weiter gewichtige Gründe anführen, die die Möglichkeit, dafs ein Beweis für die Ansetzung einer intonationsgerechten Orthographie dieses Textes etwa in der Zukunft werde erbracht werden können, in höchstem Mafse in Frage stellen.

Vor allem ist die Möglichkeit, dafs die Orthographie des Orrmulums eine durchaus intonationsgemäfse sei, in der Art, dafs z. B. die Anwendung der *æ*- und *e*-Schreibung durchweg nach der jeweiligen Intonation geregelt sei, als aufserordentlich unwahrscheinlich zu bezeichnen. Denn die meisten Wörter

---

und *hhȝh* denselben Lautwert haben, was P. Lambertz, Die Sprache des Orrmulums, Diss. Marburg 1904, § 329 annimmt.

[1]) Vgl. Kölbings Kollation, Engl. Studien I, 2 ff.

[2]) Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt Karl Jost bei der Nachprüfung der Sieversschen Angaben über die Hss. der Cura pastoralis (zitiert oben S. 400[1]). — Vgl. auch Hannes Skölds Besprechung von Sievers' Ausgabe der altslavischen Verstexte von Kiew und Freising in Litteris 4 (1927), S. 34 ff.

— auch die meisten Wörter der *æ*/*e*-Gruppe — erscheinen im Orrmulum ausschliefslich oder fast ausschliefslich in nur einer Schreibweise. Gesetzt deshalb, das Orrmulum sei in der Tat in einer durchaus intonationsgerechten Orthographie geschrieben, so würde das bedeuten, dafs Orrmin die meisten der von ihm verwendeten Wörter nur in je einer Intonationsart oder höchstens in einer ganz beschränkten Anzahl von Intonationsvarianten ausgesprochen hätte.[1]) Eine solche Art der Intonation einer mittelenglischen Dichtung wird man aber kaum in Betracht ziehen, da sie in modernem Sprachgut, wo sich die Verhältnisse doch bedeutend besser kontrollieren lassen, ohne Parallele wäre.[2]) Orrmins Orthographie ist also zu einheitlich, als dafs man annehmen könnte, dafs sie in weiterem Umfang der Wiedergabe der zu erwartenden Mannigfaltigkeit der intonationsmäfsigen Aussprache diene.

Nun sind ja zweifellos eine ganze Reihe von Wörtern des Orrmulums in mehrfacher Schreibung belegt, und es fragt sich deshalb, ob nicht wenigstens die Annahme einer in beschränktem Mafse intonationsgerechten Orthographie für diesen Text aufrechterhalten werden könnte. Wirklich beweisende Gegengründe allgemeiner Art lassen sich, soviel ich sehe, gegen eine derart eingeschränkte Hypothese nicht vorbringen. Was man aber tun kann und tun mufs, ist der Versuch, möglichst viele dieser wirklichen oder scheinbaren Doppelformen mit den hergebrachten Mitteln philologischer Kritik zu erklären. Im folgenden sollen deshalb, unter Beschränkung auf das Sieverssche Material, für einen grofsen Teil der dort angeführten Fälle von Orrminschen Doppelschreibungen für dasselbe Wort herkömmlich philologische Erklärungen vorgetragen werden.[3])

---

[1]) Es scheint mir z. B. keine andere Auffassung möglich zu sein als die, dafs im Gebiet der von Sievers behandelten Wörter auf ae. *æ* Schreibung mit *æ* im Sinn seiner Ausführungen allgemein Intonation mit einfachem Steigton ausschliefst. Keines der vielen ausschliefslich mit *æ*-Schreibung belegten Wörter könnte deshalb im O. an irgendeiner Stelle mit einfachem Steigton gelesen werden.

[2]) Dafs verschiedene Konjunktionen, Präpositionen und ähnliche Funktionswörter vorwiegend in nur einer Intonationsart gebraucht werden, fällt hier nicht ins Gewicht.

[3]) Die Belege für Doppelschreibungen für dasselbe Wort finden sich a. a. O. S. 39 ff. mitten unter den Belegen für Doppelentwicklung desselben

Diesen Ausführungen mufs eine genaue Klarlegung der Besonderheit der für das Thema dieses Aufsatzes allein in Betracht kommenden reinen Lautdubletten vorausgehen. Denn für das hier angeschnittene Problem kommt es natürlich nur auf den Nachweis des Vorhandenseins oder Nichtvorhandenseins von solchen Dubletten an, bei denen die beiden Formen, die für ein Wort des Ae. oder einer noch früheren Sprachperiode belegt sind, auch wirklich noch als ein Wort und als Symbolisierung einer Funktion, oder wenigstens einer geschlossenen Funktionsgruppe, gefühlt werden. Offensichtlich liegt aber dieser Fall nicht vor, wenn in den Schreibungen einer Handschrift Doppelformen bezeichnet werden, die zwar auf eine Grundform zurückgehen, aber in ihrer Bedeutung klar geschieden sind. Als Beispiel führe ich das Nebeneinander von *wel* und *well* im Orrmulum an.[1]) Diese beiden Formen sind ja etymologisch offenbar aus einer Grundform abzuleiten. Es ist auch möglich, dafs bei ihrer Auseinanderentwicklung häufiger Gebrauch des *wel* in der einen und des *well* in einer anderen Intonationsart irgendwie eine Rolle gespielt hat, es liegt aber durchaus kein Grund vor, der uns veranlassen müfste, anzunehmen, dafs Orrmin diese beiden Formen jemals graphisch geschieden hätte, wenn er sie nicht als Symbole für zwei verschiedene Begriffe (etwa *wel* = gut, *well* = sehr) empfunden hätte.[2]) Es liegt also keine reine Lautdublette, sondern eine Bedeutungsdublette vor.

Denkbar ist auch, dafs der Bedeutungsunterschied zwischen zwei Formen so schwach ist, dafs er keiner Definition mehr standhält, und dafs sich die Unterscheidung der beiden Formen nur durch eine Definition ihrer Funktionen durchführen läfst.[3]) Auch wenn sich herausstellt, dafs solche Scheidungen in den Schreibungen alter Hss. zum Ausdruck gebracht werden, so ist das nicht besonders verwunderlich.[4]) Auf die Möglichkeit, dafs

---

ae. Lautes in verschiedenen Wörtern (z. B. *spæche, dede*). Schallanalytische Erklärungen für diese letzteren Doppelentwicklungen lassen sich an sich allein auf der ersten der beiden S. 400 genannten Positionen aufbauen, und für diese Belege gilt das S. 403 f. Gesagte.

[1]) Vgl. Sievers, PBB. 51, 304 f., Verf., Anglia 55, 10 ff., sowie auch Verf., *A wol fair cloth* AB. 42, 252 ff.

[2]) Ich verweise auf das folgende Gegenstück: Da sich bald nach 1200 das Zahlwort und ebenso das Indefinitpronomen (ne. *one*) zu *ōn* entwickeln, der unbestimmte Artikel aber *an* bleibt, ist kaum anzunehmen, dafs diese beiden Formen in Orrmins Dialekt gleichlauteten (vgl. Luick, H. Gr. § 354, 1). Ich will demnächst nachweisen, dafs er sie auch in einer bestimmten Hinsicht — im Hinblick auf den Verlust des *n* vor Konsonant — nicht durchaus gleichmäfsig behandelt hat. Im allgemeinen schreibt er aber in allen Fällen *an*, offenbar deshalb, weil er die beiden Formen noch als ein Wort fühlte.

[3]) Vgl. hierzu etwa die unten S. 406 f. behandelte Dublette *del — dale*.

[4]) Keine besonderen Ausführungen sind wohl darüber nötig, dafs verschiedene Flexionsformen desselben Wortes mit verschiedenem Stammvokal (z. B. *slæpenn — sleppte*) zu den S. 404 Anm. 3 erwähnten Doppelentwicklungen zu stellen sind.

scheinbar reine Lautdubletten durch Aufweisung von Bedeutungs- oder Funktionsunterschieden zu erklären sind, wird demnach bei der folgenden Diskussion der Einzelerklärungen besonders zu achten sein. Ich lasse diese Untersuchungen im Anschlufs an die Reihenfolge der Sieversschen Abhandlung folgen.

Punkt 42, Nr. 1, 3, 4: °*slḗp* (7479), *slǣ̀p* (3152), °*slạ̄́p* (1903).

slœp ist die gewöhnliche Schreibung Orrmins (Glossar)[1]); *slap* in V. 1903 bleibt bestehen (k. Oxf.); *slep* in V. 7479 stammt jedoch vom Schreiber C, der auch *þer* statt *þœr* schreibt.[2]) Es bleibt also nur eine Dublette, keine Triplette.[3])

Punkt 42, Nr. 20, 21: °*la'ffdiȝ* (1807), *la̋fdiȝ* (334).

Nach Effer ist *laffdiȝ* die gewöhnliche Schreibung und *lafdiȝ* ist nur einmal in V. 334 belegt.[4]) V. 334 steht auf einem eingeschobenen Blatt, welches allerdings allgemein und wohl mit Recht Hand A zugeschrieben wird.[5]) Rein schallanalytische Erklärung kommt aber deshalb nicht in Frage, weil sich in diesem Einschub noch eine ganze Reihe von anderen Schreibfehlern finden.[6])

Punkt 42, Nr. 7, 14, 15: °*dḗl* (2715), *dǣ̀l* (1722), °*dạ̄́less* (8266).

Statt *dœl* V. 1722 lies *del* (vgl. oben S. 402). Zu *daless* ist auch der Singular *dale* belegt.[7]) *del* und *dale* sind jedoch in ihrer Bedeutung ziemlich klar geschieden. Nach den Belegen des Glossars[8]) zu schliefsen ist das gewöhnliche Wort für *Teil* (ne. *part*) im Orrmulum *dale*, und *del* ist in seinem Gebrauch fast ausschliefslich auf die stehenden Redensarten *summ del* (häufig) und *iwhillc del* (einmal) beschränkt.[9]) In diesen Fügungen tritt

---

[1]) In White-Holts Glossar scheinen bei selteneren Wörtern alle Belegstellen angegeben zu sein, bei häufigen (z. B. *wel*) dagegen nicht. Ob das Material vollständig ist, wird nicht immer vermerkt. Im allgemeinen kann aber angenommen werden, dafs das Material des Glossars ein ungefähres Bild von der Verteilung der verschiedenen Schreibungen gibt.

[2]) V. 7478; vgl. Holm S. 102.

[3]) Zu *slap* vgl. Flasdieck Anglia 47, 316 und Björkman St. E. Ph. 7 (1900), S. 96 f.

[4]) Effer Anglia VII (Anz.), S. 189; in V. 1969 ist mit Holt *laffdiȝ* zu lesen (k. Oxf.). Bei Kölbings Bemerkung zu V. 334 möchte ich das 'aber schwerlich' unterstreichen (k. Oxf.).

[5]) Holm S. 66.

[6]) Vgl. ebenda. — Auf die Frage, wie dieser Tatbestand zu erklären ist, werde ich demnächst in gröfserem Zusammenhang eingehen.

[7]) Vgl. Holts Glossar. — Auf die im Verhältnis zu den anderen hier behandelten Dubletten bedeutend stärkeren Abweichungen im Wortkörper von *del* und *dale* verweise ich nur in der Anmerkung.

[8]) Vgl. oben Anm. 1.

[9]) Einzige Ausnahme *þe tende del* V. 2715 (eingeschobener *eo*-Text); bei diesem Beleg ist zu beachten, dafs das NED spätere Belege für *dœl — deal* nach Ordinalzahlen bringt als für Fügungen wie *on twegen*

dale nie auf.[1]) (Vgl. den ne. Zustand[2]). Orrmins Doppelformen *del* und *dale* sind demnach vom damaligen Sprachgefühl aus gesehen nicht als zwei Formen eines Wortes, sondern als zwei verschiedene Wörter aufzufassen und ebenso wie ne. *deal — dole* und deutsches *Huhn — Henne, Tür — Tor, Karre — Karren*[3]) kann man diese beiden Wörter als etymologisch verwandte Synonyme bezeichnen.[4])

Ich möchte nun an dieser Stelle keineswegs bestreiten, daſs bei der Verwendung solcher etymologisch verwandter Synonyme, wie überhaupt bei der Wortwahl, bei gewissen Schriftstellern satzmelodische Momente mitspielen.[5]) Besonders dann, wenn sich die beiden Synonyme in der Silbenzahl unterscheiden, sind solche Gesichtspunkte wahrscheinlich, doch schiene es mir auch durchaus diskutabel, wenn jemand behauptete, ein gewisser motorisch besonders veranlagter Schriftsteller gebrauche an einer bestimmten Stelle etwa *Tor* und nicht *Tür*, weil dieses Synonym besser zu der Intonation dieser Stelle passe. Der Nachweis, daſs ein Autor solche Dinge in gewissen Sonderfällen berücksichtigt, wo als Ergebnis der Geschichte der Wortbildungen, als Ergebnis von Dialektmischung oder aus anderen Gründen Doppelformen vorliegen, kann aber doch in keinem Fall etwas darüber

---

dælas u. ä. Besonders lange scheint sich *deal* in Verbindung mit *tenth* gehalten zu haben, vielleicht unter dem Einfluſs der Verwendung dieser Verbindung in der immer gern archaisierenden Kirchensprache. (Vgl. auch S. 408 Anm. 1.)

[1]) Auf ähnliche Verhältnisse weist das Belegmaterial aus den Glossaren zu *Gen. Ex.* und *V. V.* hin. (Bei *Gen. Ex.* beachte auch V. 1510.)

[2]) Die Entwicklung nach dem Ne. hin scheint so vor sich gegangen zu sein, daſs *del* = *deal* sich in seiner Bedeutung in einem ähnlichen Bereich gehalten hat, wie es im Orrmulum nachzuweisen ist, während *dale — dole* durch *part* aus dem gröſseren Teil seiner alten Bedeutungssphäre verdrängt wurde und heute nur noch mit ganz beschränktem Bedeutungsumfang fortlebt.

Die hier gewonnene Erkenntnis, daſs *del* schon im Me. ausschlieſslich oder fast ausschlieſslich in formelhaften Wendungen auftrat, ist wichtig für die Erklärung des Auftretens gelegentlicher Kürze. — Vgl. Anglia 45, 260.

[3]) Beachte die bei den deutschen Beispielen hinzukommende Unterscheidung im Geschlecht.

[4]) Etymologisch verwandte Synonyme kann man je nach der Art des Verhältnisses ihrer Bedeutungen als Bedeutungsdubletten oder als Funktionsdubletten bezeichnen.

[5]) Allerdings spielen satzmelodische Gründe bei der Wortwahl kaum irgendwo die Hauptrolle. Neben direkten Bedeutungsunterschieden ist die Heimat des Autors von groſser Bedeutung, ebenso das Milieu, welches er schildert, der Kreis, für den er schreibt, die Stimmung, in die er den Leser versetzen will, und viele andere Imponderabilien. Eines dieser Imponderabilien kann aber die Satzmelodik sein. — Über Gründe für die Wortwahl handelt u. a. Kurt Jaeschke in *Beiträge zur Frage des Wortschwundes im Englischen*, Breslau 1931 an mehreren Stellen; beachte besonders S. 42 ff.

aussagen, daſs der Autor reine Intonationsdubletten in seinen Schreibungen orthographisch berücksichtigt.[1])

Punkt 43: *eo* — *e*-Dubletten.

Ein groſser Teil dieser Dubletten ist damit zu erklären, daſs nach V. 13853 die *eo*-Schreibung aufgegeben wurde.[2]) Dieser Tatbestand kann nur als Zeugnis einer bewuſsten orthographischen oder orthographisch-lautlichen Umstellung betrachtet werden.[3]) Wäre diese Umstellung in der Orthographie in einer Umstellung in der Intonation begründet, so hätte Sievers, da er die gegen 500 Verse der zum *e*-Text gehörigen Dedikation und des Preface mitberücksichtigt hat, das heraushören müssen.[4])

Für die übrigen, im *eo*-Text enthaltenen *eo* — *e*-Dubletten ist festzustellen, daſs in einer methodisch korrekten Ausgabe, höchstens von wenigen Ausnahmen abgesehen, *eo*-Schreibungen nicht im Text, sondern nur in den Fuſsnoten erscheinen dürften. Bekanntlich sind die *o* dieser *eo*-Schreibungen überall, wo sie ursprünglich standen, radiert und, soweit sie heute wieder in der Hs. stehen, erst in einer späteren Hand wieder eingefügt, und Holm kommt mit einleuchtenden Gründen zu dem Ergebnis, daſs die *o*-Rasuren fast ausschlieſslich von Orrmin selbst herrühren müssen.[5]) Der Wechsel zwischen *e* und *eo* im ersten Teil des Ms. ist also vom Autor selbst beseitigt worden.

Sievers könnte sich so allerhöchstens darauf stützen, daſs man aus dem ursprünglichen Wechsel zwischen *e*- und *eo*-Schreibungen im ersten Teil des Orrmulums, auch wenn man ihn mit Flasdieck als in unbeabsichtigten Entgleisungen begründet auffaſst, Schlüsse auf die Aussprache dessen ziehen kann, dem diese Entgleisungen zuzuschreiben sind.[6]) Würde er aber in diesem Sinn behaupten, daſs die ursprünglichen *eo* — *e*-Dubletten die Intonation des Autors wiederspiegelten, so ergäbe sich gerade daraus die zwingende Folgerung, daſs Orrmin, welcher ja in diesem Fall die ursprüngliche intonationsgerechte Schreibung durch seine *o*-Rasuren später

---

[1]) Bei dem Nebeneinander von *þe tende del* V. 2715 (*eo*-Einschub) und *þe tende dale* V. 6125 könnten satzmelodische Momente im Spiele sein. Doch ziehe ich eher in Betracht, daſs in einem der beiden Fälle Konzession an das Versmaſs vorliegt.

Je näher Synonyme in ihrer Bedeutung stehen, um so gröſser ist die Wahrscheinlichkeit, daſs der Wechsel allein durch die Intonation bedingt ist. So sind Grenzfälle denkbar, wo es schwer ist zu entscheiden, ob ein etymologisch verwandtes Synonym vom Typus *Tor* — *Tür* oder eine reine Lautdublette vom Typus *dǭə* — *dǭə* für ne. *door* vorliegt.

[2]) Also auch in Ded. Pref. und später eingeschobenen Blättern; vgl. Holm S. 60; Ausnahme *weol* V. 15400, 19690, vgl. Flasdieck, Anglia 47, 317.

[3]) Vgl. Flasdieck, Anglia 47, 316 ff.

[4]) Bei Orrmins Vorliebe für geprägte Wendungen lieſsen sich sicher vollständig gleichlautende Sätze aufweisen, in denen dasselbe Wort im ersten Teil zunächst mit *eo*, im zweiten Teil mit *e* geschrieben ist.

[5]) Holm, S. 61 ff.

[6]) Man vergleiche die Methode der frühne. Lautgeschichte.

selbst wieder gestört hätte, im allgemeinen bestrebt war, durch die Intonation bedingte Doppelformen durch Festsetzung einer Normalform auszugleichen.[1])

S. 41, Z. 13, 28: *lætenn* (häufig), *lĕtenn* (2018).

Nach Lambertz hat in den meisten Fällen *lætenn* die Bedeutung von *denken* und *lĕtenn* die von *lassen.*[2]) Ausnahmen scheinen, falls in Autortext überhaupt vorhanden, sehr selten zu sein.[3])

S. 42, Z. 20, 34: *ǣdmōd* u. ä. (häufig), *ǣddmōd* u. ä. (häufig); vgl. auch Punkt 42, Nr. 33, 34 und oben S. 402.

Nach dem Efferschen Material[4]) ergibt sich folgende Regelung:

Sing. des Adj. und Adv. vorwiegend *d* (*ædmod, ædmodlig*).[5])

Abgeleitete Substantiva vorwiegend *dd* (*æddmod-nesse* ∼ *-leggc*).

Der einzige Beleg *æddmode* V. 3606 (k. Oxf.) reicht nicht zur Ableitung einer Regel für den Plur. des Adj.[6])

Es liegt also eine starke Tendenz einer Scheidung zwischen *ædmod* (*lig*) einerseits und *æddmod-nesse* (*-leggc*) andererseits vor. Diese Feststellung ist insofern nicht ohne Bedeutung, als sie in einem gewissen Widerspruch zu der zunächst allerdings nur zur Erklärung der Doppelkonsonanten in den Nebensilben aufgestellten Annahme steht, daſs Orrmin seine Wörter so geschrieben habe, wie er sie bei syllabierender Aussprache sprach.[7]) Das dieser Scheidung zugrunde liegende Lautgesetz[8]) ist jedoch offenbar keine satzmelodische, sondern eine wortrhythmische Angelegenheit, und selbst bei intonationsmäſsiger Erklärung würde Bezugnahme auf die erste der S. 400 genannten Positionen genügen. Als mögliche Stützen für Sievers bleiben so nur die oben genannten vier Ausnahmen. Doch wird man auch hier psychologisch leicht verständliche Schreibfehler in Betracht ziehen müssen.

---

[1]) Auſserdem könnte man darauf hinweisen, daſs die *eo*-Schreibung an bestimmten Wörtern besonders fest haftet. (Beachte z. B. häufiges *eorþlig* in V. 12720—13853). — Auch ist der Lesefehler in V. 4811 zu beachten; vgl. oben S. 402.

[2]) Lambertz, a. a. O. § 117. — Nicht berücksichtigt wird dieser Bedeutungsunterschied von Bülbring, Bonner Beitr. XV, 135 und Zenke, Morsbachs Studien XL, 14 f. — Beachte daneben *forrlætenn* = *verlassen* (Glossar; V. 3769 k. Oxf.).

[3]) Die einzige Belegstelle für *lætenn* = *lassen*, welche sich unter den in White-Holts Glossar (S. 488) gegebenen findet, stammt aus einem eingeschobenen Blatt (Orrm. V. 9059 = I, 315; k. Oxf.) Über auffällige Schreibungen in eingeschobenen Blättern vgl. oben S. 406.

[4]) Effer, Anglia VII (Anz.), S. 187.

[5]) V. 1582 liest Holm *ædmodlig*, vgl. oben S. 402.

[6]) Ausnahmen: *æddmod*, V. 9065, 10837; *æddmodlig*, V. 17649; *ædmodnesse*, V. 19218. (Alle vier Belege k. Oxf.)

[7]) Vgl. Anglia 37, 351 ff., 494 ff. und später S. 411.

[8]) Vgl. Luick, H. Gr. §§ 353, 387. — Die Frage, ob das Nebeneinander von vorherrschend *ædmodlig* neben vorherrschend *æddmodnesse* in der verschiedenen Silbenzahl begründet ist, oder ob bei *ædmodlig* die Analogie des unflektierten Adjektivs noch stärker wirkt, lasse ich offen.

Punkt 49 erledigt sich durch die Kollation auf S. 402.

Punkt 51 a: *o'nn*, °ṑ.

Nach Sievers bleibt vor Fallton *o'nn*, vor Steigton wird es durch °ṑ ersetzt („Ausnahmen sehr selten"). Nach Holm gilt mit ganz wenigen Ausnahmen die Regel, daſs *onn* vor Vokalen und *o* vor Konsonanten gebraucht wird.[1]) Auch alle von Sievers angeführten Belege entsprechen der Holmschen Regel. Beide Regeln zusammengenommen würden aber zu einem höchst unwahrscheinlichen Resultat führen.

Von den von Sievers angeführten Orrminschen Wörtern mit mehrfacher Schreibung, bleiben so — von den S. 408 behandelten *eo* — *e*-Dubletten abgesehen — nur die folgenden unerklärt oder nicht ausreichend erklärt.[2])

slap,	V. 1903 (k. Oxf.)[3]) neben slæp
hehȝhesst,	V. 1055 (k. Oxf.)[4]) neben heȝhesst
dæþþ,	Ded. V. 201 (k. Oxf.)[5]) neben dæþ
owwhær,	V. 8472 (k. Oxf.) und owhar, V. 6921 (k. Oxf.) neben owwhar
nehhȝhenn,	V. 8078, 9592 (k. Oxf.) neben nehȝhenn, V. 4491, 12571, 12673 (k. Oxf.)[6])
æddmod(liȝ)	neben ædmod(liȝ) und ædmodnesse neben æddmodnesse (bedeutend seltener als es nach S. erscheint).[7])

Nun muſs man ja natürlich bedenken, daſs Sievers nur eine Auswahl der im Orrmulum vorhandenen Doppelformen herangezogen hat. Eine vollständige Liste aller in diesem Text enthaltenen Dubletten würde die hier gegebene Zusammenstellung sicher um ein Vielfaches übertreffen.[8]) Andererseits wird sich allerdings auch die Annahme, daſs das Orrmulum zahllose ohne die Hilfe der Schallanalyse unerklärbare Ausnahmen enthalte[9]), kaum aufrechterhalten lassen. Die vielen scheinbar unerklärbaren Ausnahmen, die dieser Text nach

---

[1]) Holm S. 23 ff.

[2]) Die in der folgenden Liste enthaltenen auffallenden Schreibungen sind, soweit man aus dem Vorarbeiten sehen kann, durchweg nur ganz vereinzelt belegt. — Belegstellen z. T. bei Effer a. a. O.; die vor mir angegebenen Belegstellen machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. — Von den rechts stehenden Formen habe ich auch jeweils wenigstens eine im Ms. kontrolliert.

[3]) Vgl. oben S. 406 Anm. 3.

[4]) Vgl. Holm S. 89 ff.

[5]) Faſst man *dæþþ* an dieser Stelle als Schreibfehler auf, so kann man auf das im Ms. unmittelbar über *dæþþ* stehende *wiþþ* hinweisen, welches den Schreiber irregemacht haben könnte.

[6]) Vgl. jedoch oben S. 402 Anm. 3.

[7]) Belege oben S. 409 Anm. 6.

[8]) Vgl. z. B. Holm, S. 92.

[9]) Vgl. Sievers PBB. 51, 304 f.

den Lesarten der Ausgaben und nach den durch sie beeinflufsten Dissertationen enthält, werden durch Holms Kollation auf eine für ein so grofses Werk nicht besonders auffallende Zahl beschränkt, und eigene Arbeiten am Manuskript haben mich den bestimmten Eindruck gewinnen lassen, dafs sich diese Zahl durch eine noch genauere Kollation nicht unbedeutend herabsetzen läfst. Noch interessantere Ergebnisse als von einer noch genaueren rein technischen Kollation verspreche ich mir allerdings von bis zu den feinsten Nuancen vordringenden syntaktischen Untersuchungen. Wenn in einem so sorgfältig orthographierten Text wie dem Orrmulum für ein Wort wiederholt eine zweite Schreibung auftritt, so wird man eben zunächst alles versuchen müssen, um das Bereich der Doppelformen syntaktisch und der Bedeutung nach gegeneinander abzugrenzen.[1]) Nur das wenige, was dann noch als unerklärt übrig bleibt, bleibt als Material für weitere Versuche, Tendenzen intonationsgemäfser Orthographie im Orrmulum nachzuweisen.

Unter diesen Umständen scheint es mir nicht zu weit gegriffen, wenn man die Annahme einer durchweg intonationsgerechten Orthographie Orrmins als nahezu ausgeschlossen bezeichnet[2]) und auch der eingeschränkten Annahme, das Orrmulum enthalte möglicherweise wenigstens Tendenzen auf eine derartige Orthographie hin, nur wenig Wahrscheinlichkeit zuspricht.[3])

---

[1]) Mit solchen Untersuchungen bin ich z. Zt. beschäftigt. Der Aufsatz Anglia 55, S. 10ff. bringt ein Teilergebnis meiner Studien.

[2]) Vgl. oben S. 404.

[3]) Björkman und vor ihm schon Brandl und Luick haben die Ansicht ausgesprochen, dafs das Auftreten der Doppelkonsonanten in den Nebensilben darin begründet sei, dafs Orrmin seinem orthographischen System — in diesem Punkt wenigstens — syllabierende Aussprache zugrunde legte (Anglia 37, 351ff., 494ff.). Unter der Voraussetzung der Richtigkeit der weithin anerkannten Brandl-Björkmanschen Ansicht hätte O. aber nicht einmal ein besonders ausgeprägtes Gefühl für „Wortphonetik" gehabt, geschweige denn für Satzphonetik. (Vgl. allerdings oben S. 409.)

z. Z. Oxford. H. Ch. Matthes.

DIE MITTELENGLISCHE HYMNODIE.

I. Stilbegründung.

Die Katakombenchristen gruben das Bild des jugendlichen Guten Hirten, der die Gefahren seiner Herde teilt, auf den Marmorplatten ihrer Totenstätten ein. Der im Zeichen des Flammenkreuzes und der Verheifsung 'In hoc signo vinces' errungene Sieg Konstantins über Maxentius an der Mailänder Brücke führte 313 durch das Toleranzedikt zum Ende der Katakombennot. Jubelnde Scharen aus der Verbannung heimkehrender Christen sangen auf Landstrafsen und öffentlichen Plätzen ihrem Gott Hymnen und Psalmen.[1]) 324 erhob der Sieger das Christentum zur Staatsreligion. Noch bevor er den Sitz des Imperiums von Rom nach Byzanz verlegte (330), besuchte die Kaiserin-Mutter Helena die Heiligen Stätten Palästinas (326). Sie fand das Kreuz auf und liefs ihm in Jerusalem triumphale Ehren bereiten. Rom erhob die Gedenktage der Auffindung und Erhöhung des Kreuzes zu Kirchenfesten. Fortan erstrahlte in der 'Basilika' die *laurigera Crux*[2]) als der '*sigebēam*', '*lēohte bewunden, bēama beorhtost, ... begoten mid golde*'[3]). Ist es ein Zufall, dafs ein Zeitgenosse jener Ereignisse, Hilarius von Poitiers († 366), aus seiner kleinasiatischen Verbannung zurückgekehrt, die ersten überlieferten christlichen Hymnen des Abendlandes sang?

Majestätische Stoffe, die Gottessohnschaft des Erlösers und das Gottesmuttertum Marias, bewegten die Theologie der Frühzeit. Die Kunst schuf an Stelle der Darstellung des schmachvoll Gekreuzigten im 4. bis 6. Jh. das erhabene Bild

---

[1]) Eusebius; zit. K. Richtstätter, *Rex Gloriae*: Stimmen d. Zeit 116 (1928), 161.

[2]) Jos. Scottus, ed. E. Dümmler, *Mon. Germ. Poet. Carol.* I, 148.

[3]) *Dream of the Rood*, v. 13, 5—7; charakteristisch sind v. 7—9; vgl. v. 14—7.

des Christkönigs. Es kam den germanischen Anschauungen entgegen (Heliand, Otfried) und herrschte bis ins 12. Jh. Das byzantische Marienbild nahm nach dem Konzil von Ephesos 431 und nach der Erklärung des *Θεοτόκος*-Dogmas gegen Nestorius 449 das Gepräge feierlicher Hoheit an. Der Westen sperrte sich lange dagegen. Erst im 10. Jh. drang es allgemein vor und bahnte der Kunst der Spätromanik und der ideenreichen, empfindungsvollen Gotik die Wege.

638 entriſs der zweite Kalif Omar dem Oströmischen Reich Palästina. Kaiser Karl der Groſse († 814) sicherte der Christenheit ein Protektorat für die Jerusalempilger. Im 11. Jh. überrannte der wilde Seldschukenstamm das Heilige Land. In den Augen des Abendlandes war der Erlöser erneut in die Gewalt seiner Peiniger geraten. Man sah die 'Maiestas Divina' in der 'Humanitas Dei' erniedrigt. Der spätromanische Christus in der Kaiserkrone schwand. Die 'Crux ignominiosa'[1]) wurde zum Ausdruck der Schmach des Christentums. Der Ruf nach Befreiung durchscholl das Abendland. Aus der Tiefe der Not erwuchsen die isaisch geschauten Gestalten des dornengekrönten „Mannes der Schmerzen“ und seiner 'Mater dolorosa'. Die vertraute Einstellung zum Gott-Menschen erblühte bedeutungsvoll in der Mystik der Zeit.

Zwischen romanischen Erbanschauungen und dem gotischen Erlebnis ist die me. Hymnodie zerspalten. Selten treten die Stoffe und Formen in voller Reinheit in Erscheinung. Die Gründe liegen in der weitgehenden äuſseren Gebundenheit des me. hymnodischen Verses.

II. Wendepunkte der Lateinhymnodie.

Die Abhängigkeit der me. religiösen Lyrik von der lateinischen fordert eine Skizze einzelner Wendepunkte in der Entwicklung der liturgischen und der auſserliturgischen Lateinhymnodie.

Nach dem Zerfall der Reichseinheit Roms führte Ambrosius von Mailand (c. 340—397) als Erster im Abendland Hymnen in die Liturgie des Stundengebets ('Officium') ein. Seine populären jambischen Dimeter setzten sich siegreich gegen

[1]) Anselm v. Canterbury, *Dialogus de Passione Domini*, ed. G. Gerberon, S. Anselmi Cantuar. Opera[2] (1721), 493.

klassisch-epische und -lyrische Erbformen durch. Benedikt von Nursia († 543) übernahm Ambrosiuslieder ins Stundengebet seiner Mönche von Monte Cassino. Der Benediktiner Papst Gregor der Groſse († 604) schloſs in seine Hymnensammlung für die Christen Irlands eine Auswahl ein. In irischen Klosterschulen erblühte seit dem 6. Jh. eine bedeutende Endreimpoesie, die auf Westbritannien übergriff. Der Westsachsenprinz Aldhelm (640—709), Bischof der westlichen Reichshälfte, übermittelte die Technik paarreimender jambischer Dimeter einer förmlichen Schule. Ihr insularer Zweig reichte bis auf den Bischof Æþelwold von Winchester († 948) und dessen Schüler Wulfstan vor. Um diese Zeit war das dimetrische („kurze") Reimpaar im angelsächsischen Lateinhymnus bereits zu Hause. Es trat in der me. Poesie als einer der frühesten Verstypen auf.

Zwischen den Zeilen des Berichts der *Historia Ecclesiastica* über die Missionierung Englands durch Augustinus (597) spricht die hohe Verehrung des erleuchteten Verfassers für Papst Gregor durch. Am Schluſs führt Beda im Verzeichnis seiner Werke einen *liber hymnorum diverso metro sive rhythmo* an, von dem ein Teil erhalten ist. Ins vierte Buch (Kap. 20) der Kirchengeschichte nahm er einen Hymnus an die Königin Æþelþryþ von Nordhumbrien († 679) mit der feinsinnigen Begründung auf:

> Ich erachte es für angebracht, in diese Geschichte einen Hymnus auf die Jungfräulichkeit, den ich vor mehreren Jahren im elegischen Versmaſs verfaſst habe, einzufügen, zum Preis und zur Ehre dieser Königin und Gottesbraut ... und zwar, um die Art der Hl. Schrift nachzuahmen, in deren Erzählungsgang viele poetische Stücke eingereiht sind ...[1])

Von sonstigen Eigenheiten abgesehen interessiert der Æþelþryþ-Hymnus dadurch, daſs seine distichischen Strophen mit Buchstaben in der Reihenfolge des ABC beginnen. Abecedare reichen in der christlichen Lateinhymnodie über Sedulius (5. Jh.) und Augustinus († 430) bis auf Hilarius zurück, der nach Isidor von Sevilla *hymnorum carmine floruit primus.*[2])

---

[1]) *Ven. Bedae Op. Omnia*, ed. J. P. Migne, *Patrologiae Cursus Completus*, Ser. II. Patres Lat., vol. XC—XCV (1850—51): vol. XCV, Sp. 204f.

[2]) *De viris illustribus* I_6, cit. G. M. Dreves und Cl. Blume, *Analecta Hymnica Medii Aevi* Bd. 50, S. 3. — Das Werk wird im Folgenden mit *AH* zitiert.

Sie wurzeln im abecedaren Psalm 118 (*Beati immaculati*), dem Enkomyon des göttlichen Gesetzes.

Mit einer wichtigen Bemerkung über den von Theodor neueingesetzten Bischof Putta von Rochester endet *Hist. Eccl.* IV_2: „Er war aufserordentlich geschickt im römischen Kirchenmusikstil, den er von den Schülern des hl. Papstes Gregor gelernt hatte.“ Gregor war für die Gestaltung des liturgischen Kirchengesanges im Abendland von grundlegender Bedeutung. Zwei Stellen der *Kirchengeschichte* II_1 sind hier erwähnenswert. Die erste zitiert einen Satz seines Job-Kommentars:

„Sieh! Eine Stimme Britanniens, die bisher nur ihre barbarischen Mutterlaute sprechen konnte, hat vor langem begonnen, das hebräische Alleluja nachzusingen.“

Die zweite findet sich in der amüsanten Anekdote von den Informationen Gregors über die Angeln:

„Wie heifst die Gegend, von der sie kamen?“ Man erwiderte, die Bewohner hiefsen Deiri. „Fürwahr, sie sind De Ira, dem Zorn entrückt und zur Gnade berufen. Wie heifst ihr König?“ „Aella.“ Gregor erwiderte, an den Namen anspielend: „Das Alleluja, das Lob Gottes des Schöpfers mufs in jenem Himmelsstrich gesungen werden!“

Gerade der Allelujagesang war in der gregorianischen Reform bedeutungsvoll. Das Schwanken des römischen liturgischen Gesangsstils bis tief ins 5. Jh. zwischen den schwärmerisch überladenen Formen des Ostens und den nüchtern klaren der Römer brachte der einstige römische Prätor im Sinn der angestammten Art zum Ende. Er liefs besonders von den Tonsequenzen des Alleluja allen hellenistischen Überschwang entfernen. Durch Augustinus gelangten die reformierten Gesänge nach England. Nach dem Kulturtiefstand unter den Merowingern verhalf ihnen Karl der Grofse im Frankenreich entscheidend zum Durchbruch. Der Anschlufs des restlichen Abendlandes brachte eine grundsätzliche liturgische Einheit zustande.

Bald jedoch trat eine bedeutende Neuerung auf. In fränkischen Gesangbüchern des 9. Jh. für die Stundengebets- und für die Opferliturgie [*Antiphonarii Officii; Antiph. Missae* (= *Libri Graduales*)] erschienen an den Melodien Stützungssilben, -worte und -texte. Man vermutet byzantinischen Einflufs, Regelung römischer Präcentoren und neuestens die

inoffizielle Weiterexistenz vorgregorianischer Tiraden, da ja die Kürzungen Gregors eine Stützung überflüssig machten. Wie immer die Erscheinung zu erklären ist: hier lag der Anfang der Tropenpoesie[1]) und ihrer bedeutungsvollsten Abart, der zur Tonsequenz des Alleluja errichteten Prosa, späterhin kurzwegs Sequenz. Solange sich die Gebilde an die bereits vorhandenen Melodien schmiegten, behielten sie Prosaform. Die französische und die englische Schule suchten aufserdem engsten Anschlufs an die Vokalwahl der tropierten Texte. Prächtige reife Beispiele bieten die Prosen des erwähnten Präcentors Wulfstan am St. Swiþunkloster zu Winchester (um 1000) im ältesten englischen Tropar.[2]) Jünger und freier war die mit den umstrittenen Notkersequenzen (Notker I. Balbulus † 912) vertretene deutsche Form. Vor der Mitte des 11. Jh. geschah der hochbedeutsame Einbruch des Endreims in die „Prosa“ auf deutschem Boden, wo er schon durch Otfrieds Evangelienharmonie (beendet zwischen 863 und 871) in der nationalen Dichtung Fufs gefafst hatte. Die Weiterbildung der Reimsequenz empfing aus der gewaltigen Erneuerungsbewegung im Ordens- und Weltklerus starke Impulse. Zu Ende des Jahrhunderts erhob sich im Benediktinerorden die zisterziensische Reformwoge, der vor 200 Jahren die cluniazensische Welle vorausgegangen war. Der hervorragendste Vertreter der früheren Bewegung war der in der Abteischule Le Bec in der Normandie erzogene „Vater der Scholastik“, Anselm von Aosta, der spätere Erzbischof von Canterbury († 1109). Der Erfolg der jüngeren ist mit dem Mystiker und Kreuzzugsprediger Bernhard von Clairvaux († 1153) unlösbar verbunden. Beide Reformen wirkten bis in die Reihen des Weltklerus nach. Vielerorts scharten sich Kleriker zusammen, um gewöhnlich auf Grund der Augustinusregel ein gemeinsames Leben zu führen. Augustinerchorherren der Stifte St. Florian, Seckau (Österreich) und St. Victor (Paris) waren es, die um 1100 die ersten rhythmisch und strophisch vollendeten Reimsequenzen schufen. Die problematischen „Adamsequenzen“

---

[1]) Sie besteht in der „durch Einleitungen, Einschaltungen und Zusätze bewirkten Ausschmückung liturg. Texte“. Cl. Blume, Art. 'Tropus' im Kirchl. Handlexikon II ed. M. Buchberger (1912).

[2]) *AH* 37, no. 153; 40, no. 171, 204, 205, 337. — *The Winchester Troper* ed. W. H. Frere, Publ. of the Henry Bradshaw Soc. VIII (1894).

(Adam von St. Victor † 1192) werteten das aus der Doppelchorigkeit des Sequenzaufbaus abzuleitende Schweifreimprinzip *xbyb* nach seinen zahlreichen und schönen Variationsmöglichkeiten aus. Abt Alexander Neckam der Chorherren von Cirencester († 1217) beherrschte es virtuos.[1])

Mit der Frühzeit der Reimsequenz lief die Schaffungsepoche mehrerer Typen des privaten Reimgebetes parallel. Die Unsicherheit, womit Reim und Rhythmus manches frühen Stückes gehandhabt wurden, wiederholte sich beim Anbruch der me. Lyrik an den tastenden anspruchslosen Godricgedichten.

Zu Beginn des 13. Jh. trieben die von Anselm und von Bernhard ausgegangenen Impulse den Kämpfer Dominikus († 1221) und den Poverello von Assisi, Franziskus († 1226), zur Stiftung ihrer „Neuen Orden". Durch gegenseitige Übernahme der charakteristischen Züge, der systematischen wissenschaftlichen Ausbildung und der evangelischen Armut, näherten sich die Gründungen bald an. Die Dominikaner kamen im Todesjahr ihres Gründers, drei Jahre später die Franziskaner nach England. Erstere fanden im Erzbischof von Canterbury Stephan Langton, letztere im Oxforder Universitätsprofessor Robert Grosseteste, dem späteren Bischof von Lincoln (1253), hervorragende Förderer. Die Universitäten Oxford und Cambridge gehörten zu den geistigen Zentren der Orden. Durch 200 Jahre, von Heinrich III. bis Heinrich VI., waren Dominikaner die geistlichen Berater der Könige, während die Franziskaner von den Königinnen als Gewissensführer vorgezogen wurden. In Paris führten die aristotelisch orientierten Dominikaner Albertus Magnus († 1280) und Thomas von Aquin († 1274) die Scholastik zur höchsten Entfaltung. Der Aquinate schuf zum neueingeführten Fronleichnamsfest unvergängliche Lieder. Die Franziskanerschule war mehr traditionell augustinisch-platonisch gerichtet. Vom Franziskusgeist schlugen beseelende Funken neuen Erlebens in die Dichtung. Eine zaubervoll innige Poesie der Menschwerdung und des Leidens des Erlösers strahlte sie da und dort wider.

Die lyrischen Schaffenszentren des Weltklerus waren die grofsen Domschulen. Dort wurde der Tropus zum lateinischen Chorlied, der Cantio, weitergebildet. Mit ihr ist der litur-

---

[1]) *AH* 48, S. 262—73.

gische Boden verlassen. Aus der Meisterhand des Kanzlers des Pariser kirchlichen Unterrichtswesens Philippe de Grève († 1236) gingen zahlreiche religiöse und politische Cantionen hervor.[1]) Er beeinflufste die me. Lyrik mehrfach. Die Kampfcantion fand in England eine klassische Heimat. Teils über die Cantio, zum Teil auch direkt, mündete der Tropus in zwei wichtige hymnodische Typen, das 'Carol' des Weihnachtsfestkreises und das Glossenlied, aus.

Die Tropen- und Sequenzenpoesie ist bis auf wenige Sequenzen in Vergessen gesunken. Ihre Erlahmung und Entartung, besonders die Parodie in tollen Liebes- und Gelageliedern und wohl auch die Profanierung der Sequenzenstrophe durch die Bänkelsänger führten die fast vollständige Ausscheidung aus der Liturgie im Gefolge des Konzils von Trient (1545—63) herauf. Von ihrem einstigen Reichtum geben die fünftausend Sequenzen der 55 Bände *Analecta Hymnica*[2]) stumm-beredte Kunde. Heute stehen nur mehr eine Handvoll Sequenzen, erlesenste Perlen, im lebenden Gebrauch der katholischen Opferliturgie. Dagegen schmückt noch eine Hymnenkette das römische Stundengebet.

III. Einflüsse der Lateinhymnodie.

a) Hymnus.

Durch die Heirat Heinrichs II. mit Eleanor von Aquitanien 1152 war England in der zweiten Hälfte des 12. Jh. zum Hochsitz provenzalischer Troubadourkunst geworden. Die hochentwickelte Hofpoesie wirkte auf die englische Lyrik ins 13. Jh. gestaltend nach.

Mit der Kräftigung der englischen Sprache und ihrer Entmündigung vom anglofranzösischen Einflufs trat die Einwirkung der Lateinhymnodie wieder stärker hervor. So stammt, der Materie des nächsten Abschnitts vorgreifend, noch aus dem 13. Jh. die in nicht weniger als fünf alten Manuskripten erhaltene Übertragung der Sequenz[3]) *Stabat iuxta Christi*

---

[1]) *AH* 20, 31, 50 div. loc.

[2]) Erschienen 1886—1922; fortgesetzt durch *Hymnologische Beiträge.*

[3]) Ursprünglich ein privates Reimgebet, wie das *Stabat Mater Dolorosa.*

Crucem 'Stond wel moder ounder rode' und eine andere Übersetzung *'Jesu cristes milde moder / stud biheld hire sone o rode'*[1]). Von linguistischem Interesse sind die Hymnen-, Antiphonen- und Responsorienübertragungen des Franziskaners William Herebert, der 1333 starb und im Konvent von Hereford beigesetzt wurde[2]). Einzelne Übersetzrngsstücke schlofs Hereberts Ordensbruder James Ryman in seine 1492 niedergeschriebene Liedersammlung ein[3]). Achtzehn Stücke in Rime Royal umfafst das *Hymnal de Tempore* im MS. B. M. Addit. 34193 aus dem 15. Jh.[4]). Einzeln zerstreut findet sich Mehreres.

In eigenartiger Weise griff der Abecedarhymnus auf die me. Lyrik über. Ähnlich Beda hatte Guillaume de Deguilleville beschlossen, ein abecedares Preisgedicht an eine jungfräuliche Königin und zwar an Maria selbst zu richten und es in den Text seiner *Pélérinage de la Vie Humaine* (c. 1330) aufzunehmen. Chaucer bearbeitete dieses Marienlob in freier Art. Seine Übertragung findet sich in dreizehn Manuskripten[5]). Von ihr wurde eine Reihe Abecedare an Christus, an Maria, auf die Passion und eines der Andacht angeregt[6]). John Marion nahm die beiden ersten Verse des Chaucergedichts wörtlich in seine Mariendichtung auf[7]). Auch das in zwölf Hss. des späteren 15. Jh. überlieferte alliterierende *ABC des Aristoteles* steht im Gefolge des Chaucer-Abecedars[8]).

Anfänge bekannter Hymnen, Antiphonen usw. wurden im 15./16. Jh. gerne als Refrain usw. von Kirchenliedern verwertet[9]). Manche Lieder „paraphrasieren" mehr oder weniger

---

1) Carleton Brown, *A Register of ME. Relig. & Didact. Verse* II (1920), no. 2050, no. 1031.

2) Brown, *Reg.* I, 485f.: Philipps MS. 8336; ders., *Relig. Lyrics of the XIVth century* (1924), 15—29.

3) Zupitza, *Die Gedichte des Franziskaners J. Ryman*, Arch. 89 (1892), 167—338: no. 22—30, 58, 89, 150—51.

4) Ed. F. A. Patterson in *Medieval Studies in memory of G. Schoepperle-Loomis* (1927), 443—88.

5) Brown, *Reg.* II no. 152; ed. John Koch, *Chaucers kleinere Dichtungen*, Engl. Textbibl. 18 (1928), 19f., 43—47.

6) Brown, *Reg.* II, Index unter 'ABC'.

7) MacCracken, *Lydgatiana*, Arch. 131 (1913), 40f., 53—56.

8) Brown, *Reg.* II, no. 308, 2417, 2645; ed. Förster, *Das stabreimende ABC des Aristoteles*, Arch. 105 (1900), 296—310.

9) z. B. bei Padelford, *Engl. Songs in MS. Selden B 26*, Anglia XXXVI (1912), 80—115; no. 7—9, 13 (Zeilen einer polit. Cantion), 22, 26—27.

locker die Eingangsverse usf. der einzelnen Strophen solcher Lateinpoeme[1]). Andrerseits durchzog man lateinische Lieder makaronisch mit englischen Versen[2]). Ein Modedichter dieser Arten war der erwähnte Ryman. Die Erscheinungen sind in Figuren gewisser Hymnen und Cantionen vorgebildet und verraten Tropeneinflufs. Die erste Strophe einer französischen Cantion erläutere den makaronischen Typ:

Christicola, recordare
Mortis trucis et amarae,
  Que li doux rois de paradis
Gliscens suam reparare
Plebem ab inferni lare
  Volt soufrir en la croiz jadis.[3])

b) Tropus und Cantion.

Der Tropus wirkte auf die religiöse me. Liedkunst besonders über die Cantion eigenartig ein. Wie reizvolle Formen er im 13. Jh. annahm, zeigt der Hosannatropus *In Innocentibus*:

1. In Bethlehem, Herodes iratus,
Quia puer natus,
Timens principatus
Sceptro se privari,
Iubet decollari
Pueros bimatus.

2a. O mira novitas
Facinoris!

2b. O, o, o, livoris
Innocentium!

3a. O puritas innocentium

3b. Pede gemino sequentium

4. Agni vestigium!

5a. O rosa rubens,
O candoris lilium,
Flos odoris,

5b. Vox infantium
Laudes Deo dicentium,
Cantantium:

6. O, O, O, Hosanna
In excelsis![4])

Die hübschen, in der Musik begründeten Spielereien zogen sich in der Cantion fort. An ein solches Gebilde schlofs

---

[1]) Padelford, l. c., no. 2, 5, 6, 9, 11, 16, 25.
[2]) z. B. Zupitza, *Die Gedichte des Franziskaners J. Ryman*, no. 31, 59, 141, 142, 144.
[3]) *AH* 21, S. 16f., no. 7.
[4]) *AH* 47, S. 366, no. 377.

Ryman sein Lied *O fader withoute begynnyng* mit dem Refrain *O deus sine termino* an[1]). Die Eigenheiten des Ryman-Liedes *O quene of blisse, thy son Jhesus*[2]) zeigt z. B. die Cantion *Filii Calvariae*[3]). Sie birgt einen wiederkehrenden zweiten Vers *Sonet vox laetitiae* und einen Refrain *O, o / Cuius resurrectio / Omni plena gaudio.*

Der Einfluſs von Cantionaren erscheint auſser in der Rymanhandschrift Cambr. Univ. Ee. 1. 12 in den ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 15. Jh. stammenden stammenden Manuskripten B. M. Sloane 2593[4]), Cambr. St. John's Coll. 259[5]), Cambr. Trinity Coll. O. 3. 58[6]), Oxford Bodl. 3340 (Selden MS)[7]), Bodl. 29734[8]). — Von späteren Hss. sind Oxford Balliol Coll. 354[9]) und B. M. Addit. 5665[10]) hervorzuheben.

Im aufschluſsreichen Moosburger Graduale (MS. München Univ. 157) vom Jahre 1360 findet sich eine fünfstrophige Cantion *De Sancto Stephano.* Sie beginnt:

Dulces laudes tympano
Cum melodis organo
Referentes Domino
Gratulemur Stephano.

R° A et E, O et I,
Mira virtus Stephani.[11])

Hierzu stelle man die Eingangsstrophe eines englischen Liedes:

It were fowre letterys of purposy:
M *and* A *and* R *and* I.
þo wern letteris of mary
of hom al our joye spróng
[R°] M *and* A *and* R *and* I!
syngyn I wyl a newe song.[12])

---

[1]) Zupitza, Arch. 89, 222 f. [2]) ibid. 89, 280, no. CVII.
[3]) *AH* 21, no. 45. [4]) Fehr, Arch. 109 (1902), 33—70.
[5]) James-Macaulay, M. L. R. VIII (1913), 68—87.
[6]) Maitland-Rockstroe, *Engl. Carols of the XVth c.* (1891).
[7]) Padelford, Anglia XXXVI (1912), 79—115.
[8]) Wright, *Songs & Carols ... from a MS. of the XVth c.*, Percy Soc. XXIII (1847).
[9]) Flügel, Anglia XXVI (1903), 94—285, und R. Dyboski, EETS CI.
[10]) Fehr, Arch. 106 (1901), 262—85.
[11]) *AH* 21, no. 134.
[12]) Fehr, Arch. 106, S. 64, no. XLIX; die Änderungen bei Brown, *Reg.* II, no. 997, sind unzutreffend.

Rundreime von Cantionen erscheinen häufig an englischen Liedern. Die Alleluja- und die Hosanna-headings erinnern auch an gleichartige Tropen:

Aŧŧa Aŧŧa Aŧŧa Aŧŧa | Aŧŧa Aŧŧa deo patri sit gloria [1])
A A A A | nunc gaudet Maria [2])
O o o o o o o | O deus sine termino. [3])

Der ins 12. Jh. zurückdatierende französische *Noël*-Ruf gewann in England wie in Deutschland Beliebtheit. Eine deutsche Weihnachtscantion des späten 15. Jh. singt im Rundreim:

Noel Noel iterando,
Noel triplicando, Noel,
Ah, Noel psallite! [4])

Der temperamentvolle Schreiber des Sloane MS. 2593 wiederholt sein Noel vor zwei Liedern fünfmal triplicando [5]). Interessant ist der Wortgebrauch in einem Weihnachtslied des MS. Camb. Trin. Coll. O. 3. 58, Str. 2:

. . . .
Allas! qwat wyth dar be so woyd
to sle so ientyl a nowel? [6])

Die Hs. Selden B. 26 enthält das Lied ebenfalls. Sie liest *to sle so gentyl a iuwell.* [7])

Englischen Ursprungs sind die Formeln der *Wassail*- und *Lullay*-Lieder. Fundort und Aufbau verraten die Herkunft aus der Cantio. Das Wassaillied des MS. Balliol 354 druckt Flügel ab [8]). Die *rocking*-Formeln wirken im folgenden Fall überraschend. Das hübsche Gebilde findet sich im *Processional of the Nuns of Chester* [9]):

Qui creavit celum, lully lully lu,
Nascitur in stabulo, byby byby by,
Rex qui regit seculum, lully lully lu.

---

[1]) Brown, *Reg.* I, 379 (MS. Sloane, 2593, f. 9b).
[2]) ibid. 378 (Sloane 2593, f. 8b).
[3]) ibid. 172 (Camb. Univ. Ee. 1. 12, f. 50a).
[4]) *AH* 20, no. 141.
[5]) Brown, *Reg.* I, 380 (MS. fol. 28a), 381 (MS. fol. 28b).
[6]) Padelford, Anglia XXXVI, 111.
[7]) l. c. 110 (no. 24).
[8]) Anglia XXVI, 265, no. 106.
[9]) ed. J. Wickham Legg, Henry Bradshaw-Soc. Publ. VIII (1899), 18f.; Lithogramm mit Melodie im Anhang.

Joseph emit panniculum, byby byby by,
Mater involvit puerum, lully lully lu,
Et ponit in presepio, byby byby by.

Inter animalia, lully lully lu,
Jacent mundi gaudia, byby byby by,
Dulcis super omnia, lully lully lu.

Lactat mater puerum, byby byby by,
Osculatur parvulum, lully lully lu,
Et adorat dominum, byby byby by.

Roga mater, filium, lully lully lu,
Ut det nobis gaudium, byby byby by,
In perenni gloria, lully lully lu.

In sempiterna saecula, byby byby by,
In eternum et ultra, lully lully lu,
Det nobis sua gaudia, byby byby by.

Die Reimlosigkeit und das Anschmiegen der Versschlufsvokale an das Alleluja lassen vermuten, dafs hier ein durch die Koseformeln erweiterter Gradualtropus vorliegt. Doch bleibt die Möglichkeit des Archaisierens offen. Die Stellung im Processional, dessen Kern ungefähr aus dem Jahr 1425 stammt, erklärt sich daraus, dafs man am Christtag zu Beginn des feierlichen Hochamts in Prozession zur Krippe zog, wo der dramatische Gradualgesang mit Schauszenen begleitet wurde.

Der volle Zauber franziskanischer Wiegen- und Leidenspoesie begegnet in der Dichtung Englands zuerst im Nachtigallengedicht *Philomena* des Erzbischofs von Canterbury, John Peckham († 1292), das in einem Dutzend Handschriften des 14. und 15. Jh. erhalten ist. Wie die Nachtigall, dem Tode nahe, in die Wipfel steigt und der Morgenröte mit ihren Melodien zuvorkommt; wie sich von Stunde zu Stunde ihr Lied steigert, bis zur neunten Hore ihr *Oci, Oci* die Brust sprengt, so singt die Seele durch einen mystischen Tag vom Leben und Leiden des Erlösers, bis sie zur Non mit dem *Consummatum est* des Heilandes der Welt erstirbt[1]).

Gewinnend ist schon der Eingang des Gedichtes[2]):

Philomena, praevia temporis amoeni,
Quae recessum nuntias imbris atque caeni,
Dum demulces animos tuo cantu leni,
Avis prudentissima, ad me, quaeso, veni.

---

[1]) Vgl. F. J. E. Raby, *A History of Christian-Latin Poetry from the beginnings to the close of the Middle Ages* (1927), 426 f.

[2]) *AH* 50, 602.

Der Primgesang atmet frauenhafte Christkindinnigkeit:

(30) Heu me, cur non licuit mihi demulcere
Vagientem parvulum, dulciter tenere
Illos artus teneros sinu refovere
Eiusque cunabulis semper assidere!

(33) O, quam dulce balneum ei praeparassem,
O, quam libens umeris aquam adportassem,
Praesto matri virgini semper ministrassem
Pauperisque parvuli pannulos lavassem!

Auch der Kaplan der Königin Eleanor, der Gattin Heinrichs III., John Hoveden († um 1275), bearbeitete das Nachtigallthema in einem lyrisch-epischen Gedicht auf die Menschwerdung, Passion und Auferstehung des Herrn von eigenartiger Rhythmus- und Reimwirkung[1]). Es war wohl die Vorlage, aus der Richard Rolle, der Eremit von Hampole († 1349), das Bild der Nachtigall für seine *Form of living* bezog[2]).

Die Dichtung Peckhams wurde von Lydgate nachgeahmt[3]) sowie späterhin ins Deutsche und Spanische übertragen. Alle englischen Wiegengedichte des *Lullaby*-Typus aus dem 14. Jh. weisen ihre Strophenform mit der wohl von der zeitgenössischen *O et I*-Invektive übernommenen Erweiterung um zwei Verse auf[4]). Sie sind Perlen der me. Hymnodie[5]). Das jüngere *Carol* des Weihnachtsfestkreises in den Liederhandschriften des 15. und 16. Jh. bevorzugt die dimetrische Strophe und besonders die *aaab* gereimte Form. Die Erklärung liegt im Anschlufs an die religiösen Cantionen, die wiederum nach ihrer Entmündigung vom Tropus vielfach formale Gebundenheit an den Dimeterhymnus und an die Reimsequenz zeigen.

---

[1]) Textproben bei Dreves-Blume, *Ein Jahrtausend lat. Hymnendichtung* I (1909), 343 ff., und bei Raby, *History of Christian-Latin Poetry* 392 f.

[2]) H. E. Allen, *Writings ascribed to R. R., Hermit of Hampole* [PMLA Monogr. Ser. III (1927)] 420 f., Anm. 2.

[3]) MacCracken, *Minor Poems of J. Lydgate* I, EETS CVII (1911), 221—34. Im Canon, S. XXX f., wird eine zweite Nachahmung (ed. Glauning, *Lydgate's Minor Poems. The Two Nightingale Poems*: EETS LXXX [1900], 2—15) Lydgate abgesprochen.

[4]) Schema: 6 aaaabb gereimte trochäische Tetrameter. Die metrische Bestimmung in Anglia LIV (1930), 293 ist zu berichtigen.

[5]) Zusammengestellt bei Brown, *Reg.* II, 432 'Lulley poems' mit anderen *Lullay*-Refrains enthaltenden Liedern.

c) Reimgebete.

Mit einem Ausläufer der Tropenpoesie ist der erste Typus (einer der jüngsten) des privaten Reimgebetes erreicht, der von der lateinischen Hymnodie auf die me. religiöse Lyrik herüberwirkte: das Glossenlied nimmt Wort für Wort oder Wortgruppen eines geläufigen Textes (*Ave Maria, Salve Regina* u. a.) vor und knüpft daran seine glossierenden Verse. Es blühte im 13. bis 15. Jh. Heuser bringt eine lateinische, eine anglonormannische und zwei me. *Ave-Maria*-Glossen[1]). Ein glossiertes *Salve Regina* druckt Flügel ab[2]).

Das Rosarium entstand und blühte im 13. und 14. Jh. neben dem Glossenlied. Die Preisdichtung von fünfzig Strophen verherrlicht gewöhnlich Jesus oder Maria. Der Hofkaplan John Hoveden verfaſste ein aus komplizierten Strophen gebildetes Marienrosarium[3]). Es verrät französischen Einfluſs. Der erlesenste Vertreter der Gattung ist das irrtümlich mit dem Namen Bernhards verbundene Rosarium *Dulcis Jesu memoria*. Die volle fünfzigstrophige me. Übersetzung ist keine 'expansion'[4]). Dagegen sind heute nur eine Handvoll Strophen allgemeiner bekannt.

Alle weiterhin zu behandelnden Reimgebetarten sind in der Lateinliteratur Englands schon seit Anselm von Canterbury vertreten. Sein Stundenlied *Lux quae luces in tenebris*[5]), die Erlöserklage *Heu sponsa mea*[6]), das Psalterium *Ave Mater Advocati*[7]) und der formvollendete Marienfreuden-Hymnus *Gaude, Dei Genitrix*[8]) in rhythmisierter Prosa bedeuten, wie die Behandlung von Rhythmus und Reim verrät, frühe Schritte in diese Gebiete des Reimgebets.

---

[1]) Anglia XXVII (1904), 320—30. In schönem Abdruck findet sich das zweite englische Lied bei C. Brown, *Religious Lyrics of the XIVth c.* (1924), 230—33.

[2]) Anglia XXVI (1903), 172f.

[3]) Proben bei Dreves-Blume, *Ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung* I, 348 und bei Raby, *Hist. of Christ.-Lat. Poetry* 390f.

[4]) Brown, *Reg.* II, no. 1070; ed. Böddeker, *Ae. Dichtungen d. MS. Harley 2253*, 198—205.

[5]) J. P. Migne, *Patrologiae Cursus Completus*, II. Ser., Patr. Lat. CLVIII (1853), Sp. 1035—38.

[6]) Gerberon, *S^ti Anselmi Cantuarien. Opera*[2] (1721) 493, im Text des *Dialogus de Passione Domini.*

[7]) *AH* 35, 6ff.

[8]) Gerberon, l. c., 307. — Migne, l. c., Sp. 1046.

Anselms Stundenlied ist zu den Tagzeiten des Festes Mariä Lichtmeſs gedichtet. Der gewöhnliche Gegenstand des Horenliedes wurde später das Leiden des Erlösers. Das berühmteste Horarium *Patris Sapientia*[1]) des „Bischofs Aegydius" (? von Colonna, 1296 von Bonifaz VIII. zum Bischof von Bourges erhoben, † 1316) empfahl Papst Johannes XXII. (1316—34) der allgemeinen Verbreitung. Es wurde mehrfach um- und nachgedichtet, ins Französische, Niederländische und Englische übertragen und von Sebastian Brant dreimal bearbeitet.

Seine Strophen bestehen aus vier durchreimenden[2]) Tetrametern. Eine me. Übersetzungsversion im Vernon MS. (geschr. 1386), fol. 116[3]) steht zu ihrer jüngeren Schwester im MS. Cambr. Caius Coll. 175 (15. Jh.), fol. 118[4]) in interessanter Beziehung. In beiden Abschriften beginnen die Strophen mit vier durchreimenden Tetrametern. Dann folgt in der Vernon-Version ein Kurzvers vom Schema ◡ ⏑́ ◡ und ein dazu gereimter Tetrameter. Der jüngere Schreiber längte die Kurzverse mit dem Refrainelement *With an O and an I* der Streitcantionen aus dem Lager Fitzralphs[5]) und später Wycliffs und mit sonstigen kleinen Zusätzen zu Vollversen auf. Das Vorgehen spricht, besonders da die beiden übrigen, dem 15. Jh. entstammenden Hss. Royal 19 B. V. (fol. 103a) und B. M. Addit. 37787 (fol. 12b) das *O & I* im Gedicht nicht zu bergen scheinen[6]), entschieden dagegen, daſs „die eigentliche Heimat des Refrains in Jesushymnen zu suchen ist"[7]).

Folgende weitere Übertragungen des *Patris Sapientia*-Liedes erweisen zum Teil seine Verwendung in der öffentlichen Andachtsübung: Die '*York Hours of the Cross*'[8]), die '*Sarum Horae*'[9]), die Kreuzesstunden des MS. Oxf. Bodl. 30605[10]), die

[1]) *AH* 30, 32—35. — vgl. Art. „Stundenlied" von Blume, im *Kirchlichen Handlexikon* II (1912), ed. M. Buchberger.

[2]) Auſser der ersten, paarreimenden Strophe.

[3]) C. Horstmann, *Min. Poems Vern. MS.* I, EETS 98 (1892), 37—45.

[4]) Heuser, Anglia XXVII (1904), 312—14 (bester Abdruck).

[5]) Anglia LIV (1930), 292 f.

[6]) Brown, *Reg.* II, no. 463, Hss. 3 und 4.

[7]) Heuser, Anglia XXVII (1904), 311 f.

[8]) Th. F. Simmons, *The Lay Folks Mass Book*, EETS 71 (1879), 82—87, und 346—52 (wichtige Bemerkungen).

[9]) Vgl. Simmons l. c., 347; *Cambr. Hist.* II, 315: Vier Caxton-Drucke!

[10]) R. Morris, *Legends of the Holy Rood*, EETS 46 (1871), 222—4 ('MS. Miscell. Liturg. 104').

im *Prymer* oder *Lay Folk's Prayer Book*[1]) mit 11 MSS.[2]), die Bearbeitung des Kenters William of Shoreham[3]), die vom Franziskaner John Grimestone in sein 1372 zusammengeschriebenes *Commonplace Book*[4]) aufgenommene Übersetzung.

In seiner Erlöserklage[5]) prägte Anselm das Wort von der *Crux ignominiosa.* Die ursprüngliche Quelle solcher Klagen liegt in den am Karfreitag liturgisch verwendeten Lamentationen des Propheten Jeremias. In der me. Lyrik blieb der '*Appeal of Christ from the Cross'*[6]) bis herunter zu Lydgate und Ryman ein unerschöpfliches Thema. Analoge Dichtungen wurden ihm nachgebildet. Die liebende Seele übernimmt in *Christ's Gift to Man*[7]), Maria in der Dichtung *Quia Amore Langueo*[8]) den Monolog. Beide Stücke sind Zierden der me. Hymnodie.

Das Marienpsalterium Anselms eröffnet die eindrucksvolle Reihe von Bearbeitungen der umfangreichsten und feierlichsten Reimgebetsart durch Erzbischöfe von Canterbury. Den hundertfünfzig Psalmen des Psalters entsprechend besteht das 'rhythmische Psalterium' aus ebensovielen Strophen, die ursprünglich irgendeine geistreiche wörtliche Anspielung auf die entsprechenden Psalmen enthalten mufsten. Fromme Stiftungen für Tote verpflichteten öfters Priester zum gemeinsamen Gebet des mit einem 'Psalterium rhythmicum' verbundenen Psalters. Das von Horstmann mit einer me. Übersetzung abgedruckte Psalterium *Ave Virgo virginum, parens absque pari*[9]) zeigt wie Peckhams *Philomena* die durchreimend modifizierte „Vagantenstrophe". Mone, dem nur drei Hss. zugänglich waren, schrieb es nach einer Münchener Hs. des 15. Jh. aus Tegernsee (2005) Albertus Magnus zu[10]). Neues Material deutet auf Erzbischof Stephan Langton von Canter-

---

[1]) ed. H. Littlehales, vol. I, EETS 105 (1895), 15—34.

[2]) Brown, *Reg.* II, no. 2246.

[3]) M. Konrath, *The Poems of W. of Sh.*, EETS LXXXVI (1902), 79—85; Noten, 218—21.

[4]) Brown, *Religious Lyrics XIVth cent.* 69f.

[5]) Gerberon, *Anselmi Opera* 493.

[6]) Brown, *Reg.* II, Index.

[7]) Brown, *Relig. Lyr. XIVth c.* 113f.

[8]) ibid., 234—37.

[9]) *Min. Poems Vern. MS. I.*, EETS 98 (1892), 49—105.

[10]) *Latein. Hymnen des MA. II* (1854), 252f.

bury († 1228) als wahrscheinlichen Verfasser[1]). Ein vollendet schönes Marienpsalterium mit wechselndem Strophenschema für je fünfzig Strophen dichtete der liebenswürdige Edmund Rich († 1240)[2]). John Peckham kommt nach einem erhaltenen Prooemium als Dichter des seinem Lehrer Bonaventura zugeschriebenen Psalteriums *Ave Virgo, vitae lignum*[3]) in Betracht. Die ersten 'Quinquaginta' (fünfzig Strophen) beginnen mit *Ave*, die zweiten mit *Salve*, die letzten mit *Gaude*. — Von Mone bezog Horstmann auch die fadenscheinige Zuschreibung des Psalteriums *Ave Virgo virginum, per quam vir beatus*[4]). Sein drittes '*Hail Mary'*[5]) ist kein Psalterium.

Das Marienfreudenlied läſst einen doppelten Typ erkennen. Der erste, ältere, zählt die äuſseren freudenvollen Ereignisse des Marienlebens auf: die Botschaft Gabriels, die Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt ihres Sohnes, ihre eigene Himmelfahrt und Krönung (z. B. Min. Poems Vernon MS. 25 f.; Poems of William of Shoreham, EETS LXXXVI, 115—26). — Der jüngere, zweite, analysiert die Himmelsherrlichkeit der Gottesmutter und gewinnt durch die Einführung des Gnadenvermittlungsproblems hohe Bedeutung. Marienfreuden letzterer Art sind das Thema einer eleganten Dichtung von acht Schweifreimstrophen *Gaude flore virginali*[6]). Das jüngste MS. (München, Clm. 5974, fol. 108) vom 15. Jh. trägt die Bemerkung *composita a beato Thoma archiep. Cantuariensi*[7]) (Thomas à Becket † 1170). Zwei Fassungen der ihren Strophenumstellungen, Textvarianten usw. nach vielgewanderten Dichtung dienten me. Übersetzungen im Lambeth MS. 306 (ca. 1460—70), fol. 133 und im Harley MS. 372 (15. Jh.), fol. 55 zum Vorwurf[8]). Die erste Übertragung, 1508 von T. D. Mylle in Schweifreim geschrieben, wurde von Furnivall publiziert[9]). Die zweite nahm Ritson auf Grund der Handschrift, deren erster Teil Lydgategedichte enthält, als

[1]) *AH* 35 (153—71), 169! [2]) ibid. 136, 52. [3]) ibid. 172—88.

[4]) *Min. Poems Vern. MS. I*, 106 (—120; nur die ersten fünfzig Strophen).

[5]) ibid., 134—37.

[6]) Nach Daniel, *Thesaurus Hymnologicus* I, 346, abgedr. bei Horstmann, *Yorkshire Writers I* (1895), 408 f.

[7]) Vgl. Mone, *Lat. Hymn. II*, 176 f.

[8]) Brown, *Reg.* II, no. 559; no. 1113 '*Gaude flore virginali*, by Lydgate'(!))

[9]) *Pol. Rel. Love Poems*, EETS 15 (1866), 174 f.

Werk des Mönches von Bury an. MacCracken lehnt sie im Canon wegen ihrer Reimungenauigkeiten und wegen des 'very irregular metre' ab[1]). Die bisher unveröffentlichte Dichtung beschliefse die Ausführungen zur me. Hymnodie. Nach einer gütig von Professor Brunner besorgten Abschrift lautet sie[2]):

Gaude flore virginali. f. 55a Mitte

Joy blissid lay with pur*e* virgynal flour*e*
And honour*e* special vpon hee t*ra*nscendyng
In to the ioyful heuenly tour*e*
Wher*e* prynces of aungels inhabite bee
Above all seynt*es* ther*e* pight is thi see
Thorowh dignyte of thi giftis evir*e* to dwell
The which be so grete that tong non*e* can tell.

Gaude sponsa cara dei.

Joy derword spouse of god almyght
for as the so*n*ne the day lightys[3]) w*ith* his beemys cler*e*
So plentevously of peace thou givys the light
to thoo *þat* in this world ben*e* leuyng heer*e*
Derknesse is noon*e* wher*e* *þou* art neer*e*
O glorious lant*e*rne euyr shynyng bright
thi sone to love and drede optene vs will *and* myght

Gaude splende*n*s vas v*ir*tutu*m* f. 55b

Joye vessel pure of vertuous shynyng
to whos bekenyng *and* call both mor*e* *and* lesse
Al the heuenly court is euyr*e* inclynyng
the to hono*ur* and worship as weel worthi is
Heyl[4]) Jesu modir*e* wele *and* gladnesse
w*ith* laude *and* glory euyr*e* on the call
Au*n*gels archau*n*gels and o*þyr* seynt*es* all

Gaude nexu volu*n*tat*is*.

Joye w*ith* *þe* bande of blissis wilfulnesse
and wi*th* *þe* bande of p*er*fytt luf *and* charite
So to that god ioyned *þat* most myghti isse
that *þi* askyng gr*a*unte euyr wil he
Jesu *þi* sone most of benygnyte
ay to *þi* desyres wil accord *and* assent
and hym*e* euyr*e* to please is *þi* will *and* entent.

---

1) *Min. Poems of J. Lydgate* (I), S. LXV, no. 202, mit Note. — Eine weitere, von Horstmann, *Yorksh. Wr.* I, 408 erwähnte freie Übersetzung in John Mirks *Festial* ist mir nicht zugänglich (*AE. Leg.*, N. F., p. CXVI).

2) Schnörkel nach *r* und *u* werden in *e* aufgelöst.

3) MS. lightyn. 4) MS. The.

Gaude mat*er* mis*er*or*um*

Joye pytevous mod*yr* of sy*nners* þ*at* one þ*e* call
for releyse of þ*er* sy*n*ne *and* þ*e* *tre*space
for þi luf þ*e* fad*yr* of þeise world*es* all
*gra*untes to them p*ar*doun m*er*cy *and* g*ra*ce
and aft*yr* *in* heuyn*e* both seete *and* place
w*ith* him *in* blisse euyr*e* to be
this sy*nners* be sauyd lady thorogh help of the

Gaude v*ir*go m*ate*r *christi*

Joye blissid lady modir*e* of crist J*es*u
for þ*ou* most blissid v*ir*gyn des*er*uyd hath a loue
þ*at* þ*i* seete gloriously pight shuld be nowe
all ther next ioyned to þ*e* holy trynytees trone
wher*e* þ*e* seynt*es* of heuyn*e* þ*e* worship eu*er*ychone
w*ith* ympnes *and* canticles *and* organs emang
and oþ*yr* melodies moo than*e* mans h*ert* thi*n*k kan*e*.

Gaude v*ir*go m*ate*r pura.

Joye blissid v*ir*gyn *ch*rist*es* modir*e* pure
Euyr*e* dwelli*nge* sure *and* in certan[t]e
þ*at* theis joyes to þ*e* shall eu*yr* stand sure
and neu*yr* mor*e* decrece n*e* neu*yr* lessyned be
but fresshly florissh *and* encrece in et*er*nyte
þ*us* i*n* endlesse blisse ay shal thow dwell
queen*e* of heuen*e* lady of erth Emp*er*ice of hell

O Sponsa dei el*ect*a

O thou chosyn spouse of god blissid mod*yr* also
of our*e* lord i*es*u *ch*r*i*st þ*at* vs ful der*e* hath boght
sett vs *in* þ*e* right way þ*at* we may surely go
vp to et*er*nal blisse þ*er*of þ*at* we fayle noght
wher*e* peace is *and* glory newe dayly in broght
and w*ith* þ*i* pitevous eeris her*e* vs wh*a*n we call
And suffir vs neu*yr* to þ*e* fend to mak our*e* soulys thrall Amen.

Nachtrag.

Anschliefsend an die beiden Ergänzungen zu Anglia LIV, 292—96 in dieser Studie sind folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

1. Die auf S. 292 oben gemachte Feststellung über die Autoren der Invektiven findet in Str. 24 der Cantion *Quis dabit capiti* einen interessanten Kommentar (bei Heuser, Anglia XXVII, 315—19).

2. Furnivall, *Early English Meals and Manners*, EETS 32, 264 konjiziert Vers 3 der zweiten Strophe des *Boar's head-song* sinngemäfs: *The boris hede ys þe fyr[s]t mes.*

3. Im Zitat des *False Fox* ist richtigzustellen: Zupitza, Arch. 89, S. 285—86.

INNSBRUCK. KARL HAMMERLE.

THE MIDDLE ENGLISH *CANTICUM DE CREATIONE* AND THE LATIN *VITA ADAE ET EVAE.*

The legend of Adam and Eve was one of the most popular in Europe in the Middle Ages. A Latin text, based on eleven MSS. in Munich and one in Paris, was edited by W. Meyer in 1878[1]), L. Katona edited a Latin text based on two incunabula in 1904[2]), and J. H. Mosley edited a Latin text based on twelve MSS. in London, Cambridge, Oxford, and Winchester in 1929[3]).

A Middle English poem, entitled *Canticum de Creatione* (referred to below as *Ox*), dealing with the legend of Adam and Eve was edited by Horstmann from the MS. Trin. Coll. Ox 57 in the first volume of *Anglia*. This poem together with another on the same subject from MS. Auchinl. Edinb. Advoc. Libr. (referred to as *Ed*) was published by Horstmann in his *Sammlung altenglischer Legenden*[4]). Horstmann edited his texts without reference to the Latin texts on which the English poets worked, and F. Bachmann dealt with the two poems in his *Die beiden Versionen des me. Canticum de Creatione*[5]) without investigating Latin texts other than those edited by Meyer.

The following abbreviations are used in this paper:

Ox	English poem, Oxford MS.	A	Arundel 326
Ed	English poem, Edinb. MS.	B	Ball. Coll., Ox. 228
M	Meyer's Latin text	C	Harleian 526
K	Katona's Latin text	D	Harleian 495

---

[1]) *Kgl. Bayr. Akad. d. Wissensch.* xiv.

[2]) Magyar Tudomanos Akad. köt. 18, sz. 10.

[3]) Journal of Theological Studies xxx, no. 118.

[4]) Heilbronn 1878. [5]) Hamburg 1891.

E	Harleian 275	P	Corp. Christi Coll., Camb. 275
F	Harleian 2432	Q	Queen's Coll., Ox. 213
J	St. John's Coll., Camb. 176	R	Royal 8 F xvi
L	Lambeth 352	W	Winchester Cath. Lib.

The Latin texts A to W are those edited by Mozley. There exist some other Latin MSS., possibly a large number, not included in the twenty-four MSS. mentioned.

Unfortunately editors of mediaeval Latin texts are usually more concerned with establishing an original text than with giving all the readings, and those readings which are obviously corrupt are often neglected. But in many cases it is precisely these 'corrupt' readings which are of value, since they throw light on passages in versions in a vernacular which otherwise would remain obscure. In any case it is useless to try to elucidate an obscure passage, or to attempt to deal with the relation of various versions to one another without reference to the actual source[1]). Two examples of errors arising from the neglect of such an obvious truth will be sufficient to justify the above statement.

In a stanza of Ox (ll. 67—72) we read:

"Al þat god is wroþ wiþ þe,
Wel y wot it is for me."
Adam answerde there:
"His creature is gret, & ay shall be;
Whaþer it be for þe or me,
Sertis, y wot neuere."

In spite of the fact that *gret* occurs elsewhere in the poem with the meaning 'great, large' (*oure synne was so gret*, l. 623), Horstmann annotates *gret* = *grit, earth.* But the meaning is settled by Mozley's text, § 3:

"quia propter me iratus est tibi Dominus Deus. Et dixit Adam, *magna* est in celo et in terra creatura eius; aut propter te aut propter me, nescio."[2])

---

[1]) Sometimes, of course, the text which the poet used has disappeared, and must be reconstructed. For this purpose we are bound to consult every possible source at our disposal.

[2]) The Latin text is possibly corrupt. In an English prose version, edited by Mabel Day (*The Wheatley Manuscript*: EETS. No. 155) we read "Greet is in heuene and in erþe his wraþe." This makes better sense. Mabel Day conjectures that *creatura* has been corrupted from *creata ira*.

And in Ox (ll. 619—624) we find:

And, Seth, sone wiþoute drede
A grene way shall þe þuder lede,
And steppes sere of hew —
For whanne we breken godis komandement,
Oure synne was so gret, þat, þer we went,
Neuere after gras ne grew."

Horstmann's note[1]) states: „ms. undeutlich, ob *grene* oder *greue*; *grene* scheint nicht zu passen." Horstmann apparently cannot reconcile l. 620 with l. 624, but Mozley's text B, § 37, shows that *grene* is the reading:

"Paratus Seth, dixit Adam, Versus orientis in capite uallis huius inuenies uiam *uiridam* que uos ducet a paradisum, sed ut illam certius agnoscatis inuenietis passus marcidos qui sunt tam mei quam matris uestre uestigia cum per eam incederemus expulsi de paradiso usque ad hanc uallem qua plasmatus tei causa deueniremus; tanta enim fuerunt peccata nostra quod nunquam postea quo pedes nostri calcauerunt herba *uirida* crescere potuit."

This passage not only establishes the reading *grene*, but it explains the apparent contradiction in the English text. The path is green, the only parts where the grass is withered are those touched by the feet of Adam and Eve.

Bachmann, as stated above, tries to show the relation of the two English versions to one another by reference only to Meyer's Latin text. He bases his argument on omissions, additions, and alterations (a) common to the two poems, and (b) peculiar to one of them. But it can be shown that neither English version is based on Meyer's text. In the passage where Satan, disguised as a serpent, meets Seth and Eve we read:

Ox (ll. 639—40)	Ed (l. 407)
An Addre to hem gan lepe	
And al to-bot Seth in þe face.	& bot Seþ in þe visage.

Meyer, § 37, has: "ecce subito venit serpens bestia et impetum faciens morsit Seth. "If Meyer's text had been the only text in existence we might perhaps conclude that one English poet had borrowed from the other, since it would be unlikely that each should independently have altered or mis-read his source in the same way. But Mozley's MSS., with the exception of D, Q, B, read: "subito uenit serpens bestia impietatis et *faciem* Seth momorsit."

---

[1]) Anglia I, p. 317.

Another striking similarity between the two English poems where they differ from Meyer's text is seen in the passages in which God gives Adam's soul into Michael's care:

Ox (l. 881—4)	Ed (l. 545—8)
Seth seȝ god þo, sikerly His faderes soule take þan And tok Miȝhel, þe angel briȝt, And seyde: "kep me þis soule riȝt".	God, þat sit in heuen heyȝe, Tok Adam soule, þat Seþ it seiȝe, And bitok it Seynt Miȝhel, And seyd: "Haue, loke þis soule wel".

Meyer, § 47, has: "tunc vidit Seth manum domini extensam tenentem Adam; et tradidit Michaheli dicens: sit in custodia tua," but Mozley reads:

"Tunc uidit Seth manum Domini extensam *animam* patris sui tenentem quam tradidit Micaeli arcangelo dicens, "sit hec *anima* in custodia tua . . ."

Another "addition" common to both English poems occurs where Adam proposes to Eve that they shall do penance to obtain God's pardon:

Ox (l. 98)	Ed (l. 194)
Fourty dayes wiþouten distaunce	And liue we in penaunce fourti dawes.

Meyer's *Vita*, § 4, does not mention forty days: "Peniteamus penitentiam magnam," but Mozley's MSS. have "peniteamus in magna penitentia *diebus quadraginta*," only Q and B omit *diebus quadraginta*.

An "alteration" common to both English poems is also due to the source. On leaving paradise Adam and Eve lamented:

Ox (l. 47)	Ed (l. 145)
Sixe dayes fulle to þe ende	Sex days and sex niȝt.

Meyer, § 1, reads: "et fuerunt vii dies lugentes et lamentantes in magna tristitia," but Mozley's MSS. "*sex* dies lugentes", except Q "septem dies", and B "octo diebus".

Other "additions" and "alterations" common to the two poems can also be traced to the sources used by the poets. But it is easy to show that the two poets used different sources.

After Adam's death both Eve and Seth embrace the dead body in Ox, but Seth alone in Ed:

Ox (ll. 862—4)	Ed (535—7)
þo Eue and Seth his body beclepte, And for him faste þeȝ wepte And waymenteden riȝt sore.	&, as it telleþ in þe boke, In his armes his fader he tok, & ful bitterliche he wepe.

Meyer, § 46, reads: "et cum esset Seth amplexans corpus patris sui lugens desuper", whilst Mozley's MSS. (except D, Q) read: "cum autem Seth et mater eius Eue amplexati essent corpus Ade et luxissent super illud".

Since she was chiefly responsible for the fall, Eve feels that she should have *all* Adam's pains in Ed, but only a *part* of them in Ox.

Ox (ll. 607—13)	Ed (ll. 383—6)
Lord god of riȝtwysnesse,	Lord, ich biseche þe,
Let me al þis siknesse,	Adames sorwe put in me!
For þe trespas was myn!	For al þe sorwe þat he is inne,
Adam, sche seide, y praye þe	Is for mi gilt & for mi sinne.
Of þy siknesse parte wiþ me,	
Let me haue sum of þy pyn!	
For þorghe me þow hast þis ille.	

Meyer, § 35, reads: "Domine deus meus, in me transfer dolorem eius, quoniam ego peccavi, et dixit Eva ad Adam: domine mi, da mihi *partem* dolorum tuorum, quoniam a me culpa haec tibi accessit", but Mozley's A and B omit "et dixit ... accessit". Thus the poet of Ox followed a source with the full text, the poet of Ed one which omitted the last sentence.

A comparison of the English poems with their sources will thus establish the fact that each poet worked independently, and will teach us something about the authors' theoretical principles of poetry, viz. that they did not regard their sources as mere material to be fashioned as their artistic promptings directed, but that their aim was to tell a true tale, which aim required a faithful rendering of the source. When we compare the poems with Mozley's text, and not only with Meyer's, we obtain a clearer idea of how closely the poets followed their sources.

The "omissions" noted by Bachmann need not be considered in detail. One example of each kind, viz. common to both, and peculiar to each, will suffice.

Adam proposes to Eve that they shall look for food, and they search in vain:

Ox (ll. 88—90)	Ed (ll. 177—82)
þeȝ souȝten aboute wiþ sory mynde,	þai went forþ and mete souȝten,
Bote swich myȝte þeȝ nowher fynde	. . . .
As hy hedden in paradys.	Ac þai no couþe finde non,
	As wide as þai couþe gon.

Meyer, § 4, reads: "et ambulantes quaesiverunt novem dies et non invenerunt sicut habebant in paradiso". Thus the English poems omit *novem dies*, but all Mozley's MSS. (with the exception of Q, B, which read *septem diebus*) omit the time, e. g. A: "euntes quesierunt et nihil inuenerunt sicut habuerunt in paradiso".

An omission peculiar to Ox is found in the description of the birth of Cain. Angels come to Eve's help:

þat þer kome angeles twelue
And stoden aboute hire þo. (ll. 425—6).

Meyer, § 21, has: "Et ecce venerunt xii angeli et duo virtutes stantes a dextris et a sinistris Evae". Thus Ox omits *duo virtutes*, but K and W also omit. D, Q read *duo angeli.*

An omission peculiar to Ed is found where Eve, about to die, summons all her sons and daughters:

þo Eve wist sche schulde dye,
sche cleped forþ hir progenie,
Boþe þe ȝonger and þe eldre,
Hir childer and hir childer childre. (ll. 601—4)

Meyer, § 49, reads: "cognoscens Eva mortem suam, congregavit omnes filios suos et filias suas, qui fuerunt Seth cum xxx fratibus et xxx sororibus". Thus Ed omits the numbers. They are omitted too in Mozley's texts, thus A: "cognoscens Eua mortem suam imminere congregare fecit omnes filios et filias et dixit eis". The numbers occur in D, Q, B.

The additions and alterations are more interesting. Some common to Ox and Ed have been dealt with above. There remain:

Satan explains how he obtained power over man:

Ox (ll. 666—72)	Ed (ll. 433—36)
Sethe ȝe broken his wille	&, Eue, ichil þat þou it wite:
And aȝen his biddynge fre	Seþþen þou & Adam of þe appel bite,
Eten þe appel of þe tre:	We haue hadde pouwer & miȝt
Riȝt þo, as y gesse,	To dere ȝou boþe day & niȝt.
Whanne ȝe hadde þus eten ȝoure ban,	
ȝow to deren oure power gan	
And oure hardynesse.	

Meyer's text, § 38, does not contain this passage, but Mozley's MSS. (except B) read:

"Antea quidem non habui potestatem in uos, sed postquam preteristi mandatum Domini tunc incepit audacia nostra et potestas contra uos".

Adam asks Satan why Satan pursues Eve and himself:

Ox (ll. 224–6)	Ed (ll. 285—9)
Adam þo spak ful pitously:	Adam was in gret care
"A, deuel, wo þe be!	þat seyȝe his wiif so iuel fare,
What eyleþ þe so agayn vs meue?	And seyd to þe fende of helle:
	"Ich wald þat þou wost me telle
	Whi þou inwest me and mi wiif.'

In Meyer's text, § 11, it is Eve, who asks the question (two MSS. only read *Adam autem*):

"haec cum audisset Eva cognovit, quod diabolus ... et exclamavit dicens: ve tibi, diabole, quid nos expugnas gratis?"

But Mozley's text reads:

"Adam uero exclamauit dicens, ve tibi, diabole, qui nos tam grauiter non desinis expugnare. Quid tibi apud nos? ...".

Eve orders Seth to write the lives of Adam and Eve:

Ox (ll. 898—904)	Ed (ll. 613—16)
Eue to Seth þus gan seye:	And þou, Seþ, for ani þing
"Tak & make tables tweye	Ich comand þe on mi bliscing
Of al oure lyf anon,	þat þi fader liif be write,
Tweye of erthe & tweye of ston,	And min also. everi smite ...
Writ þeron oure lyf anon	
þat we haue had here."	

In Meyer's text, § 50, all the children receive this command: "Sed audite me, filii mei! facite ergo tabulas lapideas et alias tabulas luteas et scribite in his ...", but Mozley's text reads: "Audite ergo me, fili mi Seth, facito tabulas lapideas et tabulas de terra lucidas et scribe in eis totam uitam patris uestri et meam ..." The mixture of plural and singular (*audite, facito, scribe*) is interesting as a transition from the plurals in Meyer's text to the singulars of the texts which the English poets seem to have used. The author of Ox speaks of *two* tables of earth and *two* of stone. This is found in none of Mozley's MSS., but one of Meyer's, viz. 9, reads, § 51: „Tunc Seth fecit duas tabulas lapideas et duas luteas."

The "additions" and "alterations" peculiar to each of the English poems will, in most cases, also be found to have no existence in fact when Mozley's MSS. are examined. I take Ox first.

Adam and Eve are expelled from paradise:

And þeȝ ȝeden forþ in to þe west (l. 44)

This is not found in Meyer, § 1, but in Mozley: "euntes abierunt ad occidentem" (Q, B omit).

Eve suggests that Adam should kill her since she was chiefly responsible for disobedience:

> Eft seyde Eue wiþ ruful chere:
> "Lord, y praye ȝow sle me here,
>   þat god me namore se
> Ne non angel in heuene aboue,
> And þat god for my loue
>   Namore be wroþ wiþ þe." (ll. 73—78.)

Meyer, § 3, has only: "vis interficere me, ut moriar?", but Mozley:

> "Domine mi interfice me, ut moriar et tollar a facie Domini Dei et a conspectu anglorum eius, ut obliuiscatur irasci tibi Dominus Deus."

(Q, B, K omit.)

As penance for their sin Adam proposes that he shall stand in Jordan forty-seven days and Eve in Tigris forty days. Meyer's text gives 40 days for Adam, and variants 37, 34, 30 for Eve. Mozley's text (except Q, B) has 47 for Adam and 40 for Eve.

Ox explains the reason of the extra seven days:

> For on þe seuende day god made ende,
> Of his work guod and hende
>   He restyde him þat day. (ll. 121—3.)

This is not found in Meyer, § 6, but Mozley reads:

> "quia septima die factus sum et septima die Deus omnia consummauit."

(Q, B, K omit.)

Adam and Eve stood in such deep water that their hair floated on the surface:

> þe her of here heuedis þat was long
> Spradde abrod on þe water strong —
>   Ruthe hadde ben to se. (ll. 145—7.)

Mozley, § 7, reads:

> "et capilli capitum eorum exparsi erant super aquas."

(Q, B, K, as well as Meyer, omit.)

Adam requests the river and fish to mourn with him. They are guiltless:

> Ne þorgh no synne loste ȝoure fode.
> þorgh synne y loste my lyues fode. (ll. 157 and 163.)

Mozley, § 8, has:

"neque ipsi delictum commisistis nec defraudati estis ab alimentis uestris, sed ego peccaui et ab escis mihi concessis defraudatus sum."

(Meyer, Q, B, K omit.)

Adam's lamentation makes him hoarse:

þus stod Adam in al þat drede,
Al hid in water, saue his hede,
And longe to God gan calle:
His voys wax hors, his cheke sor.
And alle þe bestis þat weren þor
For him sorweden alle. (ll. 169—74.)

Mozley reads:

"Tunc Adam clamauit ad Dominum Deum, et rauce facte sunt fauces (variant *uoces*) eius per singulos dies, et facte sunt dies decem et nouem quod lugentes erant omnia animancia cum Adam."

(D, Q, B, K and Meyer omit.)

Satan tempts Eve to leave the water. She falls down:

Anon to þe erthe she fel adoun,
As ded she hadde bene.
So al a day she lay al mast. (ll. 203—5.)

Meyer, § 10, reads: "cecidit in terram", but Mozley adds: "et iacuit quasi mortua pene tota die." (D, Q, B, K omit.)

Eve bears Cain:

þeȝ callede him Kaym to his name —
Bote sethen he wroȝte care. (ll. 446—7).

Meyer, § 21, has: "peperit filium et erat lucidus." In several of Mozley's MSS. the reading is *lugidus* (but *lucidus* in D, Q, whilst B has *peperit filium lucidum*).

The reading *lugidus* is curious. It may have been associated with *lugeo* (which occurs elsewhere in the text), and thus was rendered *he wroȝte care* by the English poet.

Cain kills Abel in jealous anger:

For wrathe þo Kaym wax ner wod,
For to spillen his broþeres blod,
To deþe Abel he þreste. (ll. 484—6.)

Meyer, § 23, has only: "interfecit Cain Abel", but Mozley's B:

"cumque uidisset Caym quod ad munera sua non respexit deus accensus inuidia et interfecit Abel fratrem suum."

Adam mourns Abel a hundred years. Then Seth is born:

And þanne Adam, ȝe mowe me leue,
And hondred wynter knew noȝt Eue
Flesliche for þis stryf. (ll. 493—5.)

Meyer, § 24, reads: "et post haec cognovit Adam uxorem suam et genuit filium et vocavit nomen eius Seth". Mozley's B: "post hoc c annos fleuit Adam Abel et abstinuit se ab uxore sua ducentis annis et plus". K: "post hoc per centum lugebant filium suum Adam et Eva et noluerunt magis commisceri inuicem ..."

Many children were born after Seth:

ȝut after he gat þretty sones mo,
And þretty douȝtres and two
þus in writ fynde y. (ll. 505—7.)

Meyer, § 24, has: "genuit filios xxx et filias xxx simul lxiii", but Mozley: "filios xxx et filias xxxii" (D, Q: "totidem filias sicut filios").

Eve laments:

Wo is me wrecche in þis sel!
I am corsed, y wot wel,
And alle þat breken godis heste. (ll. 643—5.)

Meyer, § 37, reads: "heu mihi miserae quoniam maledicta sum, quoniam non custodivi praecepta domini", but Mozley: "Heu me miseram quoniam maledicta sum et omnes qui non custodiunt praecepta Domini Dei" (D, Q, B: "qui non custodiui").

Satan leaves Seth:

I wil don as þow me bed:
Fro þe now gynne y te. (ll. 683—4.)

Meyer, § 39, has: "ecce recedo, sicut dixisti", Mozley: "ut iussisti".

Seth reports to Adam what he heard in paradise:

þo Seth aforn his fader gan cum
And tolde Adam alle and sum
þat þe angel hadde him told. (ll. 844—6.)

This is not found in Meyer, § 45, but Mozley's A reads: "Et reuelauit Seth patri suo Adam omnia que dixerat eis Micael archangelus iuxta portas paradisi."

Adam was buried in the Valley of Ebron:

Seth tok his faderes body
And beriede it in þe vale ef Ebron. (ll. 891—2.)

Meyer, § 48, reads: "et sepelierunt Adam et Abel Michahel et Urihel angeli in partibus paradisi", but Mozley's B: "in monte Ebron in partibus paradisi".

Solomon calls the tablets written by Seth 'Archilaykas':

> And þo archilaykas
> Salamon dede hem calle —
> þat is to sayn: wiþoute trauaylle
> And wiþouten wit saunfayle
> Seth wrot hem alle. (ll. 944—8.)

Meyer, § 51c, has: "hoc est sine librorum (uerborum, labiis) doctrina scriptas", Mozley's P: "sine laboris doctrina".

In Ed, too, some of the divergencies from Meyer's text can be found in Mozley's MSS. Thus in Ed (487—8) Eve and Seth on their return from paradise tell Adam first what they had heard, and then relate the incident of the serpent's attack. In Meyer's text, § 44, only the serpent's attack is related: "et cum pervenissent Seth et mater eius ad Adam dixerunt ei, quia bestia serpens morsit Seth"; but Mozley's B reads: "reversi sunt Eva et Seth et narrauerunt que uiderant ... et postea nunciaverunt qualiter bestia serpens momordit Seth".

Adam returns thanks to God:

> & Adam held vp boþe his hond
> & þonked god of alle his sond. (ll. 489—90.)

This is not in Meyer, § 45, but Mozley reads: "Adam autem laudes dedit Deo de omnibus que dixerat ei Seth de Micaele".

After the burial of Adam the angels depart:

> þo þe angels had seyd þus
> þai wenten ozain to sweete Jhesus,
> To heuen þer þai formast were. (ll. 593—6.)

This is to be found only in K, § 49: "his dictis angeli recesserunt".

The angel foretells Adam's death without stating when it is to take place:

> His terme neizeþ þat he schal dye
> And when þe body, þat haþ don sinne,
> & þe soule schal parten atwinne,
> Rizt whan þat time schal be,
> Miche meruayl ze schullen yse. (ll. 476—80.)

Meyer's text, § 43, reads:

> "completum est tempus vitae illius. Adhuc sex dies, tunc exhibit anima eius de corpore et cum exieret videbis magna mirabilia in caelo et in terra et in luminaribus caeli",

but Mozley's MSS. (except D, Q, B) omit *adhuc sex dies*, and read:

> "impletum est tempus sue et cum exierit anima eius de corpore uidebis mirabilia . . ."

This examination shows that the sources used by the two poets can be almost completely reconstructed from the twenty-six Latin MSS. of the *Vita* available. The gaps which remain are few. None of these MSS. contains the directions with regard to tithes (Ox ll. 327—45), the reason why women cover their heads (Ox ll. 373—84), and why the devil went to Eve first (Ed ll. 246—7).

It is curious to note that Ox ll. 619—24 is contained only in B, that B is the text in which the *Vita Adae* is most closely interwoven with the *Holy Rood* legend, as in the English poems, and yet in other respects the English poems differ from B more than from the other Latin MSS. Thus:

Ox 619—24 only in B		Ox 98 Ed 195	not in QB
Ox 639—40 Ed 407	not in DQB	Ox 47 Ed 145	not in QB
Ox 169—74 not in DQB			
Ox 203—5 not in DQB Ed 476--80 not in DQB		Ox 666—72 Ed 433—36	not in B.

SHEFFIELD. A. C. DUNSTAN.

AMER. SLANG *GUY* 'FELLOW, CHAP, PERSON'.[1])

Das Wort *guy* in der Bedeutung 'fellow, chap', als allgemeinster Ausdruck für 'Mann' genau dem vulgärfranzösischen Gebrauch von *type* entsprechend, wird im gegenwärtigen Umgangsslang des amerikanischen Englisch geradezu bis zum Überdruſs gebraucht. Als Beweis dafür können die zahllosen Beispiele dienen, die sich in den Gesprächspartien aller Werke von S. Lewis finden, besonders etwa in dem Buch *The Man Who Knew Coolidge* (1928), das ja nichts anderes ist als der überlange Redefluſs des 100prozentigen amerikanischen Banausen Lowell S. Schmaltz.[2])

Zur Etymologie des Wortes wurde bisher (vgl. NED unter *Guy* sb.[2]) nur das englische *guy* in den Bedeutungen herangezogen, die sich aus den volkstümlichen Bräuchen anläſslich der Jahresfeiern der Entdeckung der Pulververschwörung (4. November 1605) entwickelt haben. An diesem Tage wurden bekanntlich grotesk aufgeputzte Puppen in der Gestalt des Verschwörers Guy Fawkes[3]) herumgetragen und dann in

---

[1]) Aus der „Helene Richter-Mappe". Helene Richter zum 70. Geburtstag am 4. August 1931 handschriftlich überreicht.

[2]) Nur einige Beispiele, die zugleich die reichen Verwendungsmöglichkeiten des Wortes zeigen. *The Man Who Knew Coolidge* (Engl. Ausgabe, London 1928) S. 87: "Just what you'd expect a Chicago guy to do!" — S. 106: "Well, I ain't one of that kind of guys." — S. 108/9: "The first time you meet a guy, you ought to show your social onions." — S. 139: "She falls for him, and she thinks he's the real High Guy." — S. 146: "That's the kind of fellow he was, real all-round guy."

[3]) Der Name *Guy* entspricht der latinisierten Form *Guido* (seit dem 6. Jh.) zum ahd. „ungemein häufigen" Kurznamen *Wido, Wito* (zu ahd. *witu* 'Wald'; vgl. Vollnamen wie *Widukind, Withard* u. ä.). Näheres bei E. Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*[2] I (1900), Sp. 1562, und Heintze-Cascorbi, *Die deutschen Familiennamen*[6] Halle 1925, S. 384. Über das früheste Auftreten des Namens in England (Formen: *Wido, Vido,*

Freudenfeuern verbrannt. Daraus entwickelte sich die erste Bedeutung des Wortes, indem die groteske Puppe, *guy* genannt, zum Vergleich mit ähnlich schäbig gekleideten Personen verwandt wurde. Solcher Beispiele (1806—1868) gibt das NED mehrere; z. B. 1867 Trollope, *Chron. Barset* II. LX. 175: 'What are you doing there, dressed up in that way like a *guy*?', so daſs der Übergang zur Person selbst, die so aufgeputzt ist, ganz natürlich erscheint: 'a person of grotesque appearance, especially with reference to dress; a fright' (NED). Aber die hierzu gehörigen Beispiele (1836—1893) zeigen alle deutlich, daſs auch hier der Vergleich mit der Guy Fawkes-Puppe noch sehr lebendig ist (z. B. 1861 Hughes, *Tom Brown at Oxford* XXVI [1889] 246: 'He was such an old *guy* in his dress', oder auch 1893 Vitzetelly, *Glances back* I. II. 33: 'Little boys ... were dressed up to look the greatest of *guys*'). Auch die sehr lebendige englische Wendung 'He looks a regular *guy* in that get-up' enthält noch deutlich den Vergleichspunkt.

Von diesem Vergleichsmoment hat nun der amerikanische Gebrauch des Wortes, der im NED mit einem Beispiel aus einer mittelwestlichen Zeitung des Jahres 1898 belegt wird, jede Spur verloren: Milwaukee Sentinel, 22. January 1898, 4/7: 'I s'pose you got a Bible you'll let a *guy* look into.' Hier ist die Verallgemeinerung so weit gediehen, daſs das Wort geradezu die Funktion des indefiniten 'a person' erfüllt.

Die älteren Wörterbücher von Amerikanismen, soweit mir zugänglich, scheinen das Wort in dieser Bedeutung noch nicht zu kennen[1]), und auch Thornton, *American Glossary*, 1912 (I. 405) kennt (nach freundlicher Mitteilung von R. Hittmair) nur das Zeitwort *to guy* — 'to make fun of', mit sechs Belegen

---

Wid, Guido, Gwido) s. Th. Forssner, *Continental Germanic Personal Names in England in Old and Middle English Times*, Diss. Uppsala 1916, S. 254, der das germanische Namengut bis ca. 1350 behandelt und die französischen Formen *Gui, Guy* noch nicht aufführt. Über germ. *Wido* > frz. *Gui* (obl. *Guion*) vgl. W. Kalbow, *Die germanischen Personennamen des altfrz. Heldenepos und ihre lautliche Entwicklung*, Halle 1913, S. 74, 116 f. und 133.

[1]) J. S. Farmer, *Americanisms old and new*, London 1889, verzeichnet nur: '*Guy* — a dark lantern', eine Bedeutung, die auch im NED als englischer Slang (1811) mit Fragezeichen unter unserem Stichwort gegeben wird. G. M. Tucker, *American English*, New York 1921 hat nur das Verb: "*Guy* — Make fun of, 1872".

1872 (Mark Twain) bis 1904 (Claiborne, „Old Virginia"). Dieser verbale, vom Substantiv abgeleitete Gebrauch des Wortes wird vom NED (unter *Guy* v.[3]) als englischer Theaterslang betrachtet (1872—1893, z. T. amerikanische Belege), während Mencken, *The American Language*[2] 1921 S. 153 es wohl mit Recht für einen spezifischen Amerikanismus hält, dem er englisch *to spoof* gegenüberstellt. Als Substantiv im heutigen Gebrauch ist das Wort verzeichnet bei G. Ph. Krapp, *A Comprehensive Guide to Good English*, Chicago 1927, S. 286: "*guy*, n. colloquial and slang as a synonym for man, person, fellow. The phrase 'the main guy' is slang for the leader, the boss." C. Wood und G. Goddard, *A Dictionary of American Slang* (Girard, Kansas 1926 [Little Blue Book No. 56], S. 22) stellen in ihrer Definition die ältere englische Bedeutung voran, von der bezweifelt werden darf, ob sie in Amerika jemals lebendig war: "*guy* — quaintly dressed person; any person: He's the guy". Ausführlich behandelt Mencken (a. a. O. S. 153) das Wort, indem er den ursprünglichen englischen vom amerikanischen Slanggebrauch trennt: "A *guy*, in the American vulgate, simply signifies a man; there is not necessarily any disparaging significance. But in English, high or low, it means one who is making a spectacle of himself. When G. K. Chesterton toured the United States in 1920—21, "some reporter in the West referred to him as a *regular guy*. At first Mr. Chesterton was for going after the fellow with a stick. Certainly a topsy-turvy land, the United States, where you can't tell opprobrium from flattering compliment".[1])

Das kleine bedeutungsgeschichtliche Problem, das sich somit an das amerikanische Slangwort knüpft, besteht in der Lösung der Frage: Wie, wo und wann hat sich der Übergang von der speziellen englischen Bedeutung 'komischer Kauz', bzw. 'närrisch aufgeputztes Wesen, Popanz' zum amerikanischen allgemeinen Sinn 'Mann, Person' vollzogen? Das 'Wann' dürfte sich nach Ausweis der jüngsten Wörterbücher und des Stillschweigens von Thornton im allgemeinen dahin beantworten lassen, daſs der Gebrauch des Substantivs in der jetzigen Bedeutung wohl frühestens erst seit den letzten Jahren des 19.,

[1]) Mencken zitiert 'Murray Hill Bids Mr. Chesterton Goodby' aus dem *Bookman*, 21. Juni 1921, S. 309. Vgl. auch Mencken-Spies, *Die amerikanische Sprache*, Leipzig, 1927, S. 67.

vornehmlich aber erst seit den ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts als wirklich 'gemein-amerikanisch' anzusprechen ist, wenn auch das Verb (in der Bedeutung 'verspotten') zu Ende des Jahrhunderts sowohl im mittleren Westen wie im Süden bekannt war.[1])

Was das 'Wie' des Übergangs anlangt, so ist natürlich zuzugeben, daſs eine derartige Begriffserweiterung eines ursprünglich pejorativen Begriffes, die in Wendungen wie *High Guy, the guy* etc. (vgl. unsere Beispiele) bis zur Umkehr ins Eulogistische geht, sich ohne weitere Stützung durch ein anderes Wort, durch einfache psychologische Übergänge erklären läſst. So ist etwa auch das junge Slangwort *sheik*, das zuerst — nach einer Filmrolle Valentinos — 'Liebhaber' bedeutete, auf dem besten Wege ganz farblos einen 'jungen Mann' im allgemeinen zu bezeichnen, wenn es nicht vor der Zeit wieder verschwindet. Ich möchte aber zu erwägen geben, ob bei der Entwicklung des Wortes *guy* die Einwirkung eines anderen Wortes nicht wenigstens möglich wäre, das, einer anderen Bevölkerungsschicht und einem anderen sprachlich-völkischen Substrat entnommen, zugleich auch das 'Wo' des Überganges erklären würde. Ich werfe die Frage auf, ob für die gegenwärtige auſserordentliche Verbreitung des Wortes *guy* nicht auch das hebräisch-jiddische *goy* wenigstens mitverantwortlich zu machen ist. Daſs *guy* ebensogut jiddisch als amerikanisch ist, ist auch die Anschauung Menckens (a. a. O. S. 407).[2])

---

[1]) Es ist besonders bemerkenswert, daſs Mark Twain, dem das Verbum geläufig ist, das Substantiv anscheinend noch nicht gekannt hat. So finden sich im zweiten Teil von *Roughing It* (1872) [Ausg. New York und London, o. J., Harper & Brothers], Kap. VI, in dem denkwürdigen Dialog zwischen Scotty Briggs und dem Geistlichen, wo reiche Gelegenheit zur Verwendung des Wortes gewesen wäre, immer andere Umschreibungen für 'Mann', z. B. S. 62: "Are you *the duck* that runs the gospel-mill next door?"

[2]) Das NED führt als besondere Unterabteilung unseres Werkes auf Grund eines einzigen Zitates auch die Bedeutung „erpresserischer Anwerber von Matrosen" an: 1835 *Tait's Mag.* II. 451. "These crimps are Jews; there are a few Christians who profess the same commercial faith, and they are called *guys*. These crimps and guys prey like sharks on the unfortunate sailors." Aus diesem Zitat könnte man eine weitere Beziehung von *guy* zum Jiddischen folgern. Doch erscheint mir dies abwegig. M. E. handelt es sich hier um einen (anscheinend nicht sehr lebenskräftigen) Seemannsausdruck anderer Herkunft. Ich möchte das Wort eher zu *Guy* sb.[1] stellen,

Die Bedeutungs- und Lautübergänge würden sich dann etwa wie folgt darstellen: Hebr. sg. *goy* bedeutet 'Volk', pl. *gojīm* 'Völker', besonders 'die Heiden'. Daraus wurde dann (nach freundlicher Belehrung von Kollegen Julius Lewy-Gieſsen) vulgär eine neue Bedeutung des Singulars entwickelt: 'der Heide', dann überhaupt 'Ungläubiger', 'Christ'. Daſs *goy* = 'Christ' im amerikanischen Jiddisch noch geläufig ist, zeigt folgender Beleg aus S. Lewis, *The Job* (1916; engl. Ausgabe 1926, S. 116): '[My dad] reads the Talmud all the times and hates *Goys*.' Die lautliche Qualität des Diphthongen [oi] könnte sich im Munde der New Yorker und Brooklyner Juden ebenso entwickelt haben wie in den vielen anderen Wörtern, die schriftenglisches [oi] verschiedener Herkunft in [ai] verwandelt haben. Ursprünglich handelt es sich hierbei um Erhaltung einer älteren [ai]-Aussprache, die noch im 18. Jh. auch in England weit verbreitet war. In Amerika ist sie vor allem in New York, aber auch anderwärts, zu finden.[1])

Die Masseneinwanderung der Juden nach den Vereinigten Staaten setzte mit den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein. Für die Jahre 1880—1899, wo die amtlichen Aufstellungen noch fehlen, wird die Zahl der jüdischen Einwanderung auf etwa eine Million geschätzt; die Statistik von 1899—1914 gibt für diese Jahre einen Zuwachs der Einwanderung von weiteren $1^1/_2$ Millionen an, so daſs während der letzten fünfzig Jahre (1880—1930) die Gesamtzahl der

---

dessen ursprüngliche Bedeutung 'Führer' (afrz. *gui-s* und *guie*, Verbalsubst. zu afrz. *guier*) heute veraltet ist, das aber noch in der Seemannssprache als 'Tau', bes. 'Führungstau, Tau zum Festmachen' weiterlebt. Daraus läſst sich die übertragene — lokal und zeitlich offenbar begrenzte — Bedeutung 'Erpresser', 'einer, der Matrosen festhält' m. E. unschwer ableiten; vgl. auch den seemännischen Slangausdruck *to clap a guy on* = 'to put a stop to' (NED, *Guy* sb.[1] 2b, Beleg 1814).

[1]) G. Ph. Krapp, *The English Language in America*, New York 1925, I. 196f. gibt zahlreiche englische und amerikanische Beispiele der früher geltenden Lautung: *toy* = [tai], *boy* = [bai]; *join* reimte mit *fine*, *boil* = *bile*, u. ä. Ebd. I. 199: "The pronunciation of words like *oil* as [ʌil], [əil] is common in the popular dialect of New York City and elsewhere." Zahlreiche Beispiele des [ai]-Vokalismus aus den *Biglow Papers* von J. R. Lowell (1848, 1866) gibt J. A. Heil, *Die Volkssprache im Norden der Vereinigten Staaten von Amerika*, Gieſsener Beiträge III, 2 (Breslau 1926). Über die ne. Entwicklung von me. *oi* und *ǒi* jetzt ausführlich bei Luick, *Hist. Gr.* § 544; kürzer bei Horn, *Hist. Neuengl. Gr.*, Straſsburg 1908, S. 100 ff.

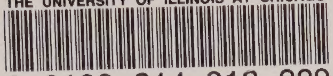
jüdischen Einwanderung sich auf etwa drei Millionen belaufen dürfte.[1]) Da es sich bei dieser Einwanderung vor allem um niedere soziale Schichten, Handwerker und Arbeiter meist osteuropäischen Ursprungs, handelt, die dann besonders in den grofsen Städten des Ostens und mittleren Westens eine zweite Heimat fanden, könnte das Wort *goy*, das diesen Schichten sowohl aus dem Jiddischen wie aus dem Hebräischen geläufig war, sich mit ihnen, und zwar mit dem New Yorker [ai]-Vokalismus analog Wörtern wie *oil, boil, toy, boy*, weiterverbreitet haben. Aber selbst wenn man diese phonetische Entwicklung, für die mir einstweilen leider noch die Belege fehlen, nicht annehmen will, so verliert dadurch doch die Vermutung einer Bedeutungsmischung und eines semasiologischen Einflusses von *goy* auf *guy* nichts an Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls fände durch diese Annahme das massenhafte Auftreten des Wortes gerade in den letzten Jahrzehnten eine soziologische Erklärung.

Aufgabe des in Chicago unter der erfahrenen Leitung von W. A. Craigie in Vorbereitung befindlichen *Historical Dictionary of American English* wird es sein, lückenloses Material für solche wortgeschichtliche Studien beizubringen und damit auch die hier vorgetragene Hypothese eines semasiologischen Einflusses von *goy* auf *guy* einwandfrei zu stützen — oder zu entkräften.

---

[1]) Obige Zahlen nach I. Elbogen, *Wanderungen der Juden*, in: Süddeutsche Monatshefte 1930 (Jg. 27), S. 807.

GIESSEN. W. FISCHER.


THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 314 912 229